

Sexualität im Diagramm in Kunst und Wissenschaft seit Magnus Hirschfeld : Eine kritisch-ikonologische Studie

Lüth, Nanna

2013

<https://doi.org/10.25595/1199>

Veröffentlichungsversion / published version
Hochschulschrift / academic publication

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Lüth, Nanna: *Sexualität im Diagramm in Kunst und Wissenschaft seit Magnus Hirschfeld : Eine kritisch-ikonologische Studie*. Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, 2013. DOI: <https://doi.org/10.25595/1199>.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: urn:nbn:de:gbv:715-oops-19063

Nutzungsbedingungen:

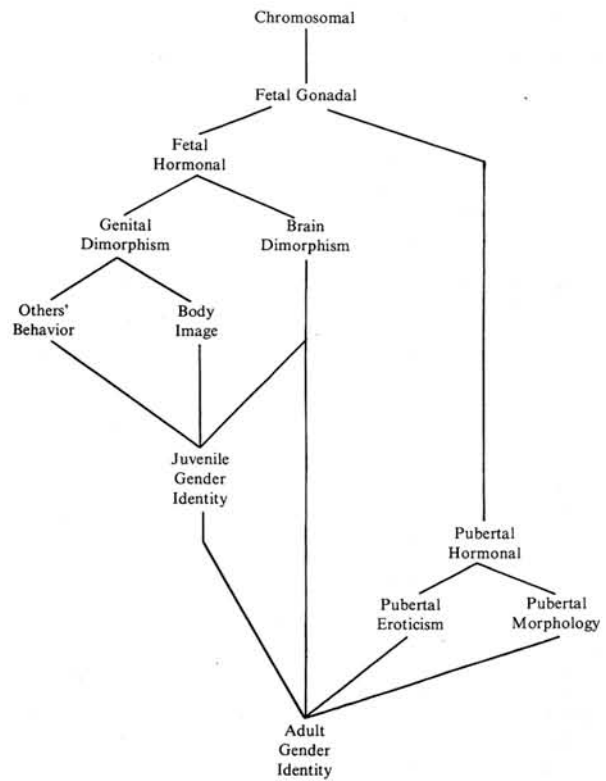
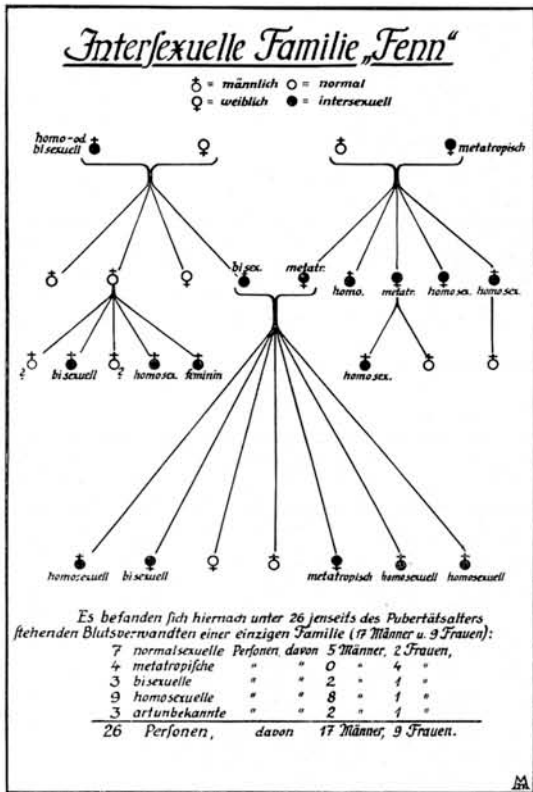
Dieser Text wird unter einer CC BY NC SA 4.0 Lizenz (Namensnennung - Nicht kommerziell - Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/deed.de>

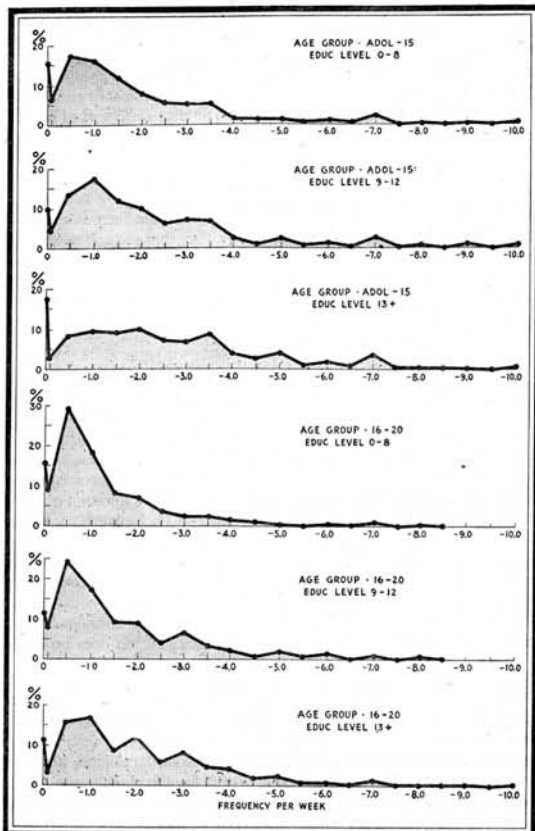
Terms of use:

This document is made available under a CC BY NC SA 4.0 License (Attribution - NonCommercial - ShareAlike). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/deed.en>



Sexualität im Diagramm in Kunst und Wissenschaft seit Magnus Hirschfeld. Eine kritisch-ikonologische Studie



Nanna Lüth

**Sexualität im Diagramm in Kunst und Wissenschaft seit Magnus Hirschfeld.
Eine kritisch-ikonologische Studie.**

der Fakultät Sprach- und Kulturwissenschaften, Carl von Ossietzky Universität Oldenburg,
vorgelegte Dissertation zur Erlangung des Grades Doktorin der Philosophie - Dr. phil. -

Erstgutachterin: Prof. Dr. Silke Wenk

Zweitgutachter: Prof. Dr. Herbert Mehrrens

Nanna Lüth, geb. 13.10.1966

Berlin 2013

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	4
2. Forschungsstand Diagramme: Geschichte und Theorie	6
2.1 Das Diagramm: historische Einführung	6
2.1.1 Antike Diagramme als Rechtsmittel	6
2.1.2 Diagramme: Welt- und Himmelsbilder im Mittelalter	7
2.1.3 Diagramme: Wissenschaftliche Instrumente seit dem 17. Jahrhundert	10
2.1.4 Diagramme: Operative Medien im digitalen Zeitalter	13
2.2 Das Diagramm: theoretische Situierung	14
2.2.1 <i>Diagrammatik</i> : Einspruch und zeichentheoretische Exkurse	14
2.2.2 Das Diagramm in Peirces Zeichentheorie	15
2.2.3 Nelson Goodman: Das Diagramm als Medium der „Welterzeugung“	19
2.2.4 Zeichentheoretische Konzepte	20
2.2.5 Ergänzung: Erziehungsbilder	22
2.2.6 Vertiefung: Diagramme als Linien der Macht	23
2.3 Wozu und welche Diagramme? Übertragung auf Fragestellung und Material	24
3. Fragestellung, grundlegende Begriffe (Evidenz, Normalisierung) und Materialauswahl	25
3.1 Fragestellung	25
3.2 Über Evidenz	25
3.3 Über das Normale, über Normalismus	31
3.4 Materialkorpus	35
4. Verortung: Konzept und eigenes Vorgehen	39
4.1 <i>Studien zur visuellen Kultur</i> : Kritische Ikonologie	39
4.2 Vorgehensweise	45
4.3 Kritische Ikonologie – Queere Re-Lektüre	46
5. Queere Perspektiven auf die Geschichte der Sexualwissenschaft	48

6. Diagrammanalysen: Re-Lektüren

6.1 Das Diagramm als neue Ordnung am Beispiel Hirschfeld	57
6.1.1 Das Diagramm <i>Intersexuelles Konstitutions- und Variationschema</i> (1923)	57
6.1.2 Magnus Hirschfeld	59
6.1.3 Kontext: der Aufsatz „Die intersexuelle Konstitution“	60
6.1.4 Eine Spur/Kulturelle Einschreibung	65
6.1.5 Das intersexuelle Diagramm und jüdische Religion	72
6.1.6 Zusammenfassend: Evidenzen und ihre Ränder	74
6.1.7 Das Diagramm <i>Intersexuelle Familie „Fenn“</i> (1927/1930)	75
6.1.8 Das Baumdiagramm als Medium der Vererbungsforschung der 1930er Jahre	77
6.1.9 Bilderfolge	81
6.1.10 Kontext: Seite 570-572 der <i>Geschlechtskunde, Band I</i> (1926)	83
6.1.11 Das Diagramm als Darstellung einer Familienlinie	89
6.1.12 Zusammenfassend: Gemischte Genealogie	92
6.1.13 Fazit zu Schema und Stammbaum: Eingebettete Evidenz	93
6.2 Das Diagramm als Datenbild am Beispiel der Kinsey-Reports	94
6.2.1 Das Diagramm <i>Principle involved in a twelve-way breakdown</i> (1948)	94
6.2.2 Kontext: Kapitel 3 „Statistical Problems“	99
6.2.3 Alfred C. Kinsey, Wardell B. Pomeroy, Clyde E. Martin und Paul H. Gebhard	106
6.2.4 Das Diagramm <i>Principle involved in a twelve-way breakdown</i> als taxonomisches Dendrogramm	108
6.2.5 Die Kinsey-Kurven als Medien des flexiblen Normalismus	111
6.2.6 Zusammenfassend: Evidenzen, Normalisierungsbestreben und die Differenzierungslücke Geschlecht	114
6.3 Das Diagramm als Karte eines Staffellaufs am Beispiel Money/Ehrhardt	116
6.3.1 <i>Diagram to illustrate the sequential and interactional components of gender-identity differentiation</i> (1972)	116
6.3.2 John Money und Anke Ehrhardt	119
6.3.3 Anordnung und Begriffe im Bild	120
6.3.4 Umbrüche in den Forschung zur Geschlechtsentwicklung	124
6.3.5 Kontext: Einführung „Synopsis“	125
6.3.6 Das Diagramm als Programm und Karte eines Staffellaufs	131
6.3.7 Zusammenfassend: Produktion von Evidenz und Dynamik	132

6.4 Die Lindellmaschine: Ekstatische Dekonstruktionen von John Lindell	134
6.4.1 Die Installation <i>Untitled</i> (1994)	134
6.4.2 John Lindell	139
6.4.3 Zonen (2 fach): Freud + Architektur	139
6.4.4 Kontext: Turingmaschine und Bio-Macht	142
6.4.5 Desorganisation von erogenen und genitalen Körperzonen	145
6.4.6 Abduktion – diagrammatische Entführung	152
6.4.7 Zusammenfassend: über Evidenz hinaus	153
7. Schluss, Notizen, Ausblick	155
7.1 Was in den einzelnen Diagrammen evident gemacht wurde	155
7.2 Was in den einzelnen Diagrammen inevident gemacht wurde	157
7.3 Die Liebe zu den Diagrammen – Stellungnahmen zur Bio-Macht	159
7.4 Ausblick	160
Literatur	161
Websites, nach Stichworten sortiert	176
Bildnachweise	178
Bildanhang	181
Dank	182

1. Einleitung

Diagramme in den Veröffentlichungen von bedeutenden Sexualwissenschaftler_innen des 20. Jahrhunderts (Magnus Hirschfeld, Alfred Kinsey et al., John Money und Anke Ehrhardt) werden daraufhin untersucht, auf welchen technischen Verfahren und Vorannahmen sie basieren, welche Ausschlüsse oder Paradoxien darin zu sehen gegeben und wie in dieser Form visuelle Wahrheiten über Geschlecht und Sexualität produziert werden.

Eine weitere Analyse behandelt die *logic diagrams* von John Lindell aus den 1980 und -90er Jahren. Diese künstlerischen Installationen basieren auf wissenschaftlichen Diagrammformen, die Lindell sich von einem queer-aktivistischen Standpunkt aus aneignet.

Für beide Materialgruppen ist die Frage, wie diese Visualisierungen (und ihre Autor_innen) in Macht/Wissen-Komplexe¹ eingegriffen haben. Was will die Sexualwissenschaft vom Diagramm? Und was will ein Künstler vom Diagramm, wenn er Sexualität thematisiert?

Diese Fragen können hypothetisch beantwortet werden: Evidenz und Normalisierung sind Effekte, die Diagrammen zugesprochen werden. Je nach historischer Situation und wissenschaftlichem/künstlerischem Konzept müssen diese Effekte von Anfang an mehr oder weniger angestrebt sein. Das jeweilige Interesse an der evidenten und normalisierenden Anmutung der Diagramme beeinflusst die Bedeutungsproduktion erheblich. Zugleich haben die Diagrammproduzent_innen verschiedene Weisen, mit diesen Effekten umzugehen.

Diagramme sind Kollektivsymbole,² die mehr oder weniger in allen wissenschaftlichen Disziplinen zu finden sind. Und nicht nur da: Wirtschaft, Politik, Kunst und Medien bedienen sich ihrer. Sie werden regelmäßig eingesetzt, um Erklärungen, Erziehung, Erinnerung, Planung, Kontrolle oder Modellbildung durch Veranschaulichung zu unterstützen. Sicher ist diese Verbreitung auch der Tatsache zu verdanken, dass die Definition dessen, was als Diagramm bezeichnet und angesehen wird, vielfältig ist. Umso überraschender ist es, dass die Produktion von topologisch angeordneten Text-Bildern, die bis in die Antike zurückgeht, so lange nicht als eigenes Medium wahrgenommen wurde. (Hierfür ist laut Steffen Bogen die

¹ „Man muß wohl einer Denktradition entsagen, die von der Vorstellung geleitet ist, daß es Wissen nur dort geben kann, wo Machtverhältnisse suspendiert sind, daß das Wissen sich nur außerhalb der Befehle, Anforderungen, Interessen der Macht entfalten kann. [...] Eher ist wohl anzunehmen, dass die Macht Wissen hervorbringt [...]; daß Macht und Wissen einander unmittelbar einschließen; daß es keine Machtbeziehung gibt, ohne daß sich ein entsprechendes Wissensfeld konstituiert, und kein Wissen, das nicht gleichzeitig Machtbeziehungen voraussetzt und konstituiert, und kein Wissen, das nicht gleichzeitig Machtbeziehungen voraussetzt und konstituiert. [...] Vielmehr ist in Betracht zu ziehen, daß das erkennende Subjekt, das zu erkennende Objekt und die Erkenntnisweisen jeweils Effekte jener fundamentalen Macht/Wissen-Komplexe und ihrer historischen Transformationen bilden.“ Michel Foucault: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt a.M. 1977, S. 39.

² „Kollektiv-Symbole bilden einen Spezialfall der *Topoi* (Singular *Topos* zu griech. *topos* = Allgemeinplatz), d.h. der kollektiv verankerten literarischen Klischees.“ Jürgen Link: *Literaturwissenschaftliche Grundbegriffe: eine programmierte Einführung auf strukturalistischer Basis*, München 1990, S. 192. An anderer Stelle schreibt Link über „Kollektivsymbolik“, dass er darunter „die Gesamtheit aller Formen von ‚Bildlichkeit‘ verstehen möchte, also nicht bloss Symbole im Sinne Goethes oder Freuds, sondern auch Allegorien, Embleme, anschauliche Modelle, Vergleiche, Metaphern, Metonymien und Synekdochen.“ Kollektivsymbole seien „Fragmente und Bausteine moderner Mythen“, Erzählungen mit „symbolischen Akteuren, deren Schicksale für das rezipierende Subjekt Orientierungsmarken und Sinnangebote bedeuten.“ Jürgen Link: „Das ‚normalistische‘ Subjekt und seine Kurven. Zur symbolischen Visualisierung orientierender Daten“, in: Ute Gerhard, Jürgen Link, Ernst Schulte-Holtey (Hg.): *Infografiken, Medien, Normalisierung. Zur Kartografie politisch-sozialer Landschaften*, Heidelberg 2001, S. 107-128, hier S. 116f.

strikte Trennung zwischen Text- und Bildkultur verantwortlich.)³ Seit einigen Jahren nun ist es soweit: Das Diagramm hat es zu einer gewissen Prominenz als Forschungsgegenstand gebracht, bis hin zur Ausrufung eines *diagrammatic turn*.⁴

Im Anschluss an eine Einführung in historische Erscheinungs- und Verwendungsformen von Diagrammen, die die Gewordenheit des Diagramms bezeugen und auf die zerlegenden sowie auf die ordnenden Potenziale in unterschiedlichen Anwendungen aufmerksam machen, folgt eine kurze Darstellung der semiotischen Diagrammtheorien von Charles Sanders Peirce und Nelson Goodman. Beide haben Diagramme als Medien beschrieben, die einerseits mit dem Denken (Peirce) und andererseits mit „Welterzeugung“ (Goodman) eng verbunden sind. Während diese Zeichentheorien also den Zusammenhang zwischen Diagrammen und Bedeutungsproduktion aufzeigen, füge ich unter den Stichworten „Erziehungsbilder“ und „Linien der Macht“ einen weiteren Theoriekomplex hinzu, der sich mit den subjektivierenden Wirkungen von Diagrammen auseinandersetzt.

In der Folge werden die Begriffe ‚Evidenz‘ und ‚Normalisierung‘ eingeführt. Sie ermöglichen eine Fokussierung der Fragestellung: Der Aspekt der Evidenz verhandelt das Verhältnis von Wahrnehmung und Wahrheitsansprüchen, das grundlegende Bedeutung für die diskursive Produktion und Legitimation von Wissenschaft hat. Der Begriff des Normalismus hingegen lenkt den Blick auf Anpassungsleistungen von Personen an gesellschaftliche Setzungen, ist also geeignet, um subjektbildende Prozesse zu beschreiben. Beide Prozesse bedingen die Verfertigung von Sexualität als epistemischen und sozialen Sachverhalt. Am Ende dieses dritten Kapitels wird die Materialauswahl erläutert.

Im vierten Kapitel wird das Vorgehen der Arbeit hergeleitet, welches auf einer kritischen Würdigung von Erwin Panofskys Methode der Bildanalyse beruht und sich somit im Feld der Visuellen Studien verortet. Das fünfte Kapitel „Queere Perspektiven auf die Geschichte der Sexualwissenschaft“ stellt wichtige Vorarbeiten aus queer-feministischer Sicht vor.

Die schrittweise Lektüre von Diagrammen, die ich im Hauptteil vornehme, dekonstruiert Evidenzen und entfaltet die den Diagrammen zugrundeliegenden Annahmen und Argumentationen. Eine Besonderheit dieser Arbeit liegt in der Gleichbehandlung der sexualwissenschaftlichen und künstlerischen Visualisierungen. Es wird davon ausgegangen, dass Bedeutungsproduktion in beiden Feldern ähnlich präzise realisiert wird und in der Lage ist, im Prozess der Rezeption den Nachvollzug *spezifischer* Denkmöglichkeiten und Verhaltensweisen zu vermitteln. Durch Diagrammvergleiche und den Einbezug der wissenschaftlichen und politischen Kontexte wird im Fazit deutlich, dass die Botschaften der Diagramme nur bis zu einem gewissen Grad intendiert waren, dass auch inevidente, im Sinne von unbeabsichtigten, Aussagen lesbar sind und Wirkung zeigen können.

³ Steffen Bogen: „Schattenriss und Sonnenuhr. Überlegungen zu einer kunsthistorischen Diagrammatik“. In: *Zeitschrift für Kunstgeschichte*, Heft 68.2, 2005, S. 153-176, hier S. 154.

⁴ Steffen Bogen, Felix Thürlemann: „Jenseits der Opposition von Text und Bild. Überlegungen zu einer Theorie des Diagramms und des Diagrammatischen“, in: Alexander Patschovsky (Hg.): *Die Bildwelt der Diagramme des Joachims von Fiore. Zur Medialität religiös-politischer Programme im Mittelalter*, Ostfildern 2003. S. 1- 22, hier S. 3.

2. Forschungsstand Diagramme: Geschichte und Theorie

2.1 Das Diagramm: historische Einführung

Der Begriff ‚diagramma‘ stammt aus dem Griechischen und wurde von Anfang an in unterschiedlichen Zusammenhängen verwendet: im Sinne einer geometrischen Figur, eines Bauplans, einer Verordnung, einer Tabelle oder Liste, einer schematisch dargestellten Tonfolge sowie einer kartografischen Aufzeichnung.¹ Als entscheidend bewertet die Kunsthistorikerin Maria Bonhoff jedoch die Übersetzung ‚geometrische Figur‘.² Die Vorsilbe ‚dia‘ – mit ihrer Bedeutung von ‚auseinander‘, ‚durch‘ oder ‚zwischen‘ – legt es auch etymologisch nahe, den Diagrammen analytisch-zerlegende Eigenschaften zuzusprechen: „Diagramme *zerlegen* einen Zusammenhang in seine Teile und *setzen* dem Betrachter damit die Struktur eines Zusammenhangs *auseinander*.“³

Signifikant für die Analyse meines Materialkorpus (Kapitel 6) sind einige wiederkehrende Motive aus der Geschichte der Diagrammatik. Dabei gilt es zu beachten, dass sich ihre Geschichte unterschiedlich darstellt, je nachdem, ob sie als statistische Visualisierungen oder unabhängig von Verdattung oder Berechnung als schematische Anordnungen von Text- und grafischen Elementen verstanden werden. Je nach Betrachtungsweise beginnt ihre Historie in der Antike – mit Familienübersichten oder Geländeaufzeichnungen⁴ – oder im 17. Jahrhundert mit den Anfängen statistischer Erfassung.⁵ Im Zusammenhang mit einer kritischen Betrachtung der Sexualwissenschaft aus einer queeren Perspektive sind besonders die historischen Anfänge der Diagrammatik bedeutend.⁶

2.1.1 Antike Diagramme als Rechtsmittel

Die ersten bekannten Diagramme⁷ der römischen Antike visualisierten verallgemeinerte juristische Regeln.

Ein Typus antiker Diagramme entstand durch die Praxis, die neu eroberten Gebiete systematisch zu vermessen, mit Grenzsteinen zu markieren und sie so dem System der Centurien einzuverleiben. Das System der Centurien war Grundlage für die anschließende Aufteilung der Gebiete unter den beteiligten römischen Eroberern. Im Codex Arcerianus, einer Handschrift vom Anfang des 6. Jahrhunderts ist ein Diagramm enthalten, welches sich weniger direkt auf die Vermessungstechnik der Agrimensoren, als vielmehr auf deren Folgen bezieht.

¹ Maria Bonhoff: *Das Diagramm*, Münster 1993, S. 7.

² Maria Bonhoff: *Das Diagramm*, Münster 1993, S. 7.

³ Hervorhebung im Original. Matthias Bauer, Christoph Ernst: *Diagrammatik. Einführung in ein kultur- und medienwissenschaftliches Forschungsfeld*, Bielefeld 2010, S. 10.

⁴ Vgl. die Abschnitte „Diagramm und juristisches Denken (1)“ und „(2)“ in: Bogen, Thürlemann 2003, S. 10-15. Sowie Bonhoff 1993 über „Das Diagramm als gesetzliche Verordnung, Edikt“ auf S. 23ff. und „Die Illustrationen in den Schriften der römischen Feldmesser“, S. 41ff.

⁵ 1622 publizierte John Graunt „die erste quantitative Untersuchung im modernen Sinne: *Natural and Political Observations Upon the Bills of Mortality*. Aufgrund der gezählten Totenscheine (*bills of mortality*) sollte abgeschätzt werden, ob es stimmt, dass dem britischen Königreich die Bevölkerung langsam, aber kontinuierlich abhanden kommt.“ Siehe Keller 2009, S. 57.

⁶ Das hat seinen Grund in ihrer Nähe zu gesetzlichen Normen und Regelungen. Es wird deutlich werden, dass die Mehrzahl der hier betrachteten Diagramme sich in einem Konflikt mit einem normativen Kontext befindet oder die Veränderung des legalen Rahmens anstrebt.

⁷ Ich sehe hier von kartografischen und kosmologischen Aufzeichnungen ab, die wenigstens bis 6.000 Jahre vor christlicher Zeitrechnung zurückreichen. Vgl. Alfred Stückelberger: *Bild und Wort. Das illustrierte Fachbuch in der antiken Naturwissenschaft, Medizin und Technik*, Mainz 1994, S. 47ff; Angela Jansen: *Handbuch der Infografik. Visuelle Information in Publizistik, Werbung und Öffentlichkeitsarbeit*, Berlin 1999, S. 22; Michael Friendly, Daniel J. Denis: *Milestones in the history of thematic cartography, statistical graphics, and data visualization*, 2006, S. 3f. [<http://curvebank.calstatela.edu/greatlinks/milestone.pdf>, abgerufen 5.11.13].

Darin wird das „[...] allgemeine System [veranschaulicht], nach dem jede beliebige Landschaft zu einem Teil des römischen Staatsgebietes werden konnte.“⁸ Das Zentrum des Diagramms repräsentierte den Mittelpunkt einer Koloniestadt. Von hier aus war der Sitz aller übrigen Punkte (= im Gelände durch Grenzsteine markiert) des Systems nachvollziehbar und in die Realität übertragbar.

Eine weitere Form von Diagrammen visualisierte die Erbfolge nach römischem Zivilrecht mithilfe von Verwandtschaftsgraden (das erste Beispiel eines solchen Schemas ist wahrscheinlich noch vor dem 2. Jahrhundert entstanden).⁹ Das Schema dieser Regeln wurde auf die individuellen Verhältnisse innerhalb einer bestimmten Familie projiziert. Die abstrakte regelmäßige und orthogonale Anordnung in diesen Diagrammen sollte helfen, die familiären Verhältnisse übersichtlich und nachvollziehbar zu machen und sie dadurch zu kontrollieren. Dies geschah zunächst durch architekturähnliche Schemata, deren Quader und Ebenen jeweils für prototypische Verwandtschaftsbeziehungen standen.¹⁰ „Jeder Schritt in ein benachbartes Kästchen [entsprach] einer Zeugung.“¹¹ Die abstrakten Aufbauten sollten die rechtmäßige Besitzverteilung im Erbfall regeln und symbolisierten also die Etablierung von normgerechtem (legalem) Verhalten. Auch diese Diagrammstruktur basierte auf einem Zentrum, welches als ‚EGO‘ markiert war, einem Feld also, auf welches sich alle notierten Verwandtschaftsbezeichnungen bezogen. Die Kunsthistoriker Steffen Bogen und Felix Thürlemann weisen darauf hin, dass sich an den Diagrammen, die solche Verwandtschaftsverhältnisse repräsentierten, mit dem Wechsel zum Mittelalter eine Veränderung des Rechtsverständnisses in Richtung einer Ontologisierung abzeichnet.¹² Sie verknüpfen das Aufkommen von Baumdiagrammen, sogenannten *arbores*, wie Verwandtschaftstafeln seit dem 8. Jahrhundert genannt werden, mit der Vorstellung, juristischen Normen seien *gewachsen* und nicht *gebaut*.¹³

2.1.2 Diagramme: Welt- und Himmelsbilder im Mittelalter

Diagramme dienten also regelmäßig dazu, etwas Unübersichtliches oder schwer Fassbares in abstrahierter Form sichtbar zu machen.¹⁴ Diese Tradition führten kosmologische Diagramme im Mittelalter fort.¹⁵

Ein frühes Beispiel für ein Kurvendiagramm, das die Bewegung von Planetenbahnen simuliert, stammt wahrscheinlich aus einem Buch für Klosterschulen¹⁶ (siehe Abb. 1). Im Hintergrund des Diagramms liegt ein Raster. Als zentrale Parameter sind hier am linken Rand die mit stern- und einem mondähnlichen Zeichen markierten Himmelskörper (Venus, Merkur, Saturn, Sonne, Mars, Jupiter, Mond) eingetragen, sowie eine nicht weiter beschriftete Waagerechte, die für das Voranschreiten von Zeit steht.

⁸ Bogen, Thürlemann 2003, S. 12.

⁹ Bogen, Thürlemann 2003, S. 12ff.

¹⁰ Bogen, Thürlemann 2003, S. 12-13.

¹¹ Bogen, Thürlemann 2003, S. 14.

¹² Bogen, Thürlemann 2003, S. 16.

¹³ Bogen, Thürlemann 2003, S. 16.

¹⁴ Siehe zum Beispiel die Untersuchungen von Christine Hanke, die die anthropologische Konstitution von ‚Rasse‘ und ‚Geschlecht‘ mit statistischen Verfahren und Visualisierungen um 1900 untersucht oder Sybilla Nikolow, die die Visualisierung der ‚Bevölkerung‘ mittels statistischer Bilder betrachtet. Christine Hanke: *Zwischen Auflösung und Fixierung. Zur Konstitution von ‚Rasse‘ und ‚Geschlecht‘ in der physischen Anthropologie um 1900*, Bielefeld 2007; Sybilla Nikolow: „Imaginäre Gemeinschaften. Statistische Bilder der Bevölkerung“, in: Martina Hessler (Hg.): *Konstruierte Sichtbarkeiten. Wissenschafts- und Technikbilder seit der Frühen Neuzeit*, München 2006, S. 263-278.

¹⁵ Vgl. Andreas Gormans: „Imaginationen des Unsichtbaren. Zur Gattungstheorie des wissenschaftlichen Diagramms“, in: Hans Holländer (Hg.): *Erkenntnis, Erfindung, Konstruktion*, Berlin 2000, S. 51-71.

¹⁶ Vgl. Edward R. Tufte: *The Visual Display of Quantitative Information*, Cheshire/CT 1983, S. 28.

Nach dem Designtheoretiker Edward R. Tufte ist dies „the oldest know example of an attempt to show changing values graphically“.¹⁷ Allerdings scheint es nach H. Gray Funkhouser Verwechslungen der astronomischen Zuordnungen zu geben sowie Probleme, die Inhalte des zugehörigen Textes mit dem Graphen zu vereinbaren.¹⁸ Besonders die wellige Bahn der Sonne sei verwirrend. Tufte weist auch auf die offensichtliche Korrektur in der Mitte des Pfades der Sonne hin. Dieses Kurvendiagramm ist eine Ausnahme, insofern Zeitreihen erst 800 Jahre später wirklich Verbreitung finden.

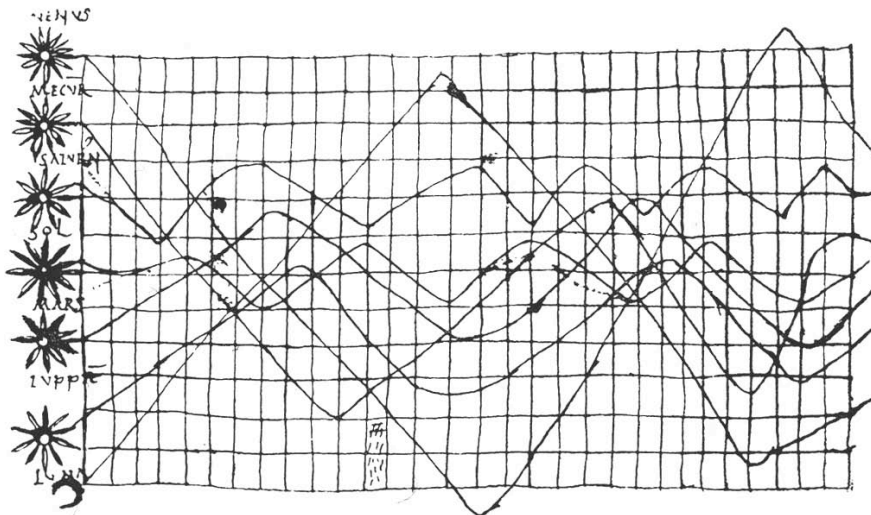


Abb. 1: Anonym, *Planetenbewegungen, die in einem Gitternetz eingetragen sind, um sie vergleichen zu können* (10./11. Jahrhundert)

In Bezug auf Aussage und formale Charakteristika lassen sich mittelalterliche und neuzeitliche Diagramme klar unterscheiden. Der Kunsthistoriker Andreas Gormans hat den langsamen Übergang vom memorativen Weltdiagramm zum wissenschaftlichen Funktionsdiagramm beschrieben.¹⁹ Die Unterscheidung betrifft formale Eigenarten wie die symmetrische und konzentrische Anordnung und eine Präferenz für einfache geometrische Formen (vor allem Kreis und Quadrat) im ersten Fall versus einer größeren Formen- und Kompositionsvielfalt im zweiten. Typisch für die neuzeitlichen Funktionsdiagramme wird ein „Darstellungsmodus“, den Gormans als „Synthese von Innen- und Außenansicht bei Wahrung des Gesamtzusammenhangs“ bezeichnet.²⁰ Desweiteren ist die Grundlage und Zielsetzung beider Diagrammtypen unterschiedlich: Die mittelalterlichen Grafiken dienen als Erinnerungsstützen, die die „metaphysisch-transzendente“²¹ Verinnerlichung eines festgefügt kosmischen Gefüges erleichtern sollen. Die neueren Funktionsdiagramme *erklären* das Funktionieren der Welt und ihrer kosmologischen, optischen und mechanischen Phänomene. Erstere sollen die Menschen an Normen und die religiöse Ordnung erinnern, letztere sollen sie befähigen, „die Natur zu beherrschen und [...] nutzbar zu machen“.²²

Schon die von Gormans als Vorläufer des Funktionsdiagramms beschriebenen²³ naturwissenschaftlich-technischen Zeichnungen von Leonardo da Vinci repräsentieren die „Unmöglichkeit

¹⁷ Tufte 1983, S. 28. Eigene Übersetzung: „das erste bekannte Beispiel für den Versuch, sich verändernde Werte grafisch wieder zu geben“.

¹⁸ H. Gray Funkhouser: „A Note on a Tenth Century Graph“, in: *Osiris*, 1 (Januar 1936), S. 260-262, zitiert nach Tufte 1983, S. 28.

¹⁹ Gormans 2000.

²⁰ Gormans 2000, S. 61.

²¹ Gormans 2000, S. 56.

²² Gormans 2000, S. 56.

²³ Gormans 2000, S. 56ff.

theoriefreier Tatsachenbeobachtung²⁴, wenn da Vinci in seinen *Wasserstudien* von ca. 1508-1509 neben der wahrgenommenen verwirbelten Wasseroberfläche ebenfalls die diese Erscheinung bedingenden inneren Kräfte durch abstrahierende Linien wiedergibt.²⁵ Gormans zitiert hier Ernst Gombrichs Interpretation der *Wasserstudien* als „höchstkomplizierte[s] Diagramm zur Erläuterung von Leonardos Ideen über einen solchen Aufprall.“²⁶ Er hebt somit den diagrammatischen Charakter dieser Zeichnungen hervor und sieht darin einen „Darstellungsmodus“, der „oftmals unterschiedliche Ansichten und Schnitte“ vereint.²⁷ Diese Zergliederung dient dem Offenlegen von Funktionen in verschiedensten Anwendungszusammenhängen, was alsbald an anatomischen wie auch an Maschinendiagrammen wahrnehmbar wird. Gormans führt hier Veröffentlichungen aus dem 16. und 18. Jahrhundert an: das anatomische Traktat *De Humani Corporis Fabrica* von Andreas Vesalius (1543) und das neunbändige „Buch über Hebewerkzeuge“ *Theatrum Machinarium* (1724) des Mathematikers Jacob Leupold.²⁸ (Je eine Seite daraus, siehe Abb. 2 und 3).

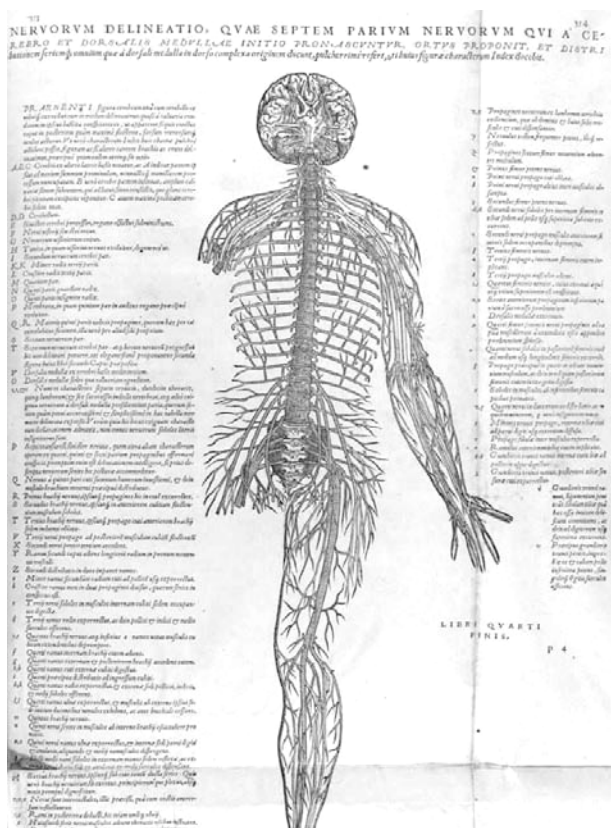


Abb. 2: Andreas Vesalius, *Illustration über die Nerven* (1543)

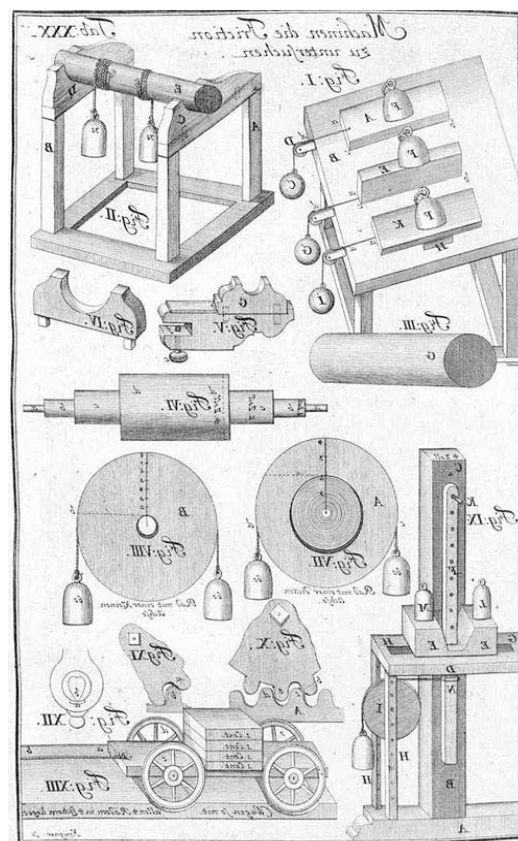


Abb. 3: Jacob Leupold, *Maschinen die Frik-tion zu untersuchen* (1724)

Während bei Leupolds schematischen Maschinendarstellungen unzweifelhaft die Verteilung der Formen auf den Blättern diagrammatischen Regeln gehorcht, sind bei Vesalius Ansichten von menschlichen, meist skelettierten Körpern, weder die Einzelteile neu angeordnet noch abstrakte Funktionslinien hinzugefügt.

²⁴ Gormans 2000, S. 54.

²⁵ Gormans 2000, S. 56-57.

²⁶ Ernst Gombrich: *Die Kunst der Renaissance. Bd. 3: Die Entdeckung des Sichtbaren*, Stuttgart 1987, S. 57.

²⁷ Gormans 2000, S. 59.

²⁸ Gormans 2000, S. 59f.

Obwohl diesen Repräsentationen von anatomischen Schnitten der untersuchende Blick nicht abzusprechen ist, sind sie möglicherweise eher als analytische Zeichnungen denn als Diagramme zu verstehen – Gormans ordnet sie den anatomischen Demonstrationszeichnungen zu.²⁹ Merkmale des neuzeitlichen Funktionsdiagramms, die Gormans hierin vorangekündigt sieht, repräsentieren einerseits eine Didaktik „lehrreicher“ Grafiken und andererseits die Tatsache, dass die Diagramme „Innen- und Außenansicht“ von Phänomenen synthetisieren.³⁰ Beides gilt auch für das Keplersche „Modell der Planeten“ (1596), welches auf einer ‚Sektion‘ beruht, einem Schnitt also, der ursprünglich dem anatomischen Sprach- und Zeichenvokabular nach Vesalius entstammte.³¹

Letztlich entscheidend für die Durchsetzung des neuzeitlichen Funktionsdiagramms waren laut Gormans die Forschungen von Galilei, die Erfindung des Teleskops und die daraus resultierenden Beobachtungen und Zeichnungen, welche die Voraussetzungen für ein neues Weltbild schufen. Hiermit veränderte sich etwas am Unsichtbaren: „Das Offenbarwerden der Unzulänglichkeit menschlicher Anschauung führte dazu, daß die Wahrheit aus der Anschaulichkeit in die Abstraktion hinübergerettet wurde.“³²

Galilei beispielsweise beschrieb seine neuzeitliche Auffassung von Erkenntnis in *Il Saggiatore* (1623) folgendermaßen: „Die Philosophie ist in diesem großartigen Buch geschrieben, das vor unseren Augen immer offen steht (ich meine das Universum), das man aber nicht begreifen kann, wenn man nicht zuerst lernt, die Sprache zu verstehen und die Buchstaben zu erkennen, in denen es geschrieben ist. Es ist in mathematischer Sprache geschrieben, und seine Buchstaben sind Dreiecke, Kreise und andere geometrische Figuren; ohne diese Mittel ist es den Menschen unmöglich, ein einziges Wort zu verstehen [...]“³³

Die synoptische Qualität, die Erfassbarkeit durch einen Blick, trat stärker bei den Welt-
diagrammen hervor.³⁴ Der historische Übergang gestaltete sich fließend. „[M]emorative[]
Diagramme synoptischer Bauart“ wurden zeitgleich zu den neuen Funktionsdiagrammen
noch bis ins 17. Jahrhundert hinein angefertigt.³⁵

2.1.3 Diagramme: Wissenschaftliche Instrumente seit dem 17. Jahrhundert

In der Geschichte der Statistik, die das diagrammatische Formenrepertoire seit dem 17. Jahrhundert erweiterte, ging es um die Vermittlung von „sozialen und politischen Evidenzen“.³⁶ Damit ging die Bildung des Paradigmas der ‚Wirtschaft‘ oder der ‚Bevölkerung‘ einher. Schon im 18. Jahrhundert entwarfen der Mathematiker Johann Heinrich Lambert und der Ökonom William Playfair grafische Zeitreihen. Playfair legte dabei großen Wert auf die Darstellung von zeitlicher Entwicklung³⁷ und die Vergleichbarkeit beispielsweise von Import-

²⁹ Gormans 2000, S. 60.

³⁰ Gormans 2000, S. 61.

³¹ Gormans 2000, S. 62.

³² Eigene Hervorhebung. Gormans 2000, S. 63.

³³ Galileo Galilei: *Il Saggiatore*, Florenz 1864 (1. Aufl. 1823), S. 60, [<http://books.google.de/books?id=U0ZAAAAYAAJ>, abgerufen am 17.11.13], in der Übersetzung von Jutta Miller-Waldner: [<http://juttas-zitateblog.blogspot.de/2011/12/galileis-zitat-uber-die-sprache-des.html>, abgerufen am 17.11.13].

³⁴ Vgl. Gormans 2000, S. 56.

³⁵ Gormans 2000, S. 67.

³⁶ Felix Keller: „Sternkarten des Sozialen. Erfahrungsdruck und statistische Form“, in: Karin Harrasser, Helmut Lethen, Elisabeth Timm (Hg.): *Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, Bd. 1, 2009, S. 57-69, hier S. 57.

³⁷ So entschuldigte er sich für ein Balkendiagramm, das einzige Schaubild in seinem wirtschaftlichen und politischen ‚Atlas‘, das keine zeitliche Veränderung beinhalte: „This Chart [...] does not comprehend any portion of time, and it is much inferior in utility to those that do“. William Playfair: *The Commercial and Political Atlas; Representing, by Means of Stained Copper-Plate Charts, the Exports, Imports, and General Trade of England, at a Single View*. London 1786, S. 101, zitiert nach Ian Spence:

und Exportvolumina in einem Diagramm.³⁸ Bis heute sind Aktien- und Arbeitslosenkurven unverzichtbar bei der Visualisierung von ‚Wirtschaft‘.³⁹

Der Soziologe Felix Keller sieht in den zunächst tabellarischen Organisationsformen statistischen Wissens „eine Ästhetisierung im Sinne einer neuen Technik des Wahrnehmens“.⁴⁰ In der Folge dieser und anderer grafischer Anordnungen empirischer Erhebungen begründete Alexander Gottlieb Baumgarten „die Notwendigkeit einer ‚empirischen Ästhetik‘, die sich mit einer vergleichenden und zum Ausdruck bringenden Erfahrung“ beschäftigte.⁴¹ Keller geht näher auf die diagrammatische Tradition der Sternenkarten ein, die auf die Ausgestaltung der aufkommenden statistischen Graphen einwirkte.⁴² Er beschreibt die Einflüsse von Himmelsbildern auf die Repräsentationen der neu erhobenen, sozialen Daten.⁴³ Als Beispiel dient ihm eine schematische Darstellung des unterschiedlichen Vermögens von 15 Nationen durch Playfair, die der Visualisierung des Sonnensystems von Galilei seiner Meinung nach ähnelt. (Siehe Abb. 4 und Abb. 5).⁴⁴

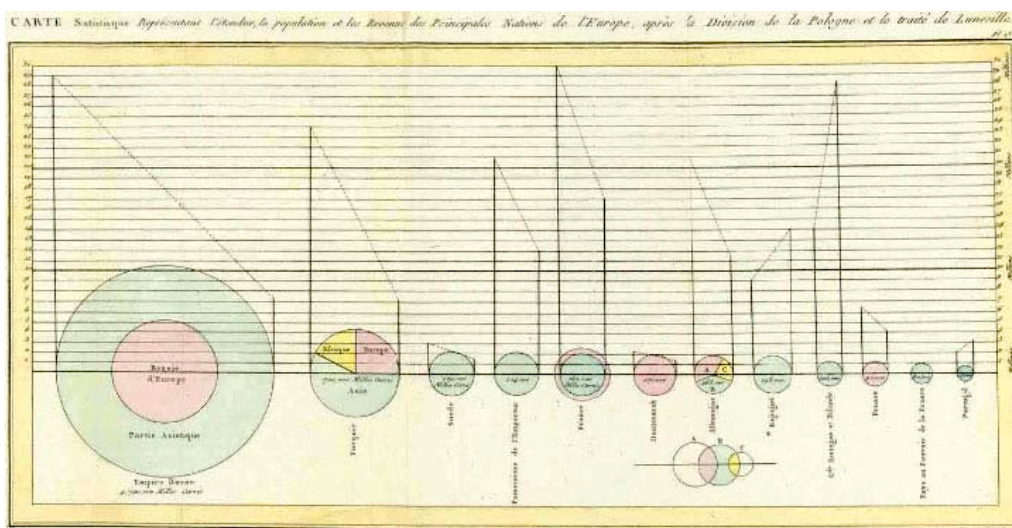


Abb. 4: William Playfair, *Darstellung der ökonomischen Prosperität der Nationen* (1802)

William Playfair and the Psychology of Graphs, Toronto 2006, S. 2432.

[[http://www.psych.utoronto.ca/users/spence/Spence%20\(2006\).pdf](http://www.psych.utoronto.ca/users/spence/Spence%20(2006).pdf), abgerufen 5.11.13].

³⁸ Edward R. Tufte: *The Visual Display of Quantitative Information*, Cheshire/CT 1983, S. 32f.

³⁹ Jakob Tanner: „Wirtschaftskurven. Zur Visualisierung des anonymen Marktes“, in: David Gugerli, Barbara Orland (Hg.): *Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit*, Zürich 2002, S. 129-157, hier S. 131f.

⁴⁰ Keller 2009, S. 59.

⁴¹ Alexander Gottlieb Baumgarten: *Texte zur Grundlegung der Ästhetik*, Hamburg 1983, § 544, zitiert nach Keller 2009, S. 61.

⁴² Keller 2009, S. 61.

⁴³ Keller 2009, S. 62.

⁴⁴ Keller greift an dieser Stelle relativ stark ein in die als Beleg herangezogenen Illustrationen, sehr wahrscheinlich, um sein Argument über die Ähnlichkeit zwischen dem kosmologischen Schema von Galileo und Playfairs Funktionsdiagramm zu stärken. Playfairs Kreisdiagramm ist nämlich schwarz-weiß und mit hartem Kontrast abgebildet und die *Darstellung des Kopernikanischen Weltbildes* ist um 90 Grad nach links gedreht.

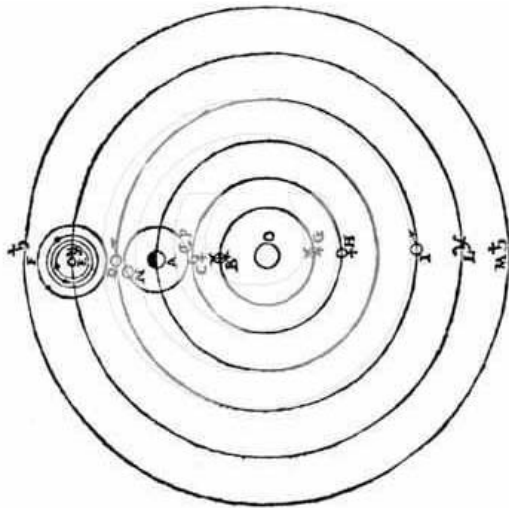


Abb. 5: Galileo Galilei, *Darstellung des Kopernikanischen Weltbildes* (1632), um 90 Grad gedreht.⁴⁵

Die Anpassung an ein bekanntes Darstellungsmuster erleichterte demnach die Bewältigung eines „steigende[n] ,Erfahrungsdruck[s]“, erzeugt durch die Verwaltung und Steuerung moderner Gesellschaften“.⁴⁶ Sie kann möglicherweise auch als Reaktion auf zeitgenössische Widerstände gegen die Statistik angesehen werden. Diese Widerstände entstanden laut Keller dadurch, dass die „systematische Klassifikation von Individuen“, die dem Versuch, die Bevölkerungen zu zählen, vorausgehen musste, einem beginnenden liberalen Zeitgeist zum Beispiel in Großbritannien entgegenstand.⁴⁷ Solche Abwehrreaktionen, wie sie auch in Deutschland gegen die ersten „Statistiken“ – gegen „Zahlenreihen und [...] Flut von Tabellen“⁴⁸ formuliert wurden, zeugten vom Bedürfnis nach einer „Fiktion, die aus [den Datenreihen] erst eine verständlich wahrnehmbare symbolische Form generiert.“⁴⁹

Der Wahrnehmungspsychologe Ian Spence hingegen sieht in Playfairs statistischen Graphen einen grundlegenden Einfluss der im 16. Jahrhundert schon hoch entwickelten, technisch wie ästhetisch aufwändigen Kartografie und insbesondere zweier Graveure, John Ainslie und John Neele, mit denen Playfair zusammenarbeitete.⁵⁰

Eine weitere Innovation, die die Sozialstatistik bekannt machte, ist die ‚Gaußsche Glockenkurve‘, die ursprünglich dem Ausgleich von Messfehlern in astronomischen Datenreihen diente. Mithilfe der Gaußschen ‚Methode der kleinsten Quadrate‘, einer ‚Verräumlichung von Daten‘ unter einer Kurve von Messwerten also, ließen sich belastbare, sogenannte ‚wahre‘ Werte ermitteln.⁵¹ Auf dieser Grundlage erfand Adolphe Quételet die fiktive Figur des Durchschnittsmenschen, des ‚homme moyen‘,⁵² der eine historische Vorlage für die Beschäftigung mit

⁴⁵ Hier ist eine Grafik abgebildet, die sich von der bei Keller verwandten in Details unterscheidet; die größte Abweichung betrifft das Sonnenzeichen in der Mitte, das bei Keller mit Strahlen versehen ist. Die 90-Grad-Drehung, die er vornimmt, habe ich nachvollzogen.

⁴⁶ Keller 2009, S. 57. „Erfahrungsdruck“ ist eine Vokabel von Wolfgang Lepenies, der damit einen Zuwachs an Informationen bzw. Daten durch die Nutzung neuer wissenschaftlicher Instrumente bezeichnet, der jedoch nicht automatisch einen Wissenszuwachs mit sich bringt. Vgl. Wolfgang Lepenies: *Das Ende der Naturgeschichte, Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts*, München 1978, S.16 ff.

⁴⁷ Keller 2009, S. 58.

⁴⁸ Keller 2009, S. 58.

⁴⁹ Keller 2009, S. 57.

⁵⁰ Spence 2006, S. 2433ff.

⁵¹ Keller 2009, S. 66.

⁵² Näheres über Quételets ‚Soziale Physik‘ siehe Daniela Döring: *Zeugende Zahlen. Mittelmaß und Durchschnittstypen in Proportion, Statistik und Konfektion*, Berlin 2011, S. 108ff.

sozialer ‚Normalität‘ bildet. (Vgl. Kapitel 3.3, S. 30 ff.)

2.1.4 Diagramme: Operative Medien im digitalen Zeitalter

Charakteristisch für jüngere Diagramme, mit denen Bogen und Thürlemann für einen *diagrammatic turn* plädiert haben, sei ihre *interface*-artige und damit informationstechnologische Funktionalität, die beispielsweise bei Computeroberflächen ihre Anwendung findet.⁵³ Deren flächige Organisation durch Leisten und standardisierte Begriffe oder Piktogramme repräsentiert und sortiert die Befehle des jeweiligen Programms. Befehle, die bei einer bestimmten Markierung nicht aktivierbar und demnach nicht durchführbar sind, werden heller dargestellt als aktivierbare Flächen. (Vgl. Abb. 6). Abgesehen von dieser binären Unterscheidung von aktiven versus passiven Elementen beleuchten Bogen und Thürlemann eine weitere Zweiteilung: Die Operationen, die ein Programm anbietet, wirken auf das Text- oder Bildmaterial ein, nicht umgekehrt. Dieser Hinweis auf die in Computeroberflächen implizierte Hierarchie schließt an die von Irmela Schneider mit der Aufstellung von Listen in Zusammenhang gebrachte bürokratische Machtverteilung an.⁵⁴

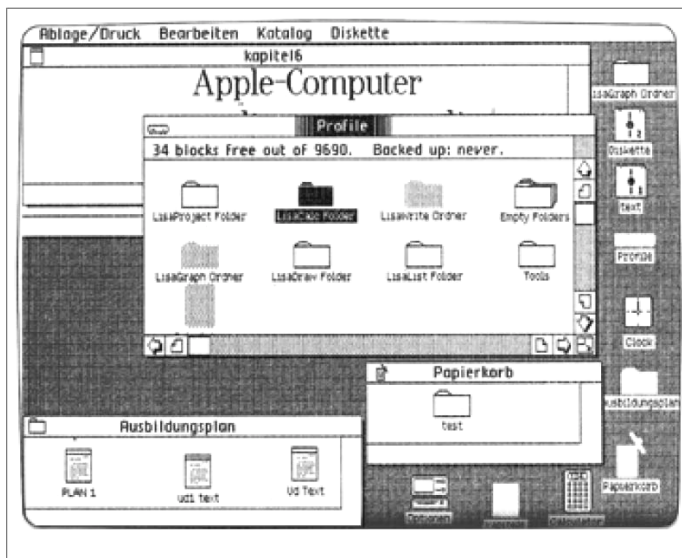


Abb. 6: Desktop / Interface des *Apple Macintosh* (1984)

Ziel dieser Beschreibung von „Bild/Text-Binom[en]“⁵⁵ aus zeitgenössischer Perspektive ist deren Infragestellung, d.h. die Annahme, dass es hier um mehr als eine „Hybridform [geht], die sich als Zusammenführung von Text- und Bildelementen verstehen ließe.“⁵⁶ Deutlich wird dies besonders bei Piktogrammen, wenn sie als Desktop-Elemente dienen. Ihre abstrahierte Formgebung basiert (auch bei der oben abgebildeten Computeroberfläche) auf der Schreibtischmetapher, also auf der Übertragung einer räumlichen Vorstellung. Jedoch ist die bildliche Qualität der sogenannten ‚Icons‘ eingeschränkt; sie soll vor allem schnelles Wiedererkennen und Navigieren

⁵³ Steffen Bogen, Felix Thürlemann: „Jenseits der Opposition von Text und Bild. Überlegungen zu einer Theorie des Diagramms und des Diagrammatischen“, in: Alexander Patschovsky (Hg.): *Die Bildwelt der Diagramme des Joachims von Fiore. Zur Medialität religiös-politischer Programme im Mittelalter*, Ostfildern 2003. S. 1- 22, hier S. 3.

⁵⁴ Schneider schreibt: „Es macht einen gewaltigen Unterschied, ob jemand Listen herstellt und verwaltet, oder auf Listen registriert und über Listen verwaltet wird.“ Irmela Schneider: „Die Liste siegt“, in: Michael Cuntz, Barbara Nitsche, Isabell Otto, Marc Spaniol (Hg.): *Die Listen der Evidenz*, Köln 2006, S. 53-63, hier S. 59.

⁵⁵ Bogen, Thürlemann 2003, S. 2.

⁵⁶ Bogen, Thürlemann 2003, S. 2.

gewährleisten. Hierfür ist es notwendig, dass sie „ähnlich konventionalisiert [sind] wie Wörter und [...] leicht durch Begriffe wie ‚Seite‘, ‚Kladde‘, oder ‚Diskette‘ ersetzt werden“ können.⁵⁷ Diese Beobachtung mündet in der Feststellung, dass „Piktogramme [...] für sprachlich manifestierbare Begriffe“, man könnte auch sagen, für textuelle Anweisungen stehen, und mit „den bekannten Bildgattungen [...] wenig gemeinsam“ haben.⁵⁸

Die „Stärke“ der Diagramme mit ihrer ganz spezifischen Funktionalität und Ästhetik, so schließen Bogen und Thürlemann, bestehe in einer „pragmatischen Potenz“⁵⁹; sie seien „daraufhin angelegt [...], Nachfolgehändlungen nach sich zu ziehen.“⁶⁰ Insbesondere in der Folge der Digitalisierung sind sie als operative Medien zu sehen.

2.2 Das Diagramm: theoretische Situierung

Geht man von einer solchen pragmatischen und via Technologisierung *wachsenden* gesellschaftlichen Relevanz der Diagramme aus, dann ist es umso problematischer, dass in der bildwissenschaftlichen Debatte über sie, die seit gut zehn Jahren intensiv geführt wird, hege-moniekritische wie postkoloniale oder feministische Blickwinkel systematisch übersehen werden. (Ich komme darauf zurück.)

2.2.1 *Diagrammatik*: Einspruch und zeichentheoretische Exkurse

Beispielhaft habe ich hierfür eine neuere bildwissenschaftliche Publikation ausgewertet. Das 2010 erschienene Buch *Diagrammatik* von Matthias Bauer und Christoph Ernst⁶¹ „bietet die erste systematische Einführung in das Forschungsfeld der Diagrammatik“⁶² und beansprucht damit, den Stand der Diagrammdiskussion für den deutschsprachigen Raum abzubilden. Auf generelle Einlassungen über Diagramme und Diagrammatik folgt daher ein Forschungsstand, der drei Forschungsrichtungen differenziert, die mithilfe der Stichworte „Hybridität“, „Schriftbildlichkeit“ und „anschauliches Denken“⁶³ beschrieben werden.

Die Autoren definieren Diagramme als „visuelle Darstellungen, die Beziehungen respektive Verhältnisse aufzeigen“.⁶⁴ Damit legen sie weniger Wert auf die grafischen Besonderheiten von Diagrammen, als vielmehr auf deren Funktion und Inhalt. Vor allem ist ihnen – und diese These hat mich in meinem diagrammatischen Interesse bestätigt – die prinzipielle Rekonfigurierbarkeit von Diagrammen wichtig. Sie formulieren hierzu: „Dabei sind die Relationen und Proportionen, die Strukturen und Funktionen, die Diagramme vor Augen führen, prinzipiell veränderbar – auf dem Papier, am Computer oder kurzerhand im Kopf.“⁶⁵ Das ‚Durchspielen‘ von Ereignisfolgen anhand eines Diagramms wird als ein hervorstechendes Potenzial beschrieben.

Die Reflektion von Sachverhalten ist in diesem Zuge eng verzahnt mit der visuellen Umordnung der in einem Diagramm aufgezeigten Strukturen. Demnach „operieren [Diagramme] an

⁵⁷ Bogen, Thürlemann 2003, S. 4.

⁵⁸ Bogen, Thürlemann 2003, S. 4.

⁵⁹ Bogen, Thürlemann 2003, S. 22.

⁶⁰ Bogen, Thürlemann 2003, S. 22.

⁶¹ Bauer, Ernst 2010.

⁶² Klappentext: Bauer, Ernst 2010.

⁶³ Bauer, Ernst 2012, S. 28.

⁶⁴ Bauer, Ernst 2010, S. 9.

⁶⁵ Bauer, Ernst 2010, S. 9.

der Schnittstelle von Wahrnehmung und Einbildungskraft“.⁶⁶ Es geht also um den Status visuellen Wissens⁶⁷ einerseits und um das Verhältnis geistiger und materieller Diagramme andererseits. Unter anderem ergibt sich daraus die erkenntnistheoretische Frage, ob sich Schaubilder als Äußerungen geistiger Prozesse verstehen lassen. Hier gehen Bauer und Ernst so weit, zu behaupten, dass sich Diagrammatik mit der „Exteriorität des Geistes“ beschäftigt.⁶⁸

Problematisch ist meines Erachtens die in diesem Zusammenhang formulierte Stellungnahme für diagrammatische Erkenntnisprozesse als „kulturindifferente[], also universalistische[] Prozesse“;⁶⁹ sie scheinen auf anthropologischen Konstanten zu basieren. Diagrammatische Äußerungen hingegen werden als „historisch akzidentielle [...] Formen“⁷⁰ verstanden, jedoch wird nicht geklärt, wieso die durch Diagramme hervorgerufenen *Erkenntnisprozesse* als von kulturellen Einflüssen unberührt gedacht werden sollen und warum lediglich im Fall der sich in diesen Prozessen materialisierenden Diagramme historische oder kulturelle Besonderheit besteht.

Ernst und Bauer betrachten Diagramme generell unter dem Aspekt der Ikonizität; hierbei beziehen sie sich auf den Zeichentheoretiker Charles Sanders Peirce, auf dessen grundlegende Bedeutung auch für mein Diagrammverständnis ich nun genauer eingehe.⁷¹ Meine Annäherung an Peirce beruht vornehmlich auf der Lektüre von Frederik Stjernfelts *Diagrammatology* (2007).⁷²

2.2.2 Das Diagramm in Peirces Zeichentheorie

Diagramme bestehen aus Bild- und Textelementen, die topologisch angelegt sind. Das bedeutet, dass ihre inhaltlichen und funktionalen Relationen formalen Anordnungen entsprechen. Für den Zeichentheoretiker Charles Sanders Peirce war das Diagramm „jedoch zunächst und vor allem Medium des Denkens.“ Zusammenfassend formulierte er es so: „Der logische Zusammenhang von Sachverhalten wird in [der abstrahierten] Darstellung anschaulich.“⁷³ Dieses Potenzial erzeugt wissenschaftliche Gegenstände, oder – mit Hans-Jörg Rheinberger – „epistemische Dinge“.⁷⁴

Die zentrale Rolle, die das Diagramm in Peirces Philosophie spielt, basiert auf seinen ikonischen Eigenschaften. Mit *Ikon* bezeichnet Peirce eine von drei Zeichenarten, daneben gibt es *Index* und

⁶⁶ Bauer, Ernst 2010, S. 9. Diese Schnittstelle bietet einen klaren Anknüpfungspunkt zum Begriff der Evidenz, auf den ich auf S. 25ff. eingehe.

⁶⁷ Hier wird auf die Veröffentlichungen zum ‚geistigen‘ oder ‚inneren‘ Auge von Eugene S. Ferguson und Colin McGinn verwiesen, außerdem auf den Sammelband von Bettina Heintz, Jörg Huber (Hg.): *Mit dem Auge denken*, Zürich 2001.

⁶⁸ Bauer, Ernst 2010, S. 36.

⁶⁹ Hervorhebung im Original. Bauer, Ernst 2010, S. 36.

⁷⁰ Bauer, Ernst 2010, S. 36. Hier wird auf Michael Lackners Aufsätze über die historische Verwendung von Diagrammen in China hingewiesen, der zwar im Vergleich zu westlichen unterschiedliche Funktionen entdeckt, jedoch entscheidende Gemeinsamkeiten „in der Reflektion auf die Diagrammatik als Erkenntnisoperation“ feststellt. Zitat: Bauer, Ernst 2010, S. 36. Vgl. Michael Lackner: „Argumentations par diagrammes. Une architecture à base de mots le *Ximing* (*l'Inscription Occidentale*) depuis Zhang Zai jusqu'au Yanijtu“, in: *Extrême-Orient, Extrême-Occident*, 1992, Nr. 14, S. 131-168. [www.persee.fr/articleAsPDF/oroc_0754-5010_1992_num_14_14_965/article_oroc_0754-5010_1992_num_14_14_965.pdf, abgerufen 23.12.12.]

⁷¹ Die Darstellungen von Bauer und Ernst gehen größtenteils auf Peirces *Collected Papers*, Bde. 1-6 (1931–35) und die *Semiotischen Schriften* 1-3 (2000) ein.

⁷² Frederik Stjernfelt: *Diagrammatology. An investigation on the borderlines of phenomenology, ontology, and semiotics*, Dordrecht 2007.

⁷³ Beide Zitate Bogen, Thürlmann 2003, S. 10.

⁷⁴ Vgl. Hans-Jörg Rheinberger: *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*, Göttingen 2001.

Symbol. Er unterscheidet sie anhand ihrer Abhängigkeit von bestimmten Voraussetzungen bei der Entstehung:

„A sign is either an *icon*, an *index*, or a *symbol*. An *icon* is a sign which would possess the character which renders it significant, even though its object had no existence; such as a lead-pencil streak as representing a geometrical line. An *index* is a sign which would, at once, lose the character which makes it a sign if its object were removed, but would not lose that character if there were no interpretant. Such, for instance, is a piece of mould with a bullet-hole in it as sign of a shot; for without the shot there would have been no hole; but there is a hole there, whether anybody has the sense to attribute it to a shot or not. A *symbol* is a sign which would lose the character which renders it a sign if there were no interpretant. Such is any utterance of speech which signifies what it does only by virtue of its being understood to have that signification“.⁷⁵

Das besondere Potenzial eines *Ikons* ergibt sich aus seiner relativen Unabhängigkeit – im Vergleich zum *Index* oder *Symbol* – sowohl von dem Objekt, welches es repräsentiert, wie auch davon, wahrgenommen oder verstanden zu werden.

Das Ikon gilt als elementare Zeichenart, das bedeutet, dass typische Indices und Symbole auch als Ikons gelesen werden können, was umgekehrt ohne Ergänzung nicht möglich ist. Stjernfelt formuliert das so: „So ‚enthalten‘ alle Zeichen Ikons als Bedingung der Möglichkeit, Bedeutung tragen zu können; ‚enthalten‘ heißt hier, dass auf Ikons durch Schlussprozesse zurückgegangen werden kann.“⁷⁶ Er zieht hier die Beispiele Fotografie und einen Fußabdruck im Sand heran, die einerseits Spuren von einem Lichteinfall oder einer körperlichen Präsenz fixiert haben, und andererseits Ähnlichkeiten mit den repräsentierten Gegenständen aufweisen. Zugleich wird hier deutlich, dass das Ikon bei Peirce als Voraussetzung von Bedeutungsproduktion überhaupt angesehen wird. Hierfür ist die Erzeugung von Anschaulichkeit bzw. von Evidenz verantwortlich. „Der Interpretationsprozess [auch im Falle eines Indexes oder Symbols] muss in etwas Anschaulichem seinen Abschluss finden. Die Ikonizität ist nämlich nach Peirce die Voraussetzung für Evidenz, und ohne Evidenz gibt es keine Bedeutung.“⁷⁷

Durch die Zuordnung des Diagramms zu den Ikons betont Peirce also sein erkenntnisförderndes Potenzial.⁷⁸ Als zentrales Merkmal der als ikonisch klassifizierten Diagramme gilt die *Ähnlichkeit* zwischen Zeichen und Gegenstand. Der Problematik, Ähnlichkeit zu bestimmen, entging Peirce – so der Zeichentheoretiker Frederik Stjernfelt – indem er auf einem operativen

⁷⁵ Charles S. Peirce, „Logic as Semiotic: The Theory of Signs“, in: Ders. hg. von Justus Buchler: *Philosophical Writings of Peirce*, New York 2011, S. 98-119, hier S. 104. Eigene Übersetzung: „Ein Zeichen ist entweder ein *Ikon*, ein *Index* oder ein *Symbol*. Ein *Ikon* ist ein Zeichen, das seine Eigenart, der es bedeutsam macht, behielte, auch wenn sein Objekt nicht existiert; so wie ein Bleistiftstrich eine geometrische Linie repräsentiert. Ein *Index* ist ein Zeichen, das seinen Zeichencharakter verlieren würde, wenn sein Gegenstand entfernt werden würde, aber nicht, wenn es keinen Interpretanten gäbe. So zum Beispiel, wenn eine Form mit einem Einschussloch als Zeichen für einen Schuss steht; da es ohne den Schuss kein Loch gegeben hätte; aber das Loch ist da, ob irgend jemand es einem Schuss zuordnet oder nicht. Ein *Symbol* ist ein Zeichen, das seinen Zeichencharakter verlieren würde, wenn es keinen Interpretanten geben würde. Das gilt für jede sprachlichen Äußerung, die das, was sie bedeutet nur tut, indem sie in dieser Bedeutung verstanden wird.“

⁷⁶ Frederik Stjernfelt: „Die Vermittlung von Anschauung und Denken: Semiotik bei Kant, Cassirer und Peirce“, in: *Zeitschrift für Semiotik*, Bd. 22, H. 3-4, Tübingen 2000, S. 341-368, hier S. 352.

⁷⁷ Stjernfelt 2000, S. 352.

⁷⁸ Die enge Verbindung von Diagramm und Evidenzproduktion wird im folgenden Kapitel ausführlicher dargestellt; der Begriff der ‚Evidenz‘ wird dort kritisch beleuchtet. Siehe S. 25ff.

Beleg bestand.⁷⁹ Die Ähnlichkeit zwischen einem Diagramm und dem Objekt, für das es stehen sollte, müsse überprüfbar sein. Das entscheidende Kriterium sei, ob eine Veränderung des Diagramms auch eine neue Information über das Referenzobjekt hervorbringt. Stjernfelt beschreibt das Diagramm nach Peirce als „skeleton-like sketch of its object in terms of relations between its parts“.⁸⁰ Mithilfe dieser abstrahierenden Skizze lässt sich experimentieren und logisch denken (*reason with*), sofern die wiedergegebenen Beziehungen rational erfassbar sind.

Ähnlichkeit beruht hier also auf Rationalität, entsprechend einem Konzept, das Peirce von Kant übernommen hat: „rational relations are those know by ‚anybody who reasons‘.“⁸¹ Zahlenverhältnisse etwa sind paradigmatische, rationale Relationen in diesem Sinne. Als prototypische Diagramme gelten entsprechend geometrische Figuren, die in der Mathematik zur Beweisführung herangezogen werden können.⁸² Stjernfelt zieht in seiner Einleitung den geometrischen Beweis des Pythagoras heran, der besagt, dass das Quadrat der Hypothenuse eines Dreiecks gleich der Summe der beiden Kathetenquadrate ist.

Die Umformung der Quadratflächen durch die mehrschrittige Transformation des Diagramms entspricht einer Manipulation, durch die nachgewiesen wird, dass die beiden kleineren Quadrate zusammen genommen die gleiche Fläche wie das größte Quadrat haben. Dies ist die von Peirce geforderte neue Information, die bei der bloßen Betrachtung des Originaldiagramms nicht ersichtlich ist. Das Sichtbarwerden der zuvor verborgenen Tatsache ist Ergebnis logischer Schlüsse. Dieses Beispiel zieht Stjernfelt heran, um zu belegen, dass Diagramme eng mit dem Konzept der Deduktion verknüpft seien. Er folgert daraus: „Für Peirce ist das Diagramm ein *sine qua non* aller Wissenschaften, die daher alle an die Anschauung gebunden bleiben.“⁸³

Diagramme erleichtern also Schlüsse und Gedankengänge. Diagrammatische, ikonische Zeichen können demnach weitaus mehr sein als Elemente, die Codierungs- und Decodierungsprozessen unterzogen werden; sie können *der Erzeugung und dem Erwerb von Wissen* dienen.⁸⁴ Diese Möglichkeit unterscheidet sie von indexikalischen und symbolischen Zeichen, von denen man nichts neues lernen kann, solange sie für sich stehen: der Index, weil er sich in der Repräsentation eines Hier-und-Jetzt erschöpft, ein Symbol wie die Variable x , von der man nur etwas über ihre konventionelle Bedeutung Hinausgehendes erfahren könne, wenn sie in eine (ikonische) Beziehung mit anderen Symbolen gesetzt würde, „in some relation, syntax, system, context“.⁸⁵ Durch eine solche Kontextualisierung des Symbols kann also eine diagrammatische Struktur entstehen, die typischerweise zur Umordnung und Erzeugung von neuen Schlüssen geeignet ist.

Beispielsweise können auch die inhärenten Gewohnheitsregeln, auf denen ein Symbol beruht, die normalerweise verborgen sind, expliziert werden.⁸⁶ So kann es geschehen, dass die Variable x

⁷⁹ Stjernfelt 2007, S. 90.

⁸⁰ Stjernfelt 2007, S. 94. Eigene Übersetzung: „skeletthafte Skizze seines Gegenstands in Bezug auf die Relationen zwischen seinen Teilen“.

⁸¹ Stjernfelt 2007, S. 94. Eigene Übersetzung: „rationale Beziehungen sind solche, die ‚jeder, der logisch denkt‘, [er]kennt.“

⁸² Über den Unterschied zwischen Diagrammen als Medien von direkten und indirekten Beweisen in der Euklidischen Geometrie, siehe Gloria Meynem: „Falsche Bilder“, in: *Bildwelten des Wissens. Kunsthistorisches Jahrbuch für Bildkritik (Band 7,2: Mathem. Formen)*, Berlin 2010, S. 43-61, besonders S. 47ff.

⁸³ Stjernfelt 2000, S. 359.

⁸⁴ „The fact that the diagram displays the interrelation between the parts of the object it depicts is what facilitates its use in reasoning and thought processes, thus taking the concept of sign far from the idea of simple coding and decoding and to the epistemological issues of the acquisition of knowledge through signs.“ Stjernfelt 2007, S. IX.

⁸⁵ Stjernfelt 2007, S. 91. Eigene Übersetzung: „in eine Beziehung, Syntax, ein System oder einen Kontext.“

⁸⁶ „The diagram, then, can be seen as making explicit (some of) the habits already inherent in a symbol.“ Stjernfelt 2007, S. 98.

Bestandteil einer Gleichung oder Formel wird, bei der es ebenfalls eine entscheidende Rolle spielt, wie die Einzelteile zueinander angeordnet sind. Eine solche Formel stellt Peirces Semiotik eine von drei Diagrammtypen dar: Er unterscheidet Karten, die aus geometrischen Grundelementen wie Punkten und Linien bestehen, algebraische Formeln, die aus Symbolen bestehen, und Graphen, die aus Punkten, Linien *und* Symbolen bestehen.⁸⁷

Andererseits sind auch Diagramme nicht reines Ikon, sondern erfordern, wenn sie als Zeichen wahrgenommen werden sollen, Regeln, also symbolische Anteile. Der Grund dafür ist, dass eine stilisierte, geometrische Form alleine auf verschiedene Arten interpretiert werden kann. So unterscheidet sich ihre Bedeutung zum Beispiel je nachdem, ob sie als Abstraktion eines zwei- oder dreidimensionalen Objekts angesehen wird. Stjernfelt zählt sieben Sichtweisen auf eine kreisförmige, nicht ausgefüllte Form auf.⁸⁸ Bei dieser Koppelung von ikonischer und symbolischer Bedeutungsproduktion macht Peirce wiederum Anleihen bei Kant und dessen Schematismus. Das Schema stellt bei Kant eine Verbindung zwischen Begriff und Anschauung her,⁸⁹ kurzgefasst bietet es einen Ausweg bei der Entscheidung zwischen purem Rationalismus und reinem Empirismus. Kant fasste seine Kritik an diesen beiden Extremen in dem Satz zusammen: „Begriffe ohne Anschauungen sind blind, Anschauungen ohne Begriffe sind leer.“⁹⁰

Das Schema vermittelt also zwischen Begriff und Anschauung und ist damit die notwendige Grundlage von objektiver Wahrnehmung und Erkenntnis. „Gleichzeitig wird der Intellekt davor bewahrt, in unbändiger Spekulation einerseits und Einzelanschauungen andererseits zu zerfallen.“⁹¹ Auf diesem Mittelweg entsteht laut Kant (und analog bei Peirce) die Möglichkeit von Erkenntnisgewinn und Wissenschaft.

Ein Diagramm steht für eine Abfolge der drei Arten des logischen Schließens. Es entsteht zuerst durch *Abduktion*, d.h. „eine Vermutung/Schätzung, wie ein gegebenes Phänomen formalisiert werden könnte“⁹²; danach folgt ein deduktiver Schluss vom Allgemeinen auf das Besondere und schließlich ein induktiver Abgleich mit der Empirie. Indem die diagrammatische Darstellung ihren Gegenstand abstrahiert und verallgemeinert darstellt, bietet sie sich zur *Deduktion* (also zum Schließen vom Allgemeinen auf das Besondere) an. Bei der *Abduktion* wird die diagrammatische Anordnung um die Möglichkeit erweitert, „zumindest vor dem ‚geistigen Auge‘“⁹³ veränderte Anordnungen zu vollziehen, also Hypothesen darüber zu entwickeln, nach welchen Logiken das Dargestellte funktioniert und wie es alternativ aufgebaut sein könnte. Eine Vorstellung, welche praktische Auswirkung diese abduktiven Verschiebungen und Umgestaltungen bei der Übertragung in tatsächliche erlebbare Zusammenhänge hätten, wird mittels *Induktion* deutlich. Diese stehe für den „unauflösbaren Zusammenhang [der diagrammatischen Darstellung] mit der Realität“.⁹⁴ Wenn man einen solchen Zusammenhang annimmt, lassen sich die gewonnenen virtuellen Zustände des Diagramms als Einzelfälle überprüfen. Das Diagramm würde in diesem Moment (vom Einzelfall auf das Allgemeine schließend) induktive Schlüsse zulassen.

⁸⁷ Vgl. Stjernfelt 2007, S. 111.

⁸⁸ Stjernfelt 2007, S. 97.

⁸⁹ „Bei Kant vereinigt das Schema Begriff und Anschauung und wird so eine Bedingung der Möglichkeit objektiver Wissenschaft, während das Symbol ein indirektes Schema ist – in die Sprache der Gegenwart übersetzt: eine Metapher. [...] Für Peirce hat das Diagramm eine vergleichbare schematische Funktion.“ Das Symbol versteht Peirce anders als Kant, nämlich als „allgemeines, gedankenähnliches Zeichen“. Stjernfelt 2000, S. 341-342.

⁹⁰ Immanuel Kant: *Kritik der reinen Vernunft*, Königsberg 1781, Zweiter Teil, Einleitung, S. 29. [www.gutenberg2000.de/kant/krva/krva.htm, abgerufen am 8.11.13].

⁹¹ Stjernfelt 2000, S. 343.

⁹² Stjernfelt 2007, S. 104. „An initial abduction makes a guess about how to formalize a given phenomenon, the deductive diagrammatic phase [...] follows, and finally an inductive investigation concludes the picture, in which the diagrammatic result is compared to the actual empirical data.“

⁹³ Bauer, Ernst 2010, S. 24.

⁹⁴ Bauer, Ernst 2010, S. 25.

Das Potenzial von Diagrammen zur Lösung von Problemen realisiert sich also in einem „*produktiven Regelkreis*“⁹⁵ von abduktiven, deduktiven und induktiven Schlüssen. Logik und Mathematik werden, da ihre Schlüsse als Ergebnis von Diagrammanipulationen angesehen werden, zu experimentellen Wissenschaften.⁹⁶ Wissen wird also durch den Umgang mit diagrammatischen Zeichen hervorgebracht. Beim Entwurf der Vorstellung von Diagrammen sowie bei ihrer Rezeption wird *handelnd* – Peirce nennt es *in actu*⁹⁷ – Wissen produziert und zwar durch die Zusammenstellung und Umgestaltung von Zeichen.⁹⁸

2.2.3 Nelson Goodman: Das Diagramm als Medium der „Welterzeugung“⁹⁹

Nelson Goodman begreift Kunst als symbolische Form des Forschens und Welterzeugens. Dadurch gesteht er ihr und wissenschaftlicher Praxis vergleichbare Relevanz zu. Beide Formen des Forschens fasst er als „Messungen“ auf, wobei er unterscheidet zwischen „Messungen [...] im Bereich des Unmessbaren“,¹⁰⁰ die die Kunst unternimmt, und Messungen von „Noch-nicht-Vermessenem“,¹⁰¹ die Wissenschaftler_innen zur Generierung von „neuartigem“ Wissen vornehmen.

Die Rolle, die Goodman dem Diagramm zuweist, ist die eines Übersetzungsmediums zwischen analogen und digitalen Symbolsystemen. Lässt sich zwischen den einzelnen Elementen eines Symbolsystems immer ein drittes einfügen, so gilt das System als analog. Ist die Hinzufügung eines Elements zwischen zwei nebeneinander liegenden Symbolen unmöglich – „existiert also kein Zwischenraum zwischen den Elementen“¹⁰² – dann ist das Symbolsystem digital.¹⁰³ So lässt sich auch zwischen analogen (grafischen) und digitalen (schematischen) Diagrammen unterscheiden. Ein Kurvendiagramm zum Beispiel, bei dem jeder Punkt eine eigene Bedeutung hat (indem er zum Beispiel eine bestimmte Zahl darstellt wie bei einer stetigen, mathematischen Kurve), ist demnach analog, während eine Kurve, die lediglich einzelne bedeutsame Punkte verbindet (wie im Falle von Aktienkursen) digital ist.¹⁰⁴ Goodman besteht jedoch darauf, dass der Unterschied ein gradueller ist¹⁰⁵ und dass die Symbolsysteme durch Übersetzung entstehen.

Analoge und digitale Systeme unterscheiden sich in den Aufgabenstellungen, für die sie besonders geeignet sind. Dazu schreibt Goodman: „Manchmal wird behauptet, daß Digitalcomputer höchster Präzision fähig sind, während Analogcomputer bestenfalls lediglich eine gute Näherung erreichen können. Das trifft nur insofern zu, als die Aufgabe des Digitalcomputers im Zählen besteht, während der Analogcomputer die Aufgabe hat, die absolute Position in einem Kontinuum zu registrieren.“¹⁰⁶ Die Entscheidung für die eine oder andere Art von Diagrammen sage etwas über die Aufgabenstellung und über Vorannahmen, und zwar ob et-

⁹⁵ Bauer, Ernst 2010, S. 25.

⁹⁶ Vgl. Stjernfelt 2000, S. 359-360.

⁹⁷ [R]ecalling Peirce's basic dictum that signs are only signs *in actu*“, Stjernfelt 2007, S. 97.

⁹⁸ Bauer und Ernst sprechen hierbei von ‚Konfigurationen‘ und ‚Rekonfigurationen‘. Bauer, Ernst 2010, S. 22.

⁹⁹ Nelson Goodman: *Weisen der Welterzeugung*, Frankfurt a.M. 1984.

¹⁰⁰ Bauer, Ernst 2010, S. 93. Sie zitieren aus einer späteren Auflage von Goodmans *Weisen der Welterzeugung* (1997), S. 10 und S. 211f.

¹⁰¹ Vgl. Bauer, Ernst 2010, S. 96.

¹⁰² Bauer, Ernst 2010, S. 95.

¹⁰³ Goodman nennt sie auch Notationssysteme, das sind „regelgeleitete und klar geordnete Symbolsysteme, wie die Notenschrift, die in Partituren zur Anwendung gelangt.“ Vgl. Goodman 1997, S. 128ff. zitiert nach Bauer, Ernst 2010, S. 95.

¹⁰⁴ Vgl. Bauer, Ernst 2010, S. 97.

¹⁰⁵ Oder ein konventioneller. Vgl. Ulrike Bergermann: „Morphing. Profile des Digitalen“, in: Petra Löffler, Leander Scholz (Hg.): *Das Gesicht ist eine starke Organisation*, Köln 2004, S. 248-272, hier S. 262-266.

¹⁰⁶ Nelson Goodman: *Sprachen der Kunst*, Frankfurt a.M. 1997, S. 155.

was zählbar, messbar, unstetig oder berechenbar sei.

Jedoch verfügen einige Systeme über analoge *und* digitale Eigenschaften, beispielsweise, wenn auf einem Fieberthermometer zwar Maßeinheiten aufgetragen sind, die beim Ablesen als Anhaltspunkte dienen, jedoch die kontinuierliche Ausdehnung der Thermometerflüssigkeit beim Steigen und Fallen der Temperatur auch zwischen den Gradeinheiten abgelesen werden kann. Die Übersetzbarkeit von analogen in digitale Systeme geschieht zumeist durch Löschung von Zwischenräumen.¹⁰⁷ So sind also auch analoge Computer zum Wiegen und Messen verwendbar, sie werden aber – laut Goodman – vor allem in der „Erkundungsphase, vor der Fixierung von Maßeinheiten“,¹⁰⁸ eingesetzt.

Mit Goodman ist also nicht die *Art der Referenz* auf ein Bezugsobjekt das definierende Kriterium von Diagrammen (sein Grad an „Ähnlichkeit“), sondern „die *Art der Symbolisierung* durch die Eigenschaften des Darstellungssystems“.¹⁰⁹ Die Beziehung wird bei Goodman nicht als Ähnlichkeitsbeziehung, sondern als Akt einer „Beschreibung“¹¹⁰ formuliert, in der „die konstitutiven Aspekte des diagrammatischen Charakters [...] ausdrücklich und eng begrenzt“¹¹¹ sind. Entschlossen wendet er sich damit gegen eine Naturalisierung einer bestimmten unhinterfragt-realistischen Auffassung und Bewertung von Bildbeziehungen.¹¹²

2.2.4 Zeichentheoretische Konzepte

In der Übertragung der beiden bisher verhandelten zentralen Zeichentheorien – von Peirce und von Goodman – auf sexualwissenschaftliche Diagramme wird voraussichtlich also nicht nur deren Ikonizität, die sich beispielsweise am Verhältnis von be-zeichneten und leeren Flächen betrachten lässt, auf dem Prüfstand stehen, sondern es stellt sich die Frage nach der Art der Bezugnahme der Diagramme auf Wissen über (oder Erfahrungen von) Sexualität. An den Diagrammproduktionen, die ich in Kapitel 6 beschreiben und analysieren werde, will ich einerseits die „Entwurfs- und Erkenntnisverfahren“ verfolgen, die darin zu sehen gegeben werden, und andererseits die kulturellen Muster und ästhetischen Vorlagen, die, teilweise von den Produzent_innen unbeabsichtigt, ihre Wirkung entfalten.

Diagrammatische Darstellungen können verschiedenen (Peirceschen) Zeichentypen zugeordnet werden. Sie existieren also sowohl als symbolische Formen, die auf kulturellen Konventionen beruhen und zum Beispiel häufig eine Randbeschriftung benötigen, als auch als indexikalische Form, die kausal von einem Ereignis hervorgerufen werden (wie zum Beispiel eine Fieberkurve¹¹³). Oder es handelt sich um ‚rein‘ ikonische Formen, die auf Similarität basieren, wozu etwa Baumstrukturen¹¹⁴ oder Karten¹¹⁵ zählen. Die in den Analysen betrachteten

¹⁰⁷ Goodman 1984, S. 28-29.

¹⁰⁸ Goodman 1997, S. 155.

¹⁰⁹ Eigene Hervorhebung. Bauer, Ernst 2010, S. 97.

¹¹⁰ Goodman 1997, S. 211f.

¹¹¹ Goodman 1997, S. 212.

¹¹² Bauer, Ernst 2010, S. 98.

¹¹³ Vgl. Volker Hess: „Die Bildtechnik der Fieberkurve. Klinische Thermometrie im 19. Jahrhundert“, in: David Gugerli, Barbara Orland (Hg.): *Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit*, Zürich 2002, S. 159-180.

¹¹⁴ Barbara Bader, Andres Janser, Marius Kwint: *einfach komplex. Bildbäume und Baumbilder in der Wissenschaft* (Katalog zur Ausstellung im Museum für Gestaltung), Zürich 2005, S. 55.

¹¹⁵ Zeichentheoretische Arbeiten zu Karten und Kartografie: Jaques Bertin: *Graphische Semiologie. Diagramme, Netze, Karten*, Berlin 1974; Andrea Sick: *Kartenmuster. Bilder und Wissenschaft in der Kartografie*, Hamburg (Dissertation) 2003 [<http://ediss.sub.uni-hamburg.de/volltexte/2004/1179/pdf/dissertation.pdf>, abgerufen am 25.11.2012]; Franco Moretti: *Kurven, Karten, Stammbäume. Abstrakte Modelle für die Literaturgeschichte*, Frankfurt a.M. 2009; und andere mehr.

Diagramme greifen auf die Repertoires von kartografischen oder dendritischen¹¹⁶ Darstellungen ebenso zu (Money/Ehrhardt, Hirschfeld) wie auf die von Flussdiagrammen (Lindell) oder auf die von systematischen Schemata (Hirschfeld, Kinsey). Statistische Kurven und Balken (von Kinsey und co.) werden kurz dargestellt.

Die Verwandtschaft, die Goodman den Darstellungen in Kunst und Wissenschaft zubilligt, möchte ich wiederum für die Gleichbehandlung von wissenschaftlichen und künstlerischen Diagrammen in dieser Arbeit heranziehen. Wichtig ist mir dabei, dass Kunst und Wissenschaft durchaus als unterschiedliche Diskurse und Arbeitsfelder zu behandeln sind, die zum Beispiel andere Umgebungen für die zu analysierenden Diagramme bereitstellen: Text in Büchern im Fall von sexuologischen Grafiken oder Galeriewände im Fall einer künstlerischen Diagramm-Arbeit. Die disziplinäre Herkunft jedoch ändert nichts an ihren jeweiligen diagrammatischen Eigenschaften wie die oben genannte Möglichkeiten der Deduktion, Abduktion, Induktion oder wie eben eingeführt, der Eignung zur Vermessung von (vorerst) Inkommensurablen. Somit halte ich es für sinnvoll, die (materiellen) Diagramme in dieser Untersuchung zunächst als Bilder anzusehen, also im Widerstreit mit ihrer ursprünglichen, funktionalen Bestimmung.

Überträgt man Goodmans Unterscheidung zwischen analogen und digitalen Medien auf die Gegenstände der folgenden Untersuchung, so lässt sich fragen, für welche Aufgaben die jeweiligen Diagramme von Sexualwissenschaftler_innen eingesetzt wurden (und auch, ob sie am Ende dafür geeignet waren). Ob Sexualität und Geschlecht als etwas zu *Vermessendes* oder als etwas in seinen Übergängen und Details zu *Beschreibendes* entworfen werden, zeigt sich möglicherweise schon an der Art der Diagramme, die diesbezüglich konstruiert werden.

Es ist angesichts der Bezugnahme auf die zeichentheoretischen Grundlagen von Peirce und Goodman für diese Forschungsrichtung paradox, dass die Analyse der politischen und sozialen Zusammenhänge von Diagrammen, die im Austausch mit ihnen entstehen, nur von relativem Interesse zu sein scheint. Bei der Lektüre von Bauer und Ernst beispielsweise gewinnt man den Eindruck, dass macht- oder repräsentationskritische¹¹⁷ Analysen außerhalb des Horizonts bildwissenschaftlicher Diagrammatik liegen. Diese Tatsache verweist auf ein allgemeines Problem der Bildwissenschaft, die trotz ihrer Etablierung als ‚neue‘ Disziplin in den 1990ern und trotz der deklarierten Ausdehnung ihres Forschungsinteresses auf die visuelle Kultur, hegemonial und vereinnahmend agiert. Sigrid Schade beispielsweise hat die tatsächlich verblüffende Ignoranz der Bildwissenschaft gegenüber feministischer Theorieproduktion und die Ausschlüsse ihrer Akteur_innen deutlich kritisiert.¹¹⁸ Parallel zu diesem Ausschluss werden schon lange aus feministischer Perspektive beleuchteten Themenfelder um populäre Medien wie die Konstitution von Blickbeziehungen oder Körperdarstellungen besetzt. Was bei dieser thematischen Übernahme jedoch ausgeblendet wird, sind die mit Bildregimes verknüpften Machtfragen, die sich an Forschungsinhalten, Stellenbesetzungen, an der Homogenität des eigenen Forschungsfeldes und an den Verdrängungsmechanismen gegenüber nicht-männlichen und nicht-weißen Diskurspartner_innen zeigen.

¹¹⁶ ‚Dendritisch‘ bedeutet verzweigt, verästelt, baumförmig.

¹¹⁷ ‚Repräsentation‘ formuliert Silke Wenk zusammenfassend als „Vergegenwärtigung von etwas, was nicht abbildend reproduzierbar ist, was aber auch nicht jenseits sozialer Prozesse der Aushandlung, der Durchsetzung und Herstellung – durch Praktiken des Zeigens und Deutens, performative Akte und durch Sprache – existiert.“ Silke Wenk: „Repräsentation in Theorie und Kritik: zur Kontroverse um den ‚Mythos des ganzen Körpers‘“, in Anja Zimmermann (Hg.): *Kunstgeschichte und Gender*, Berlin 2005, S. 99-113, hier S. 100.

¹¹⁸ Vgl. Sigrid Schade: „What do ‚Bildwissenschaften‘ want? In the Vicious Circle of Pictorial and Iconic Turns“, in: Kornelia Imesch, Jennifer John, Daniela Mondini, Sigrid Schade, Nicole Schweizer (Hg.): *Inscriptions/Transgressions. Kunstgeschichte und Gender Studies*, Bern 2008; S. 31-51.

Im Widerspruch dazu ist das Anliegen dieser Arbeit, Diagramme in ihrer Verwobenheit in Machtgefügen zu verhandeln und zu fragen, wie darüber bestimmte Aufforderungen *zu handeln* und *zu sein*, weitergegeben werden.

Aus diesem Grund gehe ich im Anschluss auf die Theoretisierung von Diagrammen ein, die meine Sichtweise konturiert haben: die Betrachtung von Diagrammen als Erziehungsbilder durch Tom Holert/Marion von Osten und durch Herbert Mehrrens sowie die Rolle des Diagramms in Michel Foucaults Machtanalyse und in Jürgen Links Theorie des Normalismus.

2.2.5 Ergänzung: Erziehungsbilder

Sowohl Autor_innen der Medienpädagogik¹¹⁹ als auch Vertreter_innen der Visuellen Kommunikation haben sich seit den 1960er Jahren intensiv auch mit nicht-künstlerischen Bildern beschäftigt und sowohl deren subjekt- als auch ihre gesellschaftskonstituierende Rolle untersucht. Dass auf diese Perspektiven nicht Bezug genommen wird, bestärkt die Vermutung, dass die Kritik an durch Klassismus, Rassismus, (Hetero)Sexismus geprägten, hegemonialen Blick- und Machtverhältnissen nicht auf der Tagesordnung der dargestellten Diagrammforschung beziehungsweise der damit verbundenden Bildwissenschaft steht.

Eine Publikation hingegen, die Visual (Culture) Studies mit pädagogischen Fragestellungen verbindet, ist *Das Erziehungsbild*, herausgegeben von Tom Holert und Marion von Osten.¹²⁰ Verschiedene Autor_innen untersuchen darin unter anderem, „wie Bilder und Bild-medien in die Prozesse des Lehrens und Lernens integriert werden“.¹²¹ Diagramme werden hier als eine spezifische Sorte von Erziehungsbildern betrachtet; nämlich als Text-Bild-Kombinationen mit emanzipatorischen Ansprüchen. Dazu gehört zum Beispiel in den 1920er Jahren die Wiener Bildstatistik von Otto Neurath,¹²² die die Umverteilung von Wissen fördern wollte, oder die Darstellung von architektonischen Planungsprozessen in Form von Flussdiagrammen in den 1950er und 1970er Jahren, die die Mitbestimmung betroffener Bürger_innen ermöglichen sollte.¹²³

Erzieherisch wirken auch die Drahtmodelle von Bewegungspfaden, die Frank B. Gilbreth mithilfe von Stereofotografien Anfang des 20. Jahrhunderts entwickelte, um die Arbeitseffizienz des Mauerhandwerks zu erhöhen. Gilbreth war ursprünglich Bauunternehmer, später gemeinsam mit seiner Frau Lillian Gilbreth Berater für andere Unternehmen. An den Drahtmodellen sollten Arbeiter „die optimierte Bewegung [bestimmter Handgriffe] ‚erfahren‘ können.“¹²⁴

¹¹⁹ Das betrifft besonders die britische Debatte um *media literacy*, die eng mit dem Feld der Cultural Studies verknüpft ist. Siehe Tom Holert: „The Only Kind of Moral Control: British Pop, Cultural Studies und die Frage der Medienkompetenz: Das Bild der Massenkultur als Erziehungsbild, ca. 1964“, in: Ders., Marion von Osten (Hg.): *Das Erziehungsbild*, Wien 2010. S. 147-182, insbesondere S. 161ff.

¹²⁰ Tom Holert, Marion von Osten (Hg.): *Das Erziehungsbild*, Wien 2010.

¹²¹ Siehe Klappentext: Holert, von Osten 2010.

¹²² Laut Holert und von Osten „initiierte der Philosoph Otto Neurath in den 1920er Jahre mit [...] der Entwicklung der ‚Wiener Methode der Bildstatistik‘ einen klassenkämpferischen *pictorial turn* in der Pädagogik.“ Die Lehrbilder, die er gemeinsam mit dem Künstler Gerd Arntz entwarf, „sollten gesellschaftlich bedingten Bildungsnachteilen von Arbeiter/innen durch ‚Stärkung der geistigen Werkzeuge‘ entgegenwirken.“ Tom Holert, Marion von Osten: „Das Erziehungsbild. Einführung“, in: Dies. 2010, S. 11-43, hier S. 12-13.

¹²³ Vgl. Jesko Fezer, Axel John Wieder: „Bilder der Planung. Visuelle Diskurse zur Gestaltung der Wirklichkeit“, in: Holert, von Osten 2010, S. 277-293.

¹²⁴ Herbert Mehrrens: „Bilder der Bewegung - Bewegung der Bilder: Frank B. Gilbreth und die Visualisierungstechniken des Bewegungsstudiums“, in: Horst Bredekamp, Angela Fischel, Birgit Schneider, Gabriele Werner (Hg.): *Bilder in Prozessen. Bildwelten des Wissens. Kunsthistorisches Jahrbuch für Bildkritik*, Bd. 1,1, Berlin 2003, S. 44-53, hier S. 51.

Herbert Mehrrens analysiert in seinem Aufsatz über Gilbreths Visualisierungstechniken den Impetus der Effektivierung und Rationalisierung, der hinter diesen räumlichen Diagrammen steckt. Auch die fotografischen Bewegungsstudien, die auf Lichtlinien reduziert sind, verfügen sowohl über diagrammatische als auch instruktive Qualitäten: Es geht um die zunehmende Reduktion von Linien, die die Gleichförmigkeit und Verkürzung der aufgenommenen Arbeitsbewegungen bezeugen und zugleich als disziplinierende wie anleitende ‚Vorbilder‘ der Effektivität fungieren.

2.2.6 Vertiefung: Diagramme als Linien der Macht

Um der Auslassung in Bezug auf gesellschaftliche Machtverhältnisse zu begegnen, ziehe ich das ‚Diagramm‘ nach Michel Foucault heran. Man würde es vermutlich den immateriellen Diagrammen zuordnen. Foucault selbst hat den Begriff eher am Rande verwendet. Dennoch wird ihm eine entscheidende Bedeutung für sein ‚mittleres Werk‘, welches im Anschluss an *Archäologie des Wissens* entstanden ist, zugemessen.¹²⁵ Gilles Deleuze hat sich in seinem Buch über den Freund erlaubt, „die Charakterisierung des gesamten Foucaultschen Vorgehens [...] am Begriff des Diagramms festzumachen.“¹²⁶

Da Foucault selbst den Begriff des Diagramms nicht ins Zentrum seiner Schriften gestellt hat, ist es sinnvoll, die Kommentare anderer Autor_innen einzubinden. Ich verwende deshalb die Auslegung des Foucaultschen Diagramms durch die Philosophin Petra Gehring. Sie stellt in der sehr frühen diagrammtheoretischen Publikation *Diagrammatik und Philosophie* (1992) die Betrachtung des Diagramms bei Michel Foucault und Michel Serres nebeneinander. Sie geht auf Foucaults Verwendung des Diagrammbegriffs in *Überwachen und Strafen* ein. In dieser Untersuchung über die „Genese moderner Straf- und Disziplinierungsweisen“¹²⁷ und der Rolle des Panoptismus, eines Regimes visueller Überwachung, den Foucault an der ringförmigen Gefängnisarchitektur von Bentham exemplifiziert, tritt das Diagramm auf. „[Das Panopticon] ist das Diagramm eines auf seine ideale Form reduzierten Machtmechanismus; sein Funktionieren, das von jedem Hemmnis, von jedem Widerstand und jeder Reibung abstrahiert, kann zwar als ein rein architektonisches und optisches System vorgestellt werden: tatsächlich ist es eine Gestalt politischer Technologie, die man von ihrer spezifischen Verwendung ablösen kann und muss.“¹²⁸

Gehring versteht das Diagramm bei Foucault dementsprechend als eine im Material, in den Objekten angesiedelte Herausforderung zur Machtanalyse: „Diagramm ist folglich, wenn... in der Analyse der Kräfteverhältnisse und -relationen, die das Feld diskursiven Wissens hergibt, eine Gesamtheit von Kräfteverhältnissen zum Vorschein kommt, ein auf ganz bestimmte Weise konkret einwirkender Machttyp, ein Machtmechanismus, der auf eigentümliche Weise diesseits wie jenseits des untersuchten Materials angesiedelt ist.“¹²⁹ Die Aufgabe historischer und philosophischer Machtanalytik – wie sie Foucault verstanden hat – ist es, „die statischen Formationen selbst, aber auch die Veränderungen, denen sie unterworfen sind und mit denen sie entstehen und vergehen“ zu kartieren.¹³⁰ Die doppelte Funktion, die Gehring aus dem Erscheinen des Diagramms bei Foucault herausliest, ist zum einen die eines „Strukturbegriffs“, in dem es als „ein unhintergehbare[s] Phänomen eines historischen Geordnetseins“¹³¹ eine Grenze

¹²⁵ Vgl. Gilles Deleuze: *Foucault*, Frankfurt a.M. 1987, S. 114, zitiert nach Gehring 1992.

¹²⁶ Petra Gehring: „Paradigma einer Methode. Der Begriff des Diagramms im Strukturdenken von M. Foucault und M. Serres“, in: Dies., Thomas Keutner, Jörg F. Maas, Wolfgang Maria Ueding (Hg.): *Diagrammatik und Philosophie. Akten des 1. Interdisziplinären Kolloquiums der Forschungsgruppe Philosophische Diagrammatik*, Amsterdam 1992, S. 89-105, hier S. 94.

¹²⁷ Gehring 1992, S. 92.

¹²⁸ Foucault 1977, S. 264.

¹²⁹ Gehring 1992, S. 94.

¹³⁰ Gehring 1992, S. 93.

¹³¹ Gehring 1992, S. 95.

des „organisierbaren Rückgriffs“¹³² markiert, die die Analyse mit dem eigenen zeitlichen und gedanklichen Kontext konfrontiert. „Zum anderen aber verkörpert das Diagramm eine manifeste und historisch bis dahin fremde Erscheinung. Es ist der neue, der mühsam gesuchte Gegenstand selbst.“¹³³ Dieses bedeutet, dass das Diagramm auch als vage Spur der Macht zu verstehen ist, die am Anfang einer Analyse steht und erst noch zu vergegenwärtigen ist.

2.3 Wozu und welche Diagramme? Übertragung auf Fragestellung und Material

In den letzten Abschnitten sollte deutlich werden, dass Diagramme, wenn sie Welt erzeugen, nicht nur Erleichterungen oder ideale Entwicklungen entwerfen, sondern auch interessengeleitet mit einem bestimmten Auftrag in die immaterielle und materielle Welt hineinwirken. Foucaults Diagrammverständnis hinterfragt in diesem Sinne die Anordnungen kritisch, nicht nur im Sinne des Erkenntnisgewinns, sondern auch um daraus Schlüsse zu ziehen, wo „Punkte der Kreativität, des Wandels, des Widerstands“¹³⁴ aufzufinden und zu aktivieren sind. Die machtvollen Wirkungen der Diagramme sind deshalb mit den Fragen nach Wissenserzeugung und -vermittlung im Fokus der Analyse stehend verkoppelt: Die grafischen Diagramme werden als Artikulationen verhandelt und sind mit der Frage verknüpft, wie über einen Anschein, ein visuelles Phänomen bestimmte subjektbildende Anreize und Aufforderungen weitergegeben werden.

Wie oben beschrieben, entsprechen pädagogische Anwendungen beispielhaft der besonderen „Stärke der genuinen Diagramme“, die, so Bogen und Thürlemann, „daraufhin angelegt sind, Nachfolgehandlungen nach sich zu ziehen.“¹³⁵ Dass diese Nachfolgehandlungen „den ganzen Bereich des sozialen Tuns“ umfassen,¹³⁶ ist für den Fall der Rationalisierung von körperlicher Arbeit ebenso ausschlaggebend wie für die Nutzung von diagrammatischen Medien als Mittel der Sexualpädagogik und -aufklärung, die mit den Anliegen der Sexualwissenschaft meist Hand in Hand gehen. Bei der Analyse der Stellung sexualwissenschaftlicher Schemata im Macht-Diagramm hängt zudem vieles von ihrer Legitimierung und ihrem institutionellen Kontext ab. Sie treten ähnlich wie der Gefängnisbau teilweise mit staatlicher und damit öffentlicher Autorisierung auf, die bei John Money/Anke Ehrhardt und Alfred Kinsey und seinem Team durch die öffentliche Finanzierung belegt wird (bei Money und Ehrhardt das National Institute of Child Health and Human Development; bei Kinsey und co. der National Research Council). Dieser Hintergrund hat Anteil an der Art der Bezugnahme zwischen diagrammatischer Darstellung und Gegenstand der Sexualität und setzt ihr Grenzen.

Die aufgezeichneten Diagramme, im Sinne von materialisierten „Matrizen der Machtentfaltung“,¹³⁷ sind gerade durch ihre Komplexitätsreduktion und ihre angestrebte Effektivität von Kommunikation, dazu geeignet, den Blick auf die Verkürzungen und Setzungen freizugeben, die in der jeweiligen Wissensproduktion vorgenommen werden. Die vorliegende Arbeit wird deshalb auch nach dem ästhetischen Überschuss in der Wissenschaft und dem epistemischen in der Kunst fragen.¹³⁸

¹³² Gehring 1992, S. 96.

¹³³ Gehring 1992, S. 95.

¹³⁴ Gilles Deleuze: *Foucault*, Frankfurt a.M. 1987, S. 102, zitiert nach Holert 2008, S. 236.

¹³⁵ Bogen, Thürlemann 2003, S. 22.

¹³⁶ Bogen, Thürlemann 2003, S. 22.

¹³⁷ Tom Holert: *Regieren im Bildraum*, Berlin 2008, S. 231.

¹³⁸ Steffen Bogen meint vermutlich etwas Ähnliches, wenn er es zum Ziel erklärt, „den bildlichen Anteil an den ‚Diagrammen‘ der Wissenschaften und den diagrammatischen Anteil an den ‚Bildern‘ der Kunst aufzuzeigen.“ Bogen 2005, S. 170.

3. Fragestellung, grundlegende Begriffe (Evidenz, Normalisierung) und Materialauswahl

3.1 Fragestellung

An den Ausführungen zum Diagramm ist deutlich geworden, dass eine kritische¹ Betrachtung der Potenziale und Wirkungen von Diagrammen nicht selbstverständlich ist. Zentral in dieser Untersuchung wird die Frage sein, wie zu welcher Zeit anhand von Diagrammen Geschlecht und Sexualität re/präsentiert und neu entworfen worden sind. Im Rahmen der folgenden Analysen werde ich deshalb über Macht und Interessen der Produzent_innen, aber auch über ihre Einbettung in den gesellschaftlichen Kontext und die Reaktionen der jeweiligen Gesellschaft (wie zum Beispiel Abwehr, Veränderungen, Vereinnahmung), nachdenken. Die übergreifende Frage „Was will die Sexualwissenschaft und die Kunst vom Diagramm?“² zielt in diesem Sinne auf die Interessen und das Begehren der verschiedenen Beteiligten. Interessen und Begehren existieren auf Seiten sowohl der Hersteller_innen als auch der Rezipient_innen der Diagramme.

Fragen, die ‚unterwegs‘ produktiv werden sollen, sind: Wie werden sexualwissenschaftliche Modelle oder Daten mittels diagrammatischer Zeichenproduktionen plausibel gemacht? Welche Wahrnehmungsgewohnheiten oder visuelle Referenzen werden dafür in Dienst genommen? Welche sinnlichen und kognitiven Eindrücke von Sex sind zu gewinnen? Was war in der jeweiligen Zeit durch die Sexualwissenschaft/Kunst und ihre Diagramme denk-, zeig- und sagbar?

Wie werden in den zu analysierenden Diagrammen Evidenzen und Unsichtbarkeiten in Bezug auf Geschlecht oder Sexualität produziert und wie können sie unterbrochen und damit verhandelbar gemacht werden? Welche sexuellen und geschlechtlichen Normen und Normalitäten werden in diesen Zeichensystemen in Abgrenzung zu dem ‚Abweichenden‘ oder ‚Pathologischen‘ (auch in der Form des ‚Unfertigen‘ oder ‚Unreifen‘) visualisiert? Was wird eingeschlossen? Was wird nicht gezeigt?

Welche Subjektivierungsangebote und handlungsanleitenden Richtlinien sind in den Diagrammen angelegt? Und: Wie lassen die diagrammatischen Botschaften sich über ihre Bestimmung hinaus lesen? Welche alternativen Bedeutungsschichten lassen sich – aus heutiger, antiessentialistischer und geschlechterforschender Perspektive – aufzeigen?

3.2 Über Evidenz

Der Begriff der ‚Evidenz‘ ist von zentraler Bedeutung, um Diagramme als Instrumente² visueller Wahrheitsproduktion untersuchen zu können.

Evidenz wird definiert als „Augenscheinlichkeit [oder] eine Einsicht, die ohne methodische Vermittlung geltend gemacht wird, insbesondere für die Legitimation unbewiesener oder

¹ Kritik wird hier mit Judith Butler und Michel Foucault verstanden als kontinuierliche Befragung, nicht als feststellende Beurteilung.

² Vgl. zum Begriff ‚Instrument‘ Tom Holert, der „Instrumentalität [...] als wesentlich *offene* Kategorie behandelt [sehen will]. Denn die Pragmatik der Bilder ist nicht zu lösen von ihrer Prozessualität. Bilder, gegenständliche wie ungegenständliche, müssen erst mit Zwecken und Bedeutungen versehen werden, die ihre konstitutive Multifunktionalität und Vieldeutigkeit reduzieren, die sie nützlich machen. [...] vorher sind sie als Bilder nicht sichtbar. Aber die Zweckbindungen, durch die Bilder entstehen, schließen nicht aus, dass die Zwecke und Bedeutungen wechseln.“ Hervorhebung im Original. Tom Holert: *Regieren im Bildraum*, Berlin 2008, S. 27.

unbeweisbarer Sätze.“³ Zerlegt man diese Definition in ihre Bestandteile, so erhält man vier zentrale Merkmale: 1. eine mit Visualität gekoppelte subjektive Überzeugung (,Augenscheinlichkeit‘ oder ,Einsicht‘), 2. einen Legitimierungsprozess und 3. das Auslassen einer methodischen Vermittlung beziehungsweise eines Beweises; außerdem differenzierend 4. die unbewiesenen oder unbeweisbaren Sätze. Entsprechend sollte also – mit der Frage nach dem Zweck der Bildgebungen im Hintergrund, als die sich die Diagramme auffassen lassen – ermittelt werden, welche Sätze hier mithilfe visueller Instrumente geltend gemacht werden. Die Besonderheit der Evidenz liegt gerade im Überspringen einer methodischen Vermittlung Sie funktioniert wahrheitsbehauptend und soll einen sprachlichen Abschluss erzeugen, und damit möglichen Einsprüchen zuvorkommen.

Die Medientheoretikerin Irmela Schneider wie auch der Kunsthistoriker Tom Holert haben jeweils Geschichte des Evidenz-Begriffs zurückverfolgt und ihn übersetzt als-,eine Form der persuasiven Rede“ (Schneider)⁴ oder als ein „narratives Vor-Augen-Stellen“ (Holert).⁵ Schneider legt das Augenmerk auf einen gewissen Be- oder gar Erleuchtungseffekt, ein „Aus sich herausstrahlen“,⁶ und die daraus folgende Unmöglichkeit, Evidentem zu widersprechen. Auch Holert konstatiert ein „gezielt herbeigeführtes Versagen sprachlicher Funktionen“⁷ und somit ein Eindringen von Bildern in das Feld einer verstummenden Rede.

Holert beobachtet in seinem Text über „Evidenz-Effekte“, dass zunehmend unscharfe oder verrauschte, sogenannte „bildlose, gewissermaßen *blinde* Bilder“⁸ zirkulieren, die aufgrund „minderer‘ optischer Qualität“ im Grunde nicht geeignet sind, etwas zu sehen zu geben, das „sich einem unmittelbaren Verständnis erschließt“.⁹ Er spricht von der spezifischen Wirkung einer Visualisierung, die „überzeugt ohne zu bezeugen“.¹⁰

Die Annahme, dass Bilder eine Situation oder eine Tatsache bezeugen und als Beweis dienen können, verweist auf den juristischen Kontext. Vor amerikanischen Gerichten wird zwischen zwei Erscheinungsformen unterschieden: zwischen ,evidences‘ oder ,exhibits‘, wobei erstere als Beweismittel für sich stehen können, während ,exhibits‘ nur „im Zusammenhang mit einer Zeugenaussage zugelassen“ sind.¹¹ Aufgrund des Vertrauens, das Evidentem hier entgegengebracht wird, lässt sich die enge Verknüpfung zwischen Sichtbarkeit und Glaubwürdigkeit ablesen. Zugleich wird eine deutliche Differenz zwischen dem selbsterklärenden Beweis und dem zeugnisbedürftigen Beleg hergestellt, die sich mit Jaques Derrida zuspitzen lässt: „Da, wo es einen Beweis gibt, gibt es keine Zeugenschaft“.¹²

Betrachtet man die spätantike, rhetorische Bedeutung der Evidenz, können zwei Arten von Effekten hervorgerufen werden: die „belehrende[...], nüchterne[...] ,Evidenz‘ oder die

³ „Evidenz“, Lexikoneintrag, in: *Meyers Großes Taschenlexikon*, Bd. 6, Mannheim, Wien, Zürich 1987, S. 288.

⁴ Irmela Schneider: „Listen der Evidenz“, in: *Transkriptionen. Newsletter des kulturwissenschaftlichen Forschungskollegs Medien und kulturelle Kommunikation*, SFB/FK 427, Nr. 4, Köln 07/2004, S. 4.

⁵ Tom Holert: „Evidenz-Effekte. Überzeugungsarbeit in der visuellen Kultur der Gegenwart“, in: Matthias Bickenbach, Axel Fliethmann (Hg.): *Korrespondenzen: visuelle Kulturen zwischen früher Neuzeit und Gegenwart*, Köln 2002, S. 198-225, hier S. 207.

⁶ Schneider 2004, S. 4.

⁷ Holert 2002, S. 208.

⁸ Holert 2002, S. 199. Holert zitiert hier Serge Daney, „Montage unerlässlich“ [1991], in: Ders.: *Von der Welt ins Bild. Augenzeugenberichte eines Cinephilen*, hg. v. Christa Blümlinger, Berlin 2000, S. 198-210.

⁹ Holert 2002, S. 199.

¹⁰ Holert 2002, S. 199.

¹¹ Holert 2002, S. 202.

¹² Jacques Derrida, Bernard Stiegler: *Echographies of Television. Filmed Interviews*, Malden/MA 2002, S. 94. Eig. Übersetzung a. d. Engl. Tom Holert zitiert nach dem frz. Original von 1996, S. 106/7.

enthüllende[...], affekthaltige[...] ‚Hypotypose‘.¹³ Beide Repräsentationstechniken zielen auf die „Unmöglichkeit der Kommunikation über das Geschehene oder [die] Verneinung des Gesehenen“.¹⁴ Holert sieht in der Präsentation von Fotografien durch Politiker im Rahmen von Parlamentsdebatten oder Pressekonferenzen eine aktualisierte Version dieser rhetorischen Praktiken, wobei die Bilder insbesondere in der medialen Repräsentation kaum noch entzifferbar sind. Hierin also besteht die Verschiebung – auch angesichts der massenhaften Zirkulation unscharfer oder gepixelter Bilddaten – dass der hervorgezogene Artefakt nicht mehr wirklich ‚reine Fakten‘ (*facta bruta*) erkennen lässt, sondern dass die Legitimation durch die Gestik des „Bilderschwenke[ns]“¹⁵, also des bloßen Vorzeigens von Bildern, und den offiziellen Rahmen (inkl. seiner Wiedergabe in Presse oder Medien) mit einem relativ beliebigen Bildmotiv geschehen kann.¹⁶ „Dabei blieben die Bilder ihrerseits weitestgehend opak, wenn sie nicht Teil einer Inszenierung, in der sie gemeinsam mit Akten der Bezeugung, Authentifizierung, Kommentierung usw. aufgeführt werden.“¹⁷

Insbesondere im globalen Televisionsapparat sieht Holert den idealen Kontext für solche Evidenzproduktionen, da es inzwischen selbstverständlich geworden sei, dass von überall dort berichtet wird, „wo sich ‚Fakten‘ ereignen“, dass also ein „globale[r] Aufnahmeapparat[]“ permanent Realität aufzeichnet und die Aufzeichnungen verbreitet.¹⁸ Durch die Unübersichtlichkeit dieses Berichterstattungsdispositivs werden skeptische Fragen nach Zusatzinformationen über Macher_innen oder Produktionsbedingungen der visuellen Artefakte unwahrscheinlicher. Ohne Zweifel entsteht in einem Zirkelschluss zwischen unhinterfragter Quelle und darum unhinterfragter Nachricht problemlos und immer wieder Evidenz. Holert erkennt darin ein „Tautologie-generierendes Evidenz-Dispositiv“,¹⁹ das das gesamte Betriebssystem der Medien, d.h. technologische, soziale, psychologische und viele andere Praktiken mehr, bündelt. Nur mittels einer Analyse dieses Dispositivs in seiner Vielschichtigkeit lässt sich verstehen, „warum unverständliche, abstrakte, kaum beschriebene, höchstens kommentierte Bilder überzeugend wirken können“.²⁰

Zur fotografischen Evidenz gehört also ein ästhetisch-semantischer Überschuss. Hiervon unterscheidet Holert „post-fotografische Evidenzproduktion“²¹, die „sich [...] stets in engen Bild-Text-Verbindungen [vollzieht]“.²² Zu postfotografischen Darstellungen, die nicht (mehr) auf analoger Physikalität bzw. apparativer Indexikalität beruhen, können sowohl digitale Abbildungen als auch Diagramme zählen, wenn sie nicht auf der Aufzeichnung von Licht- oder auch von Wärmeimpulsen beruhen. Holert behauptet, bei diesen postfotografischen Evidenzeffekten sei seltener mit Erstaunen oder Faszination zu rechnen.²³ Hier erklärt sich

¹³ Holert 2002, S. 207. Er verweist hier auf Campe, siehe die folgende Fußnote.

¹⁴ Rüdiger Campe: „Vor Augen Stellen. Über den Rahmen rhetorischer Bildgebung“, in: Gerhard Neumann (Hg.): *Poststrukturalismus. Herausforderung an die Literaturwissenschaft*, Stuttgart 1997, S. 208-225, hier S. 225.

¹⁵ Holert verwendet den Begriff des „Bilderschwenkers“ für Rudolf Scharping in dessen Zeit als Verteidigungsminister als Beispiel, der mit „Satellitenaufnahmen und Kartenzeichnungen vor dem Bundestag [...] den Einsatz deutscher Truppen im Kosovo-Krieg“ illustrierte. Holert 2002, S. 206.

¹⁶ Vgl. Holert 2002, S. 205/6.

¹⁷ Holert 2002, S. 211.

¹⁸ Holert 2002, S. 211.

¹⁹ Holert 2002, S. 211.

²⁰ Holert 2002, S. 211.

²¹ Holert 2002, S. 216.

²² Holert 2002, S. 217.

²³ Er zieht hierfür die Berichterstattung über den Gerichtsprozess gegen den Korruptionsprozess um den ehemaligen indonesischen Präsidenten Suharto im September 2000 heran, bei dem mithilfe von Computertomografien von Suhartos Gehirns belegt werden sollte, dass dieser nicht vor Gericht erscheinen könne. Vgl. Holert 2002, S. 203. Einige Seiten weiter greift der Autor dieses Beispiel wieder

auch die Überschrift „Evidenz-Effekte“ von Holerts Aufsatz, mit der er unterschiedliche Reaktionen auf bestimmten Medialisierungen beziehungsweise Inszenierungen in die Genese von Evidenz einschließt.

Obwohl die in der folgenden Studie untersuchten Grafiken also zumeist keinen indexikalischen, d.h. kausalen Bezug zu ihren Objekten haben (wovon man nur bei Fieberkurven und ähnlichen Diagrammen sprechen könnte), erzeugen sie Evidenzeffekte und somit Plausibilität. Sie sind Teile der visuellen Kultur, die bestimmt, „was gesehen werden soll und was gesehen werden kann.“²⁴ Autorisiert sind sie weniger über ihre apparative Herstellung – wobei zum Ziehen gerader Linien auch ein Lineal als technisches Hilfsmittel vonnöten ist – als vielmehr über den (sexual)wissenschaftlichen Betrieb, der sie einsetzt und den es daher bei den Analysen zu berücksichtigen gilt.

Auch Holert argumentiert mit Foucault für die Notwendigkeit, „(mit) der Evidenz“ zu brechen.²⁵ Unterbrechungen von Selbstverständlichkeiten im Feld des Visuellen sollen dazu dienen, Wahrnehmungsmuster, Normen, Hierarchien oder Privilegien in Frage zu stellen, die den Bildern zugrundeliegen.

Irmela Schneider fasst, auf Aristoteles (*Rhetorik*, Buch III) zurückgehend, das „Stilmittel des Vor-Augen-Führens“ als eine Form der „lebendigen“ Gestaltung der *Rede* auf.²⁶ Das „Ziel [der Evidenz] heißt in der Sprache der Rhetorik: Überzeugung, Persuasion [letzteres wäre auch übersetzbar mit ‚Überredung‘, nl]. Aber genau dieses Ziel muss verdeckt bleiben.“²⁷

Angeregt durch die Assoziation von Evidenz mit Licht, mit dessen Leuchten oder Strahlen ‚Einleuchtendes‘ – Evidentes – hervorgebracht wird, verweist Schneider auf die Technik des Einleuchtens einer Szene bei der Filmproduktion. Die Gemeinsamkeit mit der rhetorischen Technik, die die Autorin herausstellt, ist die, dass die ausgeklügelte Prozedur des Lichtsetzens sich im filmischen Endprodukt der Wahrnehmung entzieht. Beide Techniken zielen demnach darauf ab, ihre eigene Konstruiertheit zu verbergen.²⁸ Ziel ist jeweils ein „Effekt[] von Unmittelbarkeit“.²⁹

Evidenz ist also etwas Hergestelltes und „braucht ein Medium, um evident zu werden.“³⁰ Das Medium, welches Schneider für die Evidenzproduktion besonders im Auge hat, ist die Liste,³¹ die im 16. Jahrhundert und damit im frühen, merkantilistisch ausgerichteten Absolutismus eine besondere Position inne hatte. Als tabellenförmige *lista* wurde sie aufgestellt, um die „schnelle[] Übersicht“ über Waren, Preise und Verlaufsahlen zu ermöglichen.³² Die Bedeutung der Listen nimmt im 18. Jahrhundert deutlich zu³³ und erfasst neue Bereiche: Die sich ausbildende ‚Wissenschaft vom Menschen‘ sammelt und ordnet darin statistische

auf und stellt fest: „Die Verwunderung der anwesenden Gutachter und Juristen scheint sich in Grenzen zu halten. Das Spektakel des sichtbaren Diktatoren-Gehirns wird eher mit Fassung als fasziniert zur Kenntnis genommen.“ Holert 2002, S. 219.

²⁴ Bruno Latour: „Drawing Things Together“, in: Michael Lynch, Steve Woolgar (Hg.): *Representation in Scientific Practice*, Cambridge Mass./London 1990, S. 30, zitiert nach Holert 2002, S. 215.

²⁵ Holert 2002, S. 215.

²⁶ Schneider 2004, S. 4.

²⁷ Schneider 2004, S. 5.

²⁸ Schneider 2004, S. 4.

²⁹ Schneider 2004, S. 5.

³⁰ Schneider 2004, S. 4.

³¹ „[I]n der Rhetorik stoßen wir bereits auf ein Bündnis zwischen den Listen und der Evidenz. Denn es gilt: Wenn Evidenz sein soll, müssen Listen her.“ Schneider 2004, S. 4.

³² Vgl. Schneider 2004, S. 2.

³³ Vgl. Abschnitt 2.1.3, S. 10ff.

Daten über Leben, Tod, Krankheit und Kriminalität an.³⁴ Wichtig für die bald daran anschließende prognostische Nutzung von Tabellenwerken ist die Wahrscheinlichkeitsrechnung, die – so Felix Keller – auf die „Erzeugung von Gesellschaft als graphischer Raum“ aufsetzt und das Bedürfnis nach Abschätzungen des „Erscheinens und Verschwindens von Entitäten“ erfüllt.³⁵ Die Liste dient in der Folge als Herrschafts- und Verwaltungsinstrument; sie wird zum Hilfsmittel, um die Menschen, die durch die Anordnung symbolisiert werden, zu regieren, zu kontrollieren und „den Zufall [zu zähmen]“.³⁶ Die Evidenz der Listen lässt sich somit verstehen als ein „Modus, Wissen herzustellen – besser aufzustellen.“³⁷ Die Überführung der evidenten Listen in statistische Diagramme ist ein naheliegender Schritt der grafischen Aufbereitung. Errechnete Funktionskurven, im Unterschied zur diagrammatischen Präsentation von erhobenen Daten, erleichtern den Abgleich mit dem Durchschnitt sowie den Ausblick auf die Zukunft. Listen und Diagramme sind gleichermaßen geeignet, um „in zahllosen Haushalten die Filialen der Bürokratie“³⁸ einzurichten und so die Selbstkontrolle im Sinne der Biopolitik zu verankern.

Die Unterbrechung der Evidenz, für die Holert mit Foucault argumentierte, wird auch von der Performance-Theater-Künstlerin und Wissenschaftlerin Sibylle Peters und dem Literaturwissenschaftler Martin Jörg Schäfer aktuell als wichtige Aufgabe der Geisteswissenschaften bei der Untersuchung von Prozessen der Wissensentstehung angesehen.³⁹ Sie sehen eine enge Koppelung von Wissen und Evidenz und folgern daraus, dass die „Figuration von Evidenz“, die den „Einschnitt in die Welt, mit dem Wissen von Nichtwissen unterschieden wird“, legitimierte, entsprechend „Evidenz-Kritik“ verlange.⁴⁰ Zugleich gestehen sie der Evidenz zu, dass sie selbst schon die Darstellung problematisiere, da das *Vor-Augen-Stellen* andeute, dass der „Redner sich vom Gegenstand seiner Rede affizieren lässt“. Damit werde eine „Grenze des rhetorisch Kontrollierbaren“ markiert.⁴¹ Die Figuration von Evidenz, die man mit Schneider auch als Medialität bezeichnen kann, steht – laut Peters/Schäfer – für ihre „These, dass jedem Wissen eine Kunst der Darstellung implizit ist und umgekehrt jeder Kunst ein Wissen. [...] Im Begriff der Evidenz ist damit das, was man gemeinhin für den Kern epistemischer Verfahren hält und das, was oft als sekundäres Moment der Darstellung und der Präsentation erachtet wird, von vorneherein verschränkt.“⁴²

Judith Siegmund, Philosophin und Künstlerin, hingegen differenziert zwischen sprachlich verfasster und ikonischer Evidenzproduktion.⁴³ „(Ikonische) Evidenz“ versteht sie als eng an künstlerische Werke und an intentionales ästhetisches Handeln gebunden, das auf die Vermittlung einer bestimmten Bedeutung, eines bestimmten Zwecks ausgerichtet ist. Siegmund sieht in der „Vorgabe des Erwartbaren“ und der „gegebenenfalls evidenten Erfüllung“, also in

³⁴ Francois Ewald: *Der Vorsorgestaat*, Frankfurt/M. 1993.

³⁵ Keller, Felix: „Sternkarten des Sozialen. Erfahrungsdruck und statistische Form“, in: Karin Harrasser, Helmut Lethen, Elisabeth Timm (Hg.): *Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, Bd. 1, 2009, S. 57-69, hier S. 64.

³⁶ Irmela Schneider: „Die Liste siegt“, in: Michael Cuntz, Barbara Nitsche, Isabell Otto, Marc Spaniol (Hg.): *Die Listen der Evidenz*, Köln 2006, S. 53-63, hier S. 58.

³⁷ Schneider 2004, S. 2.

³⁸ Manfred Schneider: „Leporellos Amt. Das Sekretariat der Sekrete“, in: Bernhard Siegert, Joseph Vogl (Hg.): *Europa. Kultur der Sekretäre*, Zürich/Berlin 2003, S. 147-162, hier S. 158f, zitiert nach Irmela Schneider 2004, S. 4.

³⁹ Sibylle Peters, Martin Jörg Schäfer (Hg.): *Intellektuelle Anschauung. Figurationen von Evidenz zwischen Kunst und Wissen*, Bielefeld 2006.

⁴⁰ Sibylle Peters, Martin Jörg Schäfer: „Intellektuelle Anschauung – unmögliche Evidenz“, in: Dies. a.a.O., S. 9.

⁴¹ Peters, Schäfer 2006, S. 13.

⁴² Peters, Schäfer 2006, S. 10.

⁴³ Judith Siegmund: *Die Evidenz der Kunst*, Bielefeld 2007.

Autor_innenschaft und einer das ästhetische Angebot annehmenden Rezipient_innenschaft die Bedingung von Evidenz.⁴⁴ „[D]ie Pointe der Evidenz [ist], dass sich etwas erschließt, etwas, dem Sinn bzw. Bedeutung zukommt. [...] Evidenz [ist] als eine performativ erfahrbare Eigenschaft des Augenscheinlichwerdens *von etwas als etwas* aufzufassen, bei der Sinn bzw. Bedeutung mit den materialen Eigenschaften und dem Phänomen des Wahrgenommenen verschränkt bleibt.“⁴⁵ Bei der Rezeption von Kunst ginge es demnach um das Erkennen einer gerichteten und entsprechend gestalteten Aussage.⁴⁶

Im Fall der sexualwissenschaftlichen Grafiken ist sicher deren explizite und vordringliche Zielsetzung, Wissen und Vorstellungen über Sexualität zu vermitteln. Die gestalterischen Mittel werden hierbei als Instrumente begriffen. Sobald diese Instrumente hingegen eine Eigendynamik durch ihre ästhetische Artikulation entwickeln (und besonders, wenn diese daraufhin angesehen werden), ist das ‚Zuviel‘ etwas, das sich nebenbei ungewollt absetzen kann. Dieser Überrest kann meiner Ansicht nach genutzt werden, um zu beobachten, inwiefern sich auch unbeabsichtigte Bedeutungen herauskristallisieren. Aufgrund eines Erkenntnisinteresses gerade an diesen nicht intentionalen, ‚streuenden‘ Anteilen an Bedeutungsproduktion auch bei wissenschaftlicher ‚Bildgebung‘ erscheint mir das Bestehen auf einer hauptsächlich von den Autor_innen gesteuerten Sinnproduktion mit meiner Perspektive in der vorliegenden Arbeit nicht vereinbar. Vielmehr ist eine Betrachtungsweise wie die von Peters/Schäfer nahe- liegender für die folgende, gleichrangige Bearbeitung von wissenschaftlichen und künstlerischen Diagrammen in Kapitel 6.⁴⁷

Es ist allerdings – Holert und Schneider folgend – davon auszugehen, dass die zu untersuchenden sexuellen Schemata *auch* produziert worden sind, um in einem konkurrenten Feld um Aufmerksamkeit und Unterstützung rhetorisch, das heißt mit Effekten der Beeindruckung, in den institutionellen, wissenschaftlichen Komplex hinein zu wirken. Die Linie zwischen sorgfältiger Gestaltung und Einleuchtungseffekten der Beeindruckung ist auch in der Wissenschaft sehr dünn gezogen.

Ob eben die Anschaulichkeit der Diagramme wirklich Erkenntnisse vermittelt und ob sie Sichtbarkeit⁴⁸ erzeugt, beziehungsweise wie die Grafiken das Signifikat transformieren, anpassen und kontrollieren, oder wo sie vielmehr etwas unsichtbar machen, wird zu analysieren sein. Die verlangsamte Lektüre von Diagrammen, die ich im Hauptteil vornehme, soll die den Diagrammen zugrundeliegenden Annahmen und Argumentationen entfalten und Evidenzen dekonstruieren.

⁴⁴ Judith Siegmund: Artikel Evidenz (ikonisch) im *Glossar der Bildphilosophie*, Skriptseite 3.

[www.gib.uni-tuebingen.de/netzwerk/glossar/, abgerufen am 25.12.2012].

⁴⁵ Siegmund 2012, S. 3. Sigrid Schade und Silke Wenk haben bezüglich des Prozesses, „etwas als etwas aufzufassen“ formuliert, wie dieses Augenscheinlichwerden bei „abstrakter Kunst“ abläuft. „[A]bstrakte‘ Gemälde werden zumindest als ‚ein Kandinsky‘ oder als ‚ein Klee‘ oder einfach als ‚moderne Kunst‘ identifiziert. Sie verweisen damit nicht auf eine außerkünstlerische Realität, sondern auf ein spezifisches Bezugssystem der Kunst und deren Mythen.“ Sigrid Schade, Silke Wenk: *Studien zur visuellen Kultur. Einführung in ein transdisziplinäres Forschungsfeld*, Bielefeld 2011, S. 81.

⁴⁶ Vgl. Siegmund 2007, S. 26.

⁴⁷ Vgl. Absatz 2.2.3 über Goodmans Diagrammbegriff, S. 18ff.

⁴⁸ Vgl. Tom Holert über den Unterschied zwischen Sichtbarkeit und Visualisierung: „Kategorien wie ‚Sichtbarkeit‘ und ‚Transparenz‘ sind Veränderungen der Konzeptionen von ‚Sehen‘ und ‚Bild‘ unterworfen. Und Sichtbarkeit ist nicht gleichzusetzen mit Visualisierung. Es gibt, wie Michel Foucault und Gilles Deleuze sagen, eine ‚Sichtbarkeit außerhalb des Blicks‘, eine virtuelle, eine ‚unsichtbare Sichtbarkeit‘. ‚Sichtbarkeit verdankt sich gesellschaftlichen und epistemologischen Möglichkeitsbedingungen, mit anderen Worten: Verhältnissen von Macht und Wissen.“ Tom Holert: „Bildfähigkeiten. Visuelle Kultur, Repräsentationskritik und Politik der Sichtbarkeit“, in: Ders. (Hg.): *Imagineering. Visuelle Kultur und Politik der Sichtbarkeit*, Köln 2000, S. 14-33, hier S. 20.

3.3 Über das Normale, über Normalismus

„Das Normale ist kein statischer und friedlicher Begriff, sondern ein dynamischer und polemischer.“⁴⁹ So beschreibt der Wissenschaftshistoriker Georges Canguilhem eindrücklich die aggressive Beweglichkeit des Normalen.

Im Unterschied zur trennscharfen Unterscheidung von Normen (bzw. Normativität) zwischen gut und böse, wahr und falsch ist das Diktat der ‚Normalität‘ dynamisch und veränderlich. Auch der Literaturwissenschaftler Jürgen Link hat einer Erscheinungsform des postmodernen Normalismus ‚Flexibilität‘ zugesprochen.

Seiner Normalismustheorie folgend wären postmoderne Geschlechtersysteme als Ausdruck einer normalisierten Gesellschaft zu verstehen, die nicht mehr nach einem festen Normen- und Abweichungskatalog funktioniert, sondern in der sich vereinzelt Subjekte flexibel an statistisch errechnete Vorstellungen von Durchschnittlichkeit und Normalität anpassen. Flexibilisierung bedeutet hier auf der einen Seite die Möglichkeit rechnerischer Toleranzen, auf der anderen Seite eine wachsende Verantwortlichkeit des Individuums, die es möglicherweise so verunsichert, dass die_ der Einzelne zu (neo-)konservativen Techniken der Selbstversicherung⁵⁰ greift. Er spricht davon, dass dieses Ausrichten aufgrund von Statistiken und anderen normalisierenden Technologien (Rückkopplung/Feedback), mehr und mehr automatisch, quasi-technisch passiert. Subjekte verwandeln sich im Zuge der Normalisierung in „orientierungsfähige Homöostaten und steuerbare Techno-Vehikel“.⁵¹

Link selbst begrenzt das Konzept des Normalismus auf moderne Gesellschaften und zieht statistische Darstellungen als typisches Zeichen flexibel normalistischer Gesellschaften heran. Die Verdatung und ‚Berechenbarkeit‘ der Subjekte – laut Link Voraussetzung des flexiblen Normalismus – finden hier ihre visuelle Übersetzung. Kurvendiagrammen wird in diesem Zusammenhang eine besondere Bedeutung zugeschrieben:

„Normalisierende Orientierung und Steuerung wiederum erfolgen ‚längs‘ von symbolischen Kurven: exponentiellen und anderen Fortschrittskurven, Entropiekurven, Währungs- und anderen Schlangen, Malthusschen und anderen Scheren, Gaußschen und anderen Verteilungen, Normalisierungskurven in Form gelängter S- und anderer Kurven. Die Gesamtheit dieser symbolischen, von den Subjekten ‚internalisierten‘ bzw. ‚introjezierten‘ Kurven heisst in dieser Studie das normalistische symbolische Kurven-Dispositiv. Es ist aufs engste mit der normalistischen Kollektivsymbolik verknüpft und konstituiert mit ihr gemeinsam den ‚inneren Bildschirm‘, den ‚inneren Monitor‘ der normalistischen Subjekte. Durch den regelmäßigen Blick auf diesen inneren Bildschirm, durch die Auto-Observation aktualisieren und konkretisieren sich die fundamentalen normalistischen Affekte: der lustvolle Thrill bei Dehnung und Überschreitung von Normalitätsgrenzen und die unlöslich damit verbundene Angst vor irreversibler Denormalisierung – wie schließlich auch das Sicherheitsgefühl der Normalisierung oder das ‚gestresste‘ Unwohlsein bei schwindender Normalität.“⁵²

⁴⁹ Georges Canguilhem: *Das Normale und das Pathologische*, München 1974, S. 163.

⁵⁰ Als eine solche aktuelle neo-konservative Technik, welche für die Kolonialisierung und Kommodifizierung und damit die Normalisierung von Abweichungen steht, kann das Phänomen ‚Metrosexualität‘ gesehen werden, das in den 2000er Jahren kursierte. Vgl. Marie-Luise Angerer: „Der Zwang zum Bild“, in: Stiftung Deutsches Hygiene Museum: *sex. Vom Wissen und Wünschen* (Ausstellungskatalog), Ostfildern 2001, S. 153.

⁵¹ Jürgen Link: *Versuch über den Normalismus*, Opladen/Wiesbaden 1999, S. 25.

⁵² Link 1999, S. 25.

Link unterscheidet zwischen flexibel- und protonormalistischen Tendenzen, die dadurch charakterisiert sind, dass sie bei ersterer Orientierung erst ex post, also nach der Errechnung eines Durchschnitts, möglich sind, während der Protonormalismus Durchschnittswerte quasynormativ wirken und zu verbindlichen, fixierten Anhaltspunkten des Handelns werden lässt. In normalisierten Gesellschaften sieht die Grenzerfahrung anders aus als in der Welt kategorischer Gesetze: „Das Kriterium der Normalität [ist], wie wir alle aus unserer Alltagserfahrung wissen, das entscheidende Orientierungskriterium in modernen Gesellschaften westlichen Typs – so wie ihre entscheidenden Grenzen Normalitätsgrenzen sind, also Grenzen zwischen dem Normalen und dem Anormalen. Ausschließlich die Überschreitung einer Normalitätsgrenze begründet in solchen Gesellschaften zweifelsfreien ‚Handlungsbedarf‘.“⁵³ Besonders die glockenförmige Gauß-Kurve mit einer Mehrheit an Mittelwerten und einer im Verhältnis dazu abfallenden Anzahl an Werten in den Randbereichen symbolisiert eine flexibilisierte Normalverteilung.⁵⁴

Die Theorie des Normalismus impliziert also eine Identifikation und Auseinandersetzung von Bevölkerungen mit dem Phänomen des errechenbaren Durchschnitts. Der Normalismus basiert auf der Berechnung von Durchschnittswerten und ihrer öffentlichkeitswirksamen Verbreitung, so dass sich Mitglieder einer Gesellschaft an solchen erhobenen Mittelwerten ausrichten können und dies – so seine These – auch tun. Die zum Beispiel in Form von Statistiken erhobenen Daten erfassen und beleuchten umfassend soziale wie persönliche Prozesse. Sie betreffen also auch die Fragen nach sexuellen und geschlechtlichen Identitäten und Verhaltensweisen; sie verleihen ihnen den Anschein, kalkülisierbar zu sein.

Link bezieht sich auf Foucaults Schriften über die „Normalitätsgesellschaft“.⁵⁵ In seinen Texten zur Geschichte des Gefängnisses, der Klinik und der Sexualität hat dieser das Individuum ab dem 18. Jahrhundert als „Disziplinarindividuum“ in einer „Normalisierungsgesellschaft“⁵⁶ entworfen. In dieser Gesellschaftsform werden die Lebensäußerungen der Menschen in westlichen Gesellschaften weniger durch repressive Strafmaßnahmen gemäßregelt als vielmehr durch präventive Überwachungs-, Kontroll- und Regulierungsverfahren gesteuert. Diese Verfahren lassen Überschreitungen oder Abweichungen von der Normalität unwahrscheinlich werden.

Die beschriebenen, disziplinierenden Regulierungsinstrumente, zu denen sowohl Geburtenraten, Volkszählungen, pädagogische Richtlinien, als auch psychiatrische und sexologische Typologisierungen gehörten, drangen zunehmend in den Alltag und das Bewusstsein der Subjekte ein; Praktiken der Selbstkontrolle setzten sich durch, bis dieser Prozess der Verinnerlichung das Konzept von Regierung und Mentalität zusammenfallen ließ; Foucault prägte hierfür den Begriff der ‚Gouvernementalität‘.

⁵³ Jürgen Link: „Das ‚normalistische‘ Subjekt und seine Kurven“, in: David Gugerli, Barbara Orland (Hg.): *Ganz normale Bilder*, Zürich 2002, S. 107-128, hier S. 110.

⁵⁴ „Die zweite Typ von Kurven, die ich als symbolische Gaußoidkurve zu bezeichnen vorschlage, weil sie von Null aus links außen ansteigen und rechts außen wieder nach Null abfallen und irgendwo dazwischen gezackte Maxima erreichen, ist noch exemplarischer für die Tendenz zur normalistischen Leistungskonkurrenz und indirekt zum Flexibilitätsnormalismus [...]“ Jürgen Link: *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*, 2. Auflage, Opladen/Wiesbaden 1998., S. 97.

⁵⁵ Link behandelt zentral Foucaults Bücher *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses* (1977), *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1* (1976/1983) und *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft* (1972).

⁵⁶ Michel Foucault: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt a.M. 1977, S. 236 ff.; Ders.: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*, Frankfurt a.M. 1983, S. 172.

Herbert Mehrtens befragt in dem Band *Normalität und Abweichung* (1999)⁵⁷ den Begriff der Normalisierung nach seiner „wissens- und wissenschaftsgeschichtlich[en]“⁵⁸ Relevanz. Er fokussiert hierbei besonders den Zusammenhang zwischen den Normalisierungsprozessen von Subjekten und Gesellschaften auf der einen und technischer Kontrolle beziehungsweise „zukunftsorientierte[r] Operationalisierung“⁵⁹ auf der anderen Seite. Die These, von der er hierbei ausgeht, ist, „dass Normalisierungen als Wahrnehmungstechnik immer auf Kontrolle orientiert sind.“⁶⁰

Mehrtens stellt zunächst die Begriffe ‚Normalisierung‘ von Foucault und ‚Normalismus‘ von Link gegenüber. Die „auf die Bevölkerung gerichtete Normalisierung“⁶¹ nach Foucault steht in enger Verbindung mit dem Regime der Bio-Macht, die darauf abzielt, „das Leben zu optimieren“.⁶² Foucault beschreibt die Entstehung dieses Optimierungsregimes in *Der Wille zum Wissen* (1983): „Konkret hat sich die Macht zum Leben seit dem 17. Jahrhundert in zwei Hauptformen entwickelt, die keine Gegensätze bilden, sondern eher zwei durch ein Bündel von Zwischenbeziehungen verbundene Pole. Zuerst scheint sich der Pol gebildet zu haben, der um den Körper als Maschine zentriert ist. Seine Dressur, die Steigerung seiner Fähigkeiten, die Ausnutzung seiner Kräfte, das parallele Anwachsen seiner Nützlichkeit und seiner Gelehrigkeit, seine Integration in wirksame und ökonomische Kontrollsysteme – geleistet haben das die Machtprozeduren der *Disziplinen: politische Anatomie des menschlichen Körpers*. Der zweite Pol, der sich etwas später – um die Mitte des 18. Jahrhunderts – gebildet hat, hat sich um den Gattungskörper zentriert [...]. Die Fortpflanzung, die Geburten- und Sterblichkeitsrate, das Gesundheitsniveau, die Lebensdauer, die Langlebigkeit [...] wurden zum Gegenstand eingreifender Maßnahmen und *regulierender Kontrollen: Bio-Politik der Bevölkerung*.“⁶³

Mehrtens bezeichnet die „Selektion von Arbeitern im Taylorismus“ im 19. und „die Sterilisationspläne und -praktiken in der eugenischen Bewegung“⁶⁴ im frühen 20. Jahrhundert als „Regulationen, die auf statistischen Beobachtungen beruhen und Normen setzen, die auf die Optimierung der Arbeitsleistung oder auf die der genetischen Qualität der Bevölkerung zielen“.⁶⁵ In diesen systematischen Optimierungen „einer auf das Leben gerichteten Machttechnologie“⁶⁶ bestehen neben Normen im Sinne von „Sollwert[en]“⁶⁷ durchaus „scharfe Devianzgrenze[n], jenseits derer eliminiert, abgesondert, therapiert wird.“⁶⁷ Link hat Foucaults Normalisierung als „soziale Normierung“ aufgefasst. Mit seinem Normalismus-begriff wollte er eine Aktualisierung über das 19. Jahrhundert hinaus vornehmen und der Dynamisierung normalisierender Prozesse Rechnung tragen.⁶⁸ Die von ihm beschriebene Orientierung am als ‚normal‘ statistisch errechneten Durchschnitt wirkt laut Mehrtens bei dem Versuch, „mit einer als kontingent und dynamisch gedachten Welt zurande zu kommen“,

⁵⁷ Herbert Mehrtens: „Kontrolltechnik Normalisierung. Einführende Überlegungen“, in: Werner Sohn, Herbert Mehrtens (Hg.): *Normalität und Abweichung. Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft*, Wiesbaden 1999, S. 45-64.

⁵⁸ Mehrtens 1999, S. 45.

⁵⁹ Mehrtens 1999, S. 61.

⁶⁰ Mehrtens 1999, S. 46.

⁶¹ Mehrtens 1999, S. 46.

⁶² Michel Foucault: „Leben machen und Sterben lassen“, in: Sebastian Reinfeldt, Richard Schwarz: *Michel Foucault: Biomacht*, Dissertation Duisburg 1993, S. 27-50; hier S. 34. Zitiert nach Mehrtens 1999, S. 46.

⁶³ Hervorhebung im Original. Foucault 1983, S. 166.

⁶⁴ Mehrtens 1999, S. 46.

⁶⁵ Mehrtens 1999, S. 46. Die Eugenik wirkt sich auf die Position von Magnus Hirschfeld aus. Siehe S. 77ff.

⁶⁶ Foucault 1983, S. 172.

⁶⁷ Mehrtens 1999, S. 46.

⁶⁸ Vgl. Mehrtens 1999, S. 46ff.

dennoch als „hegemoniales Orientierungsmuster“.⁶⁹

Mehrtens seinerseits interessiert sich für zwei vorwiegende Bedeutungen des ‚Normalen‘ im heutigen Sprachgebrauch, die er analytisch voneinander abgrenzen möchte: Im ersten Fall wird ‚normal‘ synonym mit ‚alltäglich‘ verwendet: Dieser Gebrauch sagt nicht mehr „als dass etwas der Erwartung entspricht“; er bleibt „offen gegenüber dem, was nicht als alltäglich erscheint oder erscheinen könnte.“⁷⁰ Diese „Elementarentscheidung von Erwartetem und Abweichendem“⁷¹ bringt keine bestimmte Einstellung gegenüber oder einen spezifischen Umgang mit dem Abweichenden mit sich. Im zweiten Fall wird ‚normal‘ als starre Setzung gebraucht, die „auf eine kategoriale Ordnung der Dinge zielt“,⁷² eher im Sinne von ‚richtig‘ oder ‚ordentlich‘. Wenn Normalisierung also als analytisches Instrument nützlich werden soll, so ist – laut Mehrstens – die Voraussetzung dafür, das eigene Verständnis des Normalen und auch die Bedeutung im jeweiligen Kontext transparent zu machen. Außerdem nimmt er vor allem spezifisch normalistische Wahrnehmungsstrukturen in den Blick, zu denen die „statistisch beobachtende Behandlung der Phänomene als homogen“ gehört.⁷³ „Es handelt sich hier um eine konstruktive Wahrnehmungstechnik, die in ihrer formalsymbolischen Abbildungsweise von Welt objektivierende (im Sinne von überindividuell funktionierend) Orientierungsschemata schafft [...]“.⁷⁴ Diese Wahrnehmungsweise sieht Mehrstens als „Kernstück von Kontroll-techniken“⁷⁵ an.

Normalisierung *und* Normalismus werden hier als „engstens an den therapeutischen Blick gebunden“ verstanden, der diagnostiziert, „wann und wo [wegen gravierenden ‚Abweichungen‘ von der ‚Normalität‘] Behandlungsbedarf besteht“.⁷⁶ Angesichts der Geschichte der Normalisierung als Geschichte der „Experten“⁷⁷ eröffnen sich klare Bezugspunkte für meine Untersuchung, die sich mit der (visuellen) Wissensproduktion und -vermittlung von Sexualwissenschaftler_innen im Verlauf des 20. Jahrhunderts beschäftigt. Bei Mehrstens Aufzählung der Experten werden ausdrücklich genannt: „Mediziner [und] Psychologen“;⁷⁸ zwei Professionen, die häufig im Bereich der Sexualwissenschaft arbeiten. Ein Hinweis in diesem Zusammenhang vermag die Vorlage für eine mögliche Antwort auf die Frage nach dem Eigeninteresse der Sexualwissenschaft am Diagramm (vgl. S. 3) zu liefern: Der Autor schreibt, man könne die „Etablierung von Professionsmacht [...], die auf einer Vertrauensbildung durch Quantifizierung, Verdattung und Objektivierung beruht“,⁷⁹ auf den zunehmenden Einfluss des normalistischen Dispositivs zurückführen. Die Verwendung von (statistischen) Diagrammen, die nach Jürgen Link als typische Medien des flexiblen Normalismus gelten, könnte demnach als Anzeichen für eine Strategie der Begründung von Einfluss der Sexuologie auf dem Feld der Wissenschaft und ihrer gleichzeitig stattfindenden Vertrauensbildung in der Praxis zu lesen sein. Vertrauensbildung ist in diesem Arbeitsfeld auch gegenüber den Patient_innen notwendig.

⁶⁹ Beide Zitate: Mehrstens 1999, S. 47. Link selbst hat den Normalismus in einem Interview 1995 als „ein[en] historisch konkrete[n], spezifische[n] Fall von Hegemonie“ charakterisiert. Zitiert nach Mehrstens 1999, S. 47, Fn 2.

⁷⁰ Mehrstens 1999, S. 48.

⁷¹ Mehrstens 1999, S. 48.

⁷² Mehrstens 1999, S. 48.

⁷³ Mehrstens 1999, S. 47.

⁷⁴ Mehrstens 1999, S. 51.

⁷⁵ Mehrstens 1999, S. 51.

⁷⁶ Mehrstens 1999, S. 49-50.

⁷⁷ Mehrstens 1999, S. 49.

⁷⁸ Mehrstens 1999, S. 49.

⁷⁹ Mehrstens 1999, S. 50.

Gerade im Bereich der sexuellen ‚Abweichungen‘ wird ‚Normalisierung‘ behauptet, sobald pathologisierende Kategorien weicher formuliert oder abgeschafft werden.⁸⁰ An anderer Stelle ist mit Normalisierung die chirurgische Anpassung von Genitalien an die binäre Norm gemeint.⁸¹ Das bedeutet, dass Normalisierung für ganz unterschiedliche materielle Praktiken eingesetzt wird und wurde, teilweise, um die beruhigende Wirkung des egalisierenden Begriffs zur Beschönigung von radikal auf Anpassung ausgerichteten Handlungen zu benutzen. Somit bleibt zu fragen, welche Form der Normalisierung genau gemeint ist, wenn gleitende Übergänge oder ausgewogene Systeme symbolisiert werden oder wenn über Normalisierung geschrieben wird.

3.4 Materialkorpus

Ausgehend von einer ersten Beschäftigung mit formaler Logik und Geschlecht, die in der Betrachtung von mathematischen Formeln und Diagrammen aus Lehrbüchern der Logik und Informatik mündete,⁸² vertiefte sich mein Interesse, formalisierte Darstellungen aus einer geschlechterforschenden Perspektive zu bearbeiten. Diese Ausgangsidee entwickelte sich zu dem Vorhaben, unterschiedliche diagrammatische Praxen in der Sexualwissenschaft auf die ihnen zugrundeliegenden Geschlechter- und Sexualitätsmodelle hin zu durchleuchten.

Meine weiterführende Recherche ergab, dass nur wenige Sexualwissenschaftler_innen Diagramme publiziert haben. Eine wichtige Entdeckung war hier Jürgen Links Lektüre der Kurvendiagramme der ersten Kinsey-Studie über das Sexualverhalten von US-amerikanischen Männern aus dem Jahr 1948. Damals wurde eine Vielzahl von statistischen Abbildungen hergestellt, um die Ergebnisse aus Befragungen von gut 5.000 Männern über ihre sexuellen ‚Lebensläufe‘ und Gewohnheiten, übersichtlich darzustellen. Link liest diese große Menge an Kurvendiagrammen in den Berichten von Alfred C. Kinsey, Wardell B. Pomeroy, Clyde E. Martin und Paul H. Gebhard als vorbildliche, flexibel-normalistische Instrumente. Links Normalismustheorie folgend, ist das Auftreten dieser Diagrammlandschaft als Ausdruck einer normalisierten Gesellschaft zu verstehen, die sich nicht mehr an einem festen Katalog von Normen und Abweichungen orientiert, sondern in der sich vereinzelt Subjekte flexibel an statistisch errechnete Vorstellungen von Durchschnittlichkeit und Normalität anpassen und sich so selbst beobachten und kontrollieren. Damit stand die Rolle der Statistik als biopolitischer Apparat mit großer Wirkkraft im Raum.

Die entsprechende normalisierende Wahrnehmungstechnik, wie sie von Mehrtens beschrieben wird, ist durch einen stetigen Übergang konditioniert, in dem eine „Minderheit in das Nichtnormale übergeht“.⁸³ Sie ist durch statistische Bilder geprägt und an die Geschichte der Bio-Macht gekoppelt. Im Material dieser Untersuchung ist die statistische Grundlage häufig nicht oder eher hintergründig vorhanden, dennoch spielt ihr funktional-formalisierter Stil auf Rationalität und mathematisierte Objektivität an und vermag so Sachlichkeit zu suggerieren. Diese ästhetische Wirkung war eines der Kriterien bei der Auswahl der Diagramme.

Auch die Sprachwissenschaftlerin Annette Runte hat sich mit schematischen Darstellungen in der Geschichte der Sexualwissenschaft beschäftigt.⁸⁴ Sie verfolgt an diesen Abbildungen und

⁸⁰ Vgl. beispielsweise die Geschichte des ‚International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems‘ (ICD), die auf dem 1893 von Jacques Bertillon erarbeiteten ‚Internationalen Todesursachenverzeichnis‘ basiert. [www.who.int/classifications/icd/en, abgerufen am 2.1.2013].

⁸¹ Vgl. S. 130.

⁸² Nanna Lüth: *if or else oder die andere Bedingung*, Master-Thesis am Institut für Kunst im Kontext, Universität der Künste, Berlin 2003.

⁸³ Mehrtens 1999, S. 48.

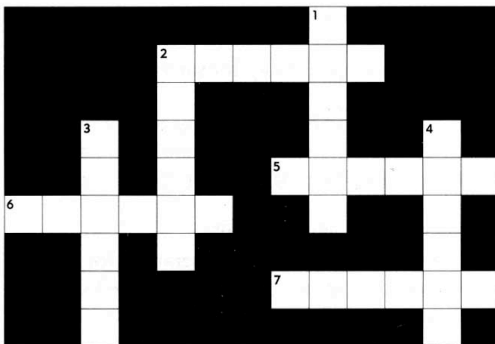
⁸⁴ Annette Runte: „Zwischenstufen, Häufungskurven, Drehpunkt- und Pfadwegmodelle. Über moderne

an den sie hervorbringenden Diskursen die Entwicklung von normativen hin zu normalistischen Geschlechtersystemen. Sie beruft sich dabei auf die Idee des flexiblen Normalismus und überträgt sie auf die Geschichte ‚nicht-normaler‘ Geschlechter, vor allem auf die der Transsexualität.

Allerdings umgeht sie bei ihrer Chronologie der „Zwischenstufen, Häufungskurven, Drehpunkt und Pfadwegmodelle[n]“ die meines Erachtens entscheidende Frage nach Subversion oder Widerstand, der aus dem System Ausgeschlossenen. Dies tut sie unter anderem dadurch, dass sie nach einem Streifzug durch die Geschichte der Sexualwissenschaft gegenwärtige Transgender-Existenzweisen als nicht ernst zu nehmendes ‚Spiel‘ disqualifiziert: „die postmodernen Nachfolger [der „modernen Transsexuellen“ stehen] einer auf Performativität reduzierbaren und insofern de-konstruierten Geschlechtlichkeit nur noch ironisch gegenüber. So greifen ‚transgendered people‘ der neunziger Jahre alte Einordnungsmodelle und Erklärungsversuche eher parodistisch auf.“⁸⁵ Als Belegstücke ihrer Kritik nutzt sie die Illustrationen von Diane DiMassa im *my gender workbook* der Transgender-Aktivist_in Kate Bornstein, welche ironisch mit den visuellen Konventionen in Ratgeber_innen - und Selbstfindungsfragebögen umgehen.⁸⁶

So, what is gender anyway? It's not such a difficult puzzle after all.

© The Not-So-Difficult Puzzle After All



ACROSS:

2. a fanatical cult, demanding blind obedience to mostly unwritten, unagreed-upon rules, regulations, and qualifications.
5. any standard (usually, but not necessarily biological) by which we can easily and without much thought conveniently divide the human race into two neat parcels. (e.g., sociological, genital, chromosomal, psychological, hormonal, et cetera, *ad nauseum*)
6. an oppressive class system of two and only two classes, usually held in place by the assumption that the class system is "natural," in which system one class has nearly total economic and political power over the other.
7. a means of cultural traction, an identity or persona by which to identify oneself to another or maintain some position within a relationship or culture.

DOWN:

1. currently a system of dividing people into one of two impossible-to-live-up-to standards: male or female.
 3. a means by which we can express our sexual desire.
 4. a means by which we can attract others, to whom we are attracted.
- (Answers on page 33)

Abb. 7: Dianne DiMassa: *The Not-So-Difficult Puzzle After All* (1998)

Topographien geschlechtlicher Devianz und ihre ‚trans-sexuelle‘ Normalisierung“, in: Ute Gerhard, Jürgen Link, Ernst Schulte-Holtey: *Infografiken, Medien, Normalisierung. Zur Kartografie politisch-sozialer Landschaften*, Heidelberg 2001, S. 265-293.

⁸⁵ Runte 2001, S. 287 f.

⁸⁶ Kate Bornstein: *my gender workbook*, New York/London, 1998.

Runte setzt ihre Kritik fort wie folgt: „Nachdem das reale Geschlecht in den ‚Operationsmühlen‘ (wie Casablanca) zum warenförmigen Konsumgut geworden ist, um im Zuge seiner Verwissenschaftlichung [durch Queer und Trans*-Theorien⁸⁷] zum symbolischen ‚Menschenrecht‘ aufzusteigen, scheint es in der Ära körperloser Internet-Kommunikation jedenfalls wieder imaginär zu werden und in endlosen Maskeraden verschwinden zu wollen.“⁸⁸ Die abschätzbare Art, mit der Runte hier unvermittelt Kapitalismuskritik – vgl. das „warenförmige Konsumgut“, welches in marokkanischen „Operationsmühlen“ zu kaufen sei – auf Trans*-Personen im allgemeinen anwendet, die sie nebenbei für die (angeblich) „endlosen [gender-] Maskeraden“ im Internet verantwortlich macht, spricht meines Erachtens für eine transphobe Tendenz, die wiederholt in dem Text zu belegen wäre.⁸⁹ Im Übrigen erläutert sie nicht, warum sie das Recht auf geschlechtliche Selbstbestimmung nur als Menschenrecht in Anführungszeichen versteht.⁹⁰

Abgesehen von dem fatalistischen Vorwurf, den der Begriff der Normalisierung in Runters Aufsatz erhält, geht es ihr in Bezug auf die Grafiken mehr um das Illustrieren einer diskursiven Entwicklungslinie, denn um eine Auslegung der Zeichenstrukturen. Um den genannten analytischen Auslassungen und geschlechterpolitischen Problemen zu begegnen, ist es meiner Ansicht nach notwendig, den Aufbau solcher Grafiken vertiefend und gleichzeitig erweitert zu untersuchen und außerdem die Fragen, auf welche Zeichenkonventionen die sexualwissenschaftlichen Schemata Bezug nehmen und welche Rolle sie bei der sexuologischen Modellbildung im jeweiligen historischen Kontext spielen, zu beantworten.⁹¹

Auswahl des Materials

Somit haben sich meines Wissens nach nur zwei Forscher_innen explizit mit dem Studium sexualwissenschaftlicher Diagramme beschäftigt. Bei der fortgesetzten Sichtung und Sammlung von nicht-fotografischen, sexualwissenschaftlichen Darstellungen erwiesen sich letztlich jedoch, neben den statistisch begründeten Kurven- und Balkendiagrammen aus den Kinsey-Reports (der zweite Bericht über das sexuelle Verhalten der Frau erschien im Jahr 1953), Prinzipiendarstellungen von zwei weiteren Sexualwissenschaftlern als aussagekräftig. In diese Beurteilung gingen die Faktoren der Zirkulation und die der Rezeption der Schaubilder beziehungsweise Schemata ein. Hinzu kamen außerdem gestalterische Qualitäten, wenn die Diagramme die grafische Technik oder vielmehr die Drucktechnik ihrer Zeit repräsentierten, und somit Aufschluss über die historischen Wahrnehmungsgewohnheiten zu geben in der Lage waren.

Letztlich entschied ich mich für eine sehr detaillierte, schrittweise Interpretation einzelner Diagramme von international bekannten Sexualwissenschaftler_innen und für eine Analyse von diagrammatischen Wandinstallationen eines Künstlers, der ebenfalls Sexualität thematisiert (zum Vorgehen und Analysekonzept siehe Kap. 4, S. 39ff.).

⁸⁷ „Trans* ist ein Oberbegriff für Menschen, die ihr Geschlecht anders definieren, als es ihnen bei der Geburt zugewiesen wurde. Trans* umfasst ein breites Spektrum von Identitäten und Lebensweisen, neben transsexuellen und transidenten auch solche, die sich geschlechtlich nicht als Mann oder Frau verorten (lassen) möchten.“ *trans*_homo - von lesbischen Trans*schwulen und anderen Normalitäten*. Ausstellung im Schwulen Museum Berlin, 17. August – 17. November 2012, [www.transhomo.de/ausstellung.html, abgerufen am 17.11.2012].

⁸⁸ Runte 2001, S. 289.

⁸⁹ Vielen Dank an Josch Hoenes für die gemeinsame, kritische Diskussion des Textes.

⁹⁰ Wobei dieses Menschenrecht ja nicht besteht, sondern nur diskutiert wurde.

⁹¹ Durch die Interdisziplinarität meiner Untersuchungsobjekte ist hier eine weitere Publikation zu nennen: Astrit Schmidt-Burckhardt: *Stammbäume der Kunst. Zur Genealogie der Avantgarde*, Berlin 2005.

Der Materialkorpus besteht deshalb aus fünf Gegenständen:

Als Erstes werden zwei Schaubilder aus verschiedenen Publikationen Magnus Hirschfelds analysiert: das *Intersexuelle Konstitutions- und Variationschema* (1923) und der Stammbaum der *Intersexuelle[n] Familie „Fenn“* (1927/30). Der Begriff der ‚Intersexualität‘, wie ihn Hirschfeld verwendete, verbindet die Diagramme, wird jedoch in beiden sehr unterschiedlich repräsentiert. Im ersten Fall, dem Schema von 1923, umklammert er multiple sexuelle Kategorien, während im zweiten Fall der Stammbaumgrafik von 1927 den intersexuellen Phänomenen in einer Familie nachgegangen wird.

Das dritte betrachtete Diagramm stammt aus dem Buch *Sexual Behavior in the Human Male* (Das sexuelle Verhalten des Mannes), der 1948 von Alfred C. Kinsey, Wardell B. Pomeroy, Clyde E. Martin veröffentlicht wurde. Der als ‚Kinsey-Report‘ bekannt gewordene Bericht basiert auf intensiven Befragungen von circa 5.300 Freiwilligen in den USA,⁹² die statistisch verarbeitet wurden. Das Diagramm, welches hier ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt wird, trägt den Titel *Principle involved in a twelve-way breakdown* (Die bei der zwölffachen Unterteilung beachteten Gesichtspunkte) und ist eher untypisch für den Korpus der Kinsey-Grafiken, der hauptsächlich aus Kurven- und Balkendiagrammen besteht. (Der Korpus als Ganzes wird im Rahmen der abschließenden Diskussion des Kapitels 6.2 kurz vorgestellt). Das ausgewählte Prinziendiagramm nimmt eine sehr exponierte Stellung im Bericht ein und visualisiert grundlegende Entscheidungen, die die Übersetzung der empirischen Ergebnisse in statistische Daten betreffen.

Den vierten Gegenstand bildet das *Diagram to illustrate the sequential and interactional components of gender-identity differentiation* (Diagramm zur Illustration der sequentiellen und interagierenden Komponenten der Differenzierung der Geschlechtsidentität) von 1972. Es stammt aus der sehr populären Publikation *Man & Woman, Boy & Girl: Gender Identity from Conception to Maturity* (der deutsche Titel lautet: *Männlich - Weiblich. Die Entstehung der Geschlechtsunterschiede*) von John Money und Anke Ehrhardt. Darin wird Geschlechtsentwicklung schematisiert und entsprechend der Theorie von Money/Ehrhardt als Zusammenspiel somatischer und psychosozialer Faktoren wieder gegeben.

Als Fünftes wird die Installation *Untitled* (1994) des Künstlers John Lindell untersucht, der seit 20 Jahren in seinen Arbeiten schwulen Sex thematisiert. Bei *Untitled* bringt er geometrische Symbole und Pfeile so an einer Wand zusammen, dass sie an einen Schaltplan erinnern. Seine Symbolsprache weist dabei eine große Ähnlichkeit auf mit den mathematischen Grafiken von Alan Turing, der sich 1936 die *Turingmaschine* ausdachte, ein abstraktes Modell für elektronische (oder menschliche) Rechenmaschinen.

⁹² Ich verwende hier die Zahlenangabe aus: Gunter Schmidt: „Alfred C. Kinsey (Lexikonartikel)“, in: Günter Grau, Volkmar Sigusch (Hg.): *Personenlexikon der Sexualforschung*, Frankfurt a.M./New York 2009, S. 350-359, hier S. 356.

4. Verortung: Konzept und eigenes Vorgehen

4.1 Studien zur visuellen Kultur: Kritische Ikonologie

Diese Arbeit versteht sich als eine *Studie zur visuellen Kultur*, die, mit Sigrid Schade und Silke Wenk gesprochen, ein „grenzüberschreitendes, Grenzen befragendes, inter-, wenn nicht contradisziplinäres Projekt“ ist.¹ Schon die Bearbeitung von sexualwissenschaftlichen und künstlerischen Gegenständen unterläuft disziplinäre Grenzen. Diese werden hier mithilfe von Konzepten und Begriffen analysiert, die aus einer semiologischen Kunst- und Kulturwissenschaft, aus wissenschaftshistorischer Forschung, der Queer Theory und der Geschlechterforschung entliehen werden. Solche Forschung erfordert eine „experimentelle Erkundung der methodischen Verfahren und die Reflexion darüber, wie der jeweilige Zugang den Gegenstand der Forschung mit verändert.“²

In dem 2011 erschienenen Buch *Studien zur visuellen Kultur* formulieren Schade und Wenk Einsprüche gegen die Anrufung einer neuen ‚Bildermacht‘, mit der *Iconic* oder *Pictorial Turn* sowie die *Bildwissenschaft* ihre Relevanz begründen. Vor allem widersprechen die Kunstwissenschaftlerinnen der gleichzeitigen Verwerfung semiologischer oder diskursanalytischer Verfahren, die kulturelle Elemente und Phänomene als Text respektive als Sprache verstehen und deuten.³ Ausdrücklich sprechen sie sich „gegen eine Re-Mythisierung der Bildermacht, gegen die Vorstellung von gleichsam aus sich heraus agierenden Bildern“ aus.⁴ Um den Prozessen von Bildproduktion und -rezeption als „Elemente[n] der gesellschaftlichen und subjektiven Werte- und Bedeutungsproduktion“⁵ gerecht zu werden, sei die isolierte Betrachtung einzelner Bilder (und deren Unterscheidung von Text als etwas ganz und gar anderem) nicht tauglich.

Um „visuelle Kultur(en)“ zu studieren, soll dagegen betrachtet werden, „was wie zu sehen gegeben wird – mit unterschiedlichen Medien und in unterschiedlichen Kontexten. Damit rücken Praktiken des Sehens, des Interpretierens, des Deutens oder auch des Zu-verstehens, der Gesten und Rahmungen des Zeigens und Sehens in den Mittelpunkt, und damit nicht zuletzt auch Fragen nach darin eingeschlossenen Effekten von Autorität, Macht und Begehren in der Konstitution von Relationen zwischen Individuen und Gemeinschaften“.⁶ Neben dem Sichtbaren gehört zur visuellen Kultur⁷ auch unsichtbar Gemachtes.

Darüber hinaus ist Sichtbarkeit nicht in jedem Fall gleichzusetzen mit einem Mehr an Rechten, an Einfluss oder an Handlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten. Zu fragen ist demnach: Wer und was wird ausgeschlossen aus der öffentlichen diagrammatischen Darstellung? Aber auch: Welche positiven wie negativen Folgen kann Aufmerksamkeit für bis dahin nicht wahrgenommene ‚nicht-normale‘ Subjekte und Sachverhalte haben? Der vermeintlich erhoffte Einschluss von Alterität kann abgesehen von der geforderten Anerkennung auch Ablehnung,

¹ Sigrid Schade, Silke Wenk: *Studien zur visuellen Kultur. Einführung in ein transdisziplinäres Forschungsfeld*, Bielefeld 2011, S. 65.

² Schade, Wenk 2011, S. 66.

³ Steffen Bogen und Felix Thürlemann wehren sich ebenfalls gegen den Trend, „Antisemiotiken“ zu verfassen. Steffen Bogen, Felix Thürlemann: „Jenseits der Opposition von Bild und Text“, in: Alexander Patschovsky (Hg.): *Die Bildwelt der Diagramme Joachims von Fiore. Zur Medialität religiöspolitischer Programme im Mittelalter*, Ostfildern 2003. S. 1-22, hier S. 2 Fn 5.

⁴ Schade, Wenk 2011, S. 8.

⁵ Schade, Wenk 2011, S. 8.

⁶ Schade, Wenk 2011, S. 9.

⁷ Der Kulturbegriff, der mit Homogenität assoziiert wird und auf Ausschlüssen beruht, wird im einleitenden Kapitel problematisiert. ‚Kultur‘ stehe demnach allenfalls für „heterogene kulturelle Komplexe“, die an verschiedenen Orten der Welt existieren. Schade, Wenk 2011, S. 9.

Vereinnahmung Verletzung, Sanktionierung, Markierung, Diskriminierung, Normalisierung, Anpassung und andere Reaktionen hervorrufen.⁸

Ausgehend von der Wirkmacht unterschiedlicher kultureller und sozialer Perspektiven, verliert die Vorstellung einer unmittelbaren Verständlichkeit von Bildern ihre Grundlage.⁹ Unmittelbarkeit steht für die Fiktion ‚naiver‘ Zugangsweisen. Anhand von zwei Bildbeispielen führen die Autorinnen den Leser_innen vor, von welchen Vorannahmen eine „Kommunikation unter Gleichen“ ausgeht und wie kulturspezifisch visuelle Kommunikation von statten geht, selbst wenn sie beispielweise im Falle der sogenannten Atomsemiotik¹⁰ die Aufgabe hat, über Sprachbarrieren und über eine längere Zeitspanne hinweg vor radioaktiver Strahlung zu warnen.¹¹

Schritt für Schritt nehmen Schade und Wenk beispielhaft zwei Versionen eines Atomwarnschildes auseinander; sie führen den Nachweis, dass ohne Kenntnisse aktueller westlicher Bildkonventionen (das Dreieck als Warnschild, elektrische Blitze als Zeichen für Hochspannung, der Totenkopf für Lebensgefahr, das Notausgangsschild und das Strahlensymbol) und farblicher Kodierungen (beispielsweise schwarz-gelb für Gefahrenstoffe) das Signal kaum verstanden werden kann.¹² Da hinsichtlich einzelner Bildelemente auch Ähnlichkeiten mit positiv konnotierten Symbolen bestehen – dass etwa die radioaktive Strahlung an die Aureole in der christlichen Malerei erinnert – droht sich die zentrale Botschaft der Lebensbedrohung ins Gegenteil zu verkehren.

Neben dieser Warnung vor radioaktiver Strahlung analysieren die Autorinnen die Plakette, die 1972 an der Außenwand US-amerikanischer Raumsonden ins All geschickt wurde und so die Basis für die Kommunikation mit anderen Spezies legen sollte. Bemerkenswerterweise verfügen beide Beispiele,¹³ die hier die Kontingenz von zusammengesetzten Bildbotschaften belegen, über eine diagrammatische Struktur.

Diagramme, die Gegenstände meiner Forschung, sind damit unmerklich ins Zentrum der *Studien zur visuellen Kultur* gerückt. Da die Autorinnen digitale und analoge Medien einbeziehen und die visuellen Medien auch in ihren auditiven und sprachlichen Kontexten analysiert wissen wollen, räumt diese Herangehensweise ein Problem vor der Analyse von Diagrammen aus, nämlich die Schwierigkeit, sich entscheiden zu müssen, ob ein Diagramm ein Bild, ein Text oder sogar eine Formel ist und inwiefern sich diese Entscheidung auf die Art der Analyse auswirken soll. Bei ihrem intermedialen Anspruch geht es den Autorinnen nicht um die Egalisierung verschiedenster Medien und Eindrücke, sondern im Gegenteil um die Vielschichtigkeit der „visuelle[n] Konstruktion des Sozialen“.¹⁴

Schade und Wenk stimmen in Bezug auf Arbeiten zur visuellen Kultur für ein konzeptuelles Vorgehen,¹⁵ um so neue Gegenstandsfelder zu öffnen und sich von den Gegenständen heraus-

⁸ Über die Vielschichtigkeit von Politiken der Sichtbarmachung: vgl. Johanna Schaffer: *Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Arbeit an den visuellen Strukturen der Anerkennung*, Bielefeld 2008.

⁹ Schade, Wenk 2011, S. 8. In der Behauptung von Eigengesetzlichkeit oder Bedeutungsoffenheit von Bildern treffen sich populäre wie auch wissenschaftliche Bildbegriffe.

¹⁰ ‚Atomsemiotik‘ beschäftigt „sich mit den kommunikativen Erfordernissen einer Warnung der Nachwelt vor den Gefahren des Atommülls“. Schade, Wenk 2011, S. 16.

¹¹ Schade, Wenk 2011, S. 28-32.

¹² Schade, Wenk 2011, S. 15-28.

¹³ Schade, Wenk 2011, S. 15-28.

¹⁴ William J. Thomas Mitchell: *Bildtheorie*, Frankfurt a. M. 2008, S. 323, zitiert nach Schade, Wenk 2011, S. 9.

¹⁵ Dem liegt die folgende Beobachtung zugrunde: „Denn in den letzten Jahrzehnten haben die methodischen Verfahren der meisten Fächer, insbesondere die der so genannten Geistes- oder Kulturwissenschaften durch ideologiekritische, (post)strukturalistische, diskursanalytische, institutionenkritische und nicht zuletzt durch wissenschaftshistorische Befragungen an Selbstverständlichkeit verloren.“ Schade, Wenk 2011, S. 65.

fordern zu lassen. In diesem Zusammenhang zitieren sie Mieke Bal: „by selecting an object, you *question* a field.“¹⁶ Schade und Wenk verweisen auch weitergehend auf die von Mieke Bal entwickelte *Kulturanalyse*,¹⁷ in der sie – angelehnt an Edward Saids „travelling theories“¹⁸ – die Formulierung „travelling concepts“ wählt. Mit diesen reisenden Konzepten sind solche, der Alltagssprache verwandten, Begriffe gemeint, „die durch verschiedene Kontexte, durch unterschiedliche Disziplinen und auch wie beispielsweise im Fall ‚Hybridität‘ durch verschiedene Regionen gewandert sind.“¹⁹

Die stetige Reflexion solcher ‚traveling concepts‘ diene sowohl der Legitimation des eigenen Vorgehens, wie auch der dauernden kritischen Herausforderung desselben. Das Bewusstsein von der Vorläufigkeit analytischer Begriffe soll dabei helfen, die Gegenstände und die eigene Befangenheit im Forschungsprozess miteinander zu konfrontieren: „concepts can become a third partner in the otherwise totally unverifiable and symbiotic interaction between critic and object.“²⁰ Konzepte werden demnach nicht angewandt auf Gegenstände, sondern sie stehen in einer Konfrontation mit ihnen. „[T]hese objects themselves are amenable to change and apt to illuminate historical and cultural differences.“²¹

Neben der ständigen kritischen Überprüfung der Konzepte ist auch die Position des_der einzelnen Forschenden zu reflektieren. Schade und Wenk formulieren hier ihre Überzeugung, dass „Wissbegierde, Neugier und Affekte an der Konstruktion des Forschungsgegenstandes ebenfalls beteiligt sind.“²² Sie argumentieren, dass gerade, da sich „in und mit Bildern besonders auch affektive, unbewusste Muster der Tradierung erkennen lassen“,²³ bei ihrem Studium besonderen Wert auf die Untersuchung von Motivation und Situierung der forschenden Subjekte und Strukturen gelegt werden muss.

Dem Konzept der Studien zur visuellen Kultur liegt eine kritische Würdigung der Ikonologie und Ikonographie von Erwin Panofsky zugrunde. Dabei geht es den Autorinnen darum, gerade angesichts der Popularität dieser kunstwissenschaftlichen Methode, ihre Grenzen aufzuzeigen, aber auch einige Missverständnisse ihrer Lektüre aus dem Weg zu räumen und eine Aktualisierung vorzuschlagen.

Panofsky setzt sich in seinem Text „Ikonographie und Ikonologie. Eine Einführung in die Kunst der Renaissance“²⁴ (1939/57) „mit der Unmöglichkeit ‚reiner‘ Beschreibung sichtbarer Formen, die scheinbar vom Inhalt absehen könne, auseinander.“²⁵

¹⁶ Mieke Bal: „Working with Concepts“, in: Griselda Pollock (Hg.): *Conceptual Odysseys. Passages to Cultural Analysis*, London, New York 2007, S. 1-9, hier S. 1. „Indem man einen Gegenstand auswählt, befragt (oder hinterfragt) man ein Feld.“ [alle Zitate von Mieke Bal: eigene Übersetzung].

¹⁷ Mieke Bal: *Kulturanalyse*, Frankfurt a.M. 2002.

¹⁸ Edward Said: „Travelling Theory“, in: Ders.: *The World, the Text and the Critic*, Cambridge 1983, S. 226-247, zitiert nach Schade, Wenk 2011, S. 67.

¹⁹ Schade, Wenk 2011, S. 67. Bezüglich Hybridität zitieren die Autorinnen Bal 2007, S. 5f.

²⁰ „Konzepte können demnach ein dritter Partner in der sonst unüberprüfbar und symbiotischen Interaktion zwischen Kritiker_in und Objekt werden.“ Bal 2007, S. 4f.

²¹ „Die Gegenstände selbst sind fähig, historische und kulturelle Differenzen zu erhellen.“ Bal 2007, S. 4f.

²² Schade, Wenk 2011, S. 68.

²³ Schade, Wenk 2011, S. 68.

²⁴ Erwin Panofsky: „Ikonographie und Ikonologie“ [1939/57], in: Ekkehard Kaemmerling (Hg.): *Ikonographie und Ikonologie. Theorien, Entwicklungen, Probleme*, Köln 1979a, S. 207-225. Dieser Text Panofskys beruht auf einer älteren Fassung, die ebenfalls 1979 wieder veröffentlicht wurde: Erwin Panofsky: „Zum Problem der Beschreibung und Inhaltsdeutung von Werken in der bildenden Kunst“ [1932], in: Ekkehard Kaemmerling (Hg.): *Ikonographie und Ikonologie. Theorien, Entwicklungen, Probleme*, Köln 1979b, S. 185-206.

²⁵ Schade, Wenk 2011, S. 71.

Demzufolge sei „jede Beschreibung [einer Form oder eines Artefakts] – wenn auch nicht beabsichtigt oder bewusst – bereits eine Deutung“.²⁶ 1939 zieht Panofsky einleitend ein Beispiel aus der damaligen Alltagskultur heran, nämlich das Ziehen eines Hutes zur Begrüßung. Zunächst interpretiert er dieser Geste als „Veränderung gewisser Einzelheiten innerhalb einer Konfiguration, die einen Teil des allgemeinen Farben-, Linien- und Körpermusters ausmacht, aus dem meine visuelle Welt besteht“.²⁷ Diese Stufe der Interpretation wird später Vorlage für die, auf sinnlicher Wahrnehmung basierende, *vor-ikonographische* Analyse sein. Sobald diese Szene jedoch mit den Bezeichnungen ‚Herr‘ oder ‚Hutziehen‘ versehen werde, basiere diese, im historischen Kontext relativ unspektakuläre, Feststellung schon auf einer Kenntnis von bestimmten gesellschaftlichen Konventionen, genauer gesagt ist sie eine Ausdrucksform abendländischer Kultur (für Panofsky ist das Abnehmen der Kopfbedeckung ein „Überrest des mittelalterlichen Rittertums“).²⁸ Panofsky nennt diese zweite Bedeutungsebene „sekundär oder konventional“, sie wird „intellektuell statt sinnlich vermittelt“.²⁹ In dem Moment der Benennung des „Hut ziehenden Herr[n]“ wird die beschriebene Form (Darstellendes) auf einen ‚gewussten‘ Inhalt (etwas Dargestelltes) bezogen.³⁰

Abgesehen von dem Beispiel der Höflichkeitsgeste hat Panofsky in der früheren Version seines Aufsatzes³¹ das Gemälde *Auferstehung Christi* (um 1528) von Matthias Grünewald – siehe Abb. 8 auf der folgenden Seite – seinem Analyseverfahren in drei Schritten unterzogen. Er nennt den ersten vor-ikonografischen Schritt auch pseudo-formale Analyse, weil schon hier Darstellendes auf Dargestelltes (oder auf etwas Vorgestelltes, siehe das folgende Zitat) bezogen wird. Panofsky verdeutlicht diesen Vorgang am Beispiel von Grünewalds *Auferstehung*: „Schon, wenn wir die dunkle Fläche da oben als ‚Nachthimmel‘ oder die merkwürdig differenzierten Helligkeiten in der Mitte als einen ‚menschlichen Körper‘ bezeichnen würden, und vollends wenn wir sagen würden, dass dieser Körper ‚vor‘ jenem Nachthimmel stehe, würden wir etwas Darstellendes auf etwas Dargestelltes, eine räumlich mehrdeutige Formgegebenheit auf einen präzisen dreidimensionalen Vorstellungsinhalt bezogen haben.“³²

²⁶ Schade, Wenk 2011, S. 71.

²⁷ Panofsky 1979a, S. 207.

²⁸ Panofsky 1979a, S. 208.

²⁹ Panofsky 1979a, S. 209.

³⁰ Schade, Wenk 2011, S. 78.

³¹ Siehe S. 41, Fn. 24.

³² Panofsky 1979b, S. 187.



Abb. 8: Matthias Grünewald, *Auferstehung Christi* (um 1528)
Öl auf Holz, 292x167 cm, Detail. Isenheimer Altar, erste Öffnung, Unterlindenmuseum, Colmar/France

Um die Interpretation zu verifizieren, zählt Panofsky für jede Analysestufe ein *Korrektiv* auf, das heißt zum Beispiel, dass die vor-ikonographische Analyse, die auf sinnlicher Wahrnehmung und auf einer „praktische[n] Erfahrung (Vertrautheit mit Gegenständen und Ereignissen)“ basiert, anhand der „*Stil-Geschichte*“³³ überprüft wird. Die *Stil-Geschichte* ist „die

³³ Panofsky 1979a, S. 223.

Einsicht in die Art und Weise, wie unter wechselnden historischen Bedingungen *Gegenstände* und *Ereignisse* durch *Formen* ausgedrückt wurden“.³⁴

Bei der Deskription bzw. Interpretation geht es von Anfang an darum, verschiedenen Sinn-ebenen auf den Grund zu gehen. Er nennt die erste dieser Ebenen „Phänomensinn“, es folgt als zweites der „Bedeutungssinn“ und drittens der „Dokumentsinn“.³⁵

Der zweite Schritt, die *ikonographische* Analyse, die dazu dienen soll, den „Bedeutungs-sinn“³⁶ herauszufinden, basiert auf der Kenntnis literarischer Quellen, die eine „Vertrautheit mit bestimmten *Themen* und *Vorstellungen*“ erzeugt haben.³⁷ Zur Veranschaulichung schildert Panofsky seine Suche nach biblischen Textstellen, die die Vorlage für die Darstellung der Auferstehung hätten sein können „– um nichts zu finden, was dem dargestellten Vorgang wirklich gemäß wäre.“³⁸ Panofsky beschreibt seine Suche nach weiteren Bild- und Textquellen, die Christi Entsteigen aus dem Grab darstellen; er entdeckt, dass diese Szene erst seit dem 12. Jahrhundert gemalt wurde. Unter Heranziehung weiterer Bilder und Texte erweist sich, „daß das, was wir ‚die Auferstehung Christi von Grünewald‘ nennen, in Wahrheit als hochkomplizierte Verbindung von eigentlichem Aus-dem-Grabe-Steigen, Himmelfahrt und sogenannter Transfiguration bedeutet“.³⁹

Als Korrektiv dient hier laut Panofsky die sogenannte *Typen*-Geschichte, also das Wissen darum, „wie unter wechselnden historischen Bedingungen bestimmte *Themen* oder *Vorstellungen* durch *Gegenstände* und *Ereignisse* ausgedrückt wurden“.⁴⁰

So entstand, wie am Gemälde von Grünewald erläutert, durch eine Vermischung von verschiedenen Motiven ein neues Motiv, also etwas, das vor dem 12. Jahrhundert noch nicht vorstellbar war.

Der dritte Schritt, die *ikonologische* Interpretation ist etwas rätselhafter; es geht dabei darum, die „[e]igentliche Bedeutung“ oder den „Gehalt, der die Welt ‚symbolischer‘ Werte bildet“, zu eruieren.⁴¹ Hierfür bedürfte es einer „[s]ynthetische[n] Intuition (Vertrautheit mit den *wesentlichen Tendenzen des menschlichen Geistes*), [die] durch persönliche Psychologie und ‚Weltanschauung‘“⁴² geprägt sei. Als drittes Korrektiv dient die „Einsicht [...], wie unter wechselnden historischen Bedingungen *wesentliche Tendenzen des menschlichen Geistes* durch bestimmte *Themen* und *Vorstellungen* ausgedrückt wurden“.

An dieser Stelle setzen Schade und Wenk denn auch mit Kritik und Veränderungsvorschlägen an. Indem sie nochmals auf das Beispiel des Hutgrußes eingehen und die ‚synthetische Intuition‘ zu deuten versuchen, die Voraussetzung für das Aufdecken der ‚eigentlichen Bedeutung‘ sein soll, zeigt sich, dass es sich in der beschriebenen Situation um eine geschlechts- und klassenspezifische Verständigung handelt, die nur „unter ‚Gleichen‘“ funktioniert.⁴³

Die Form der Kontextualisierung – das Korrektiv, das Panofsky hier vorsieht, ermöglicht zudem auch im Hinblick auf Gegenstände der Kunstgeschichte nicht wirklich eine historische

³⁴ Hier und in den folgenden Panofsky-Zitaten: Hervorhebung im Original. Panofsky 1979a, S. 223.

³⁵ Wobei er am Ende seines Textes die „Selbstverständlichkeit“ betont, dass dies nur eine theoretische und ex post ersichtliche Unterteilung sei und dass die Analysevorgänge sich „in praxi zu einem völlig einheitlichen Gesamtgeschehnis verweben.“ Panofsky 1979b, S. 203.

³⁶ Panofsky 1979a, S. 203.

³⁷ Panofsky 1979a, S. 223.

³⁸ Panofsky 1979b, S. 198.

³⁹ Panofsky 1979a, S. 198.

⁴⁰ Panofsky 1979a, S. 223.

⁴¹ Panofsky 1979a, S. 223.

⁴² Panofsky 1979a, S. 223.

⁴³ Schade, Wenk 2011, S. 79.

Objektivierung, weil ihm entgeht, dass er selbst – oder allgemein gesprochen, der die Historiker_in – einen Korpus an Informationen auswählt, formuliert und weiter gibt. Schade/Wenk votieren dafür, diesen Prozess der Rahmung selbst transparent zu machen, also zum Beispiel Quellen, Auswahlkriterien, Begrenzungen und persönliche Entscheidungen zu benennen.⁴⁴ „Trotz aller gerechtfertigter Kritik“ an Panofskys Konzept betonen Schade und Wenk „dessen Verdienste und Anschlussmöglichkeiten für aktuelle Fragestellungen“⁴⁵ auch im Bereich zeitgenössischer Kunst und zwar insofern, als seine methodische Deutung sich entgegen üblicher Kritik nicht nur auf gegenständliche, sondern auch auf abstrakte Darstellungen beziehen lasse. Darüber hinaus sei seine Analyse auch auf solche Objekte anwendbar, die nicht zur Gruppe der bildenden Kunst zählen. Generell sei sein Bestehen auf der Unmöglichkeit ‚reiner‘ Betrachtung und der Versuch des Nachvollzugs von Bedeutungsproduktion produktiv. Schade und Wenk empfehlen ein Aufgreifen von Panofskys Ansatz in Form einer ‚kritischen Ikonologie‘, die das ikonologische Verfahren mit semiologischen, diskursanalytischen und kulturtheoretischen Konzepten anreichert und mit „avancierten postkolonialen und feministischen Theoriebildungen über die *Situietheit* des Wissens“⁴⁶ verknüpft.⁴⁷

Im folgenden Abschnitt übertrage ich das ikonologische Verfahren auf die Analyse von Diagrammen und Sexualität und beanspruche es damit für ein machtkritisches und anti-essentialistisches Vorhaben. Dieser Transfer impliziert ein *queering* dieser im Mittelpunkt des aktuellen Interesses an Bildanalyse stehenden Methode.⁴⁸

4.2 Vorgehensweise

Seit längerem frage ich mich, wie es zur Diagrammatisierung von Sexualität kommt: In welchen Zusammenhängen und Zeiten entstehen diese nüchternen Zeichen für etwas, das als etwas verstanden wird, bei dem Körper und Subjekte ‚außer sich‘ geraten? Was will die Sexualwissenschaft vom Diagramm? Und was versprechen sich Künstler_innen vom Diagramm, wenn sie in ihren Arbeiten daran Sex und Gender verhandeln?

Dabei affiziert mich die Ästhetik der Diagramme, die den traditionellen Assoziationen in Bezug auf Sexualität, zum Beispiel jenen der Ekstase oder Intimität – medial gesprochen den fotografischen Darstellungskonventionen von Pornografie oder Liebesfilm – etwas entgegensetzt. Hilfreich bei der Untersuchung dieser Fragen ist der Gedanke, dass sich individuelle, sexuelle Artikulationen in einem sozialen Feld abspielen, durch das auch sie kulturell verfasst und historisch gerahmt sind.

Eine kulturell verfestigte Hierarchie, die durch die zu untersuchenden ‚sexuellen‘ Diagramme, unterlaufen wird, ist die Vorrangigkeit von schriftlicher vor visueller Bedeutungsproduktion. Auch das Feld der Sexualwissenschaft ist grafozentrisch organisiert, was die Auswahl der für die Studie in Frage kommenden sexualwissenschaftlichen Positionen übersichtlich gemacht hat.

⁴⁴ Schade, Wenk 2011, S. 79. Den Begriff der ‚Rahmung‘ übernehmen sie von: Mieke Bal, Norman Bryson: „Semiotics and Art History“, in: *The Art Bulletin* 73, Nr. 2, 1991, S. 176-208.

⁴⁵ Schade, Wenk 2011, S. 80.

⁴⁶ Donna Haraway: „Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive“, in: Dies.: *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, hg. von Carmen Hammer und Immanuel Stieß, Frankfurt a.M., New York 1995, S. 73-97.

⁴⁷ Schade, Wenk 2011, S. 79-80.

⁴⁸ Neben der ‚Bildwissenschaft‘ stützt sich auch die Richtung der ‚visuellen Soziologie‘ häufig auf Panofskys Theorie. Vgl. Schade, Wenk 2011, S. 51f.

Zu den im oben genannten Sinne wandernden Begriffen, die im vorliegenden Fall zum Tragen kommen sollen, gehört jener des ‚Diagramms‘, das in unterschiedlichen Praxisfeldern und Theorien unterschiedlichste Bedeutungen gesammelt hat.⁴⁹ Für die Übertragung des kritisch-ikonologischen Konzepts auf das Material und die Fragestellung dieser Arbeit ist es wichtig, voranzuschicken, dass hier die Auseinandersetzung mit zwei Diagrammsorten stattfindet. Die Diagrammsorten bestehen erstens in den sich grafisch manifestierenden Diagrammen aus den sexualwissenschaftlichen Publikationen und künstlerischen Projekten und zweitens in den gedanklichen und politischen Gefügen, den „Matrizen der Machtentfaltung“,⁵⁰ die ebenso Diagramme genannt werden. Die semantische Erfassung Ersterer ist meiner Ansicht nach ohne den Einbezug der zweiten Bedeutungsebene nicht sinnvoll.

In diese Studie sind Begriffe gewandert, die mit den Wirkungen von Diagrammgrafiken verbunden werden – ‚Evidenz‘ und ‚Normalisierung‘.⁵¹ Zudem ‚Sexualität‘ und ‚Geschlecht‘: Beides sind lebensweltliche Begriffe, die jedoch durch die Sexualwissenschaft und durch aktivistische und queertheoretische-geschlechterforschende Kontexte gereist sind und so Veränderungen erfahren haben. In den späteren visuellen Einzelanalysen treffen also ausgewählte Begriffe aus unterschiedlichen Zeiten aufeinander, die verschiedene Aufgaben erfüllen. Die Zusammenführung von älterem Material und aktueller Theorie widerspricht der Idee kontinuierlicher historischer Entwicklung, sie beansprucht nicht, überzeitliche Wahrheiten zu entdecken, sondern eine situierte Aussicht auf Vergangenes wiederzugeben. Vorläufig gebe ich diesem Vorgehen den Namen der ‚queeren Re-Lektüre‘.

Die Beschreibung einzelner Analyseschritte im nächsten Abschnitt stellt eine Abstraktion des Vorgehens im Nachhinein dar. Das Betrachten des Materials und das Nachdenken darüber waren vielmehr von Gleichzeitigkeiten, Sprüngen und Übergängen geprägt.

4.3 Kritische Ikonologie - Queere Re-Lektüre

Die Interpretation des Materialkorpus, die sich vom Material und von dem beschriebenen Forschungsinteresse leiten lässt, beginnt im Fall der sexuologischen Darstellungen jeweils mit einer pseudo-formalen Betrachtung der Gestalt des Diagramms im Überblick, die zunächst den es umgebenden wissenschaftlichen Fließtext ausblendet. Darstellungsparameter, die Anhaltspunkte für die semiologische Analyse bieten, sind Aufteilung, Koordinatensysteme, Farbgebung, Oberflächenstrukturen, Non-Linearität, Orientierung, Begrenzung, Position und Übereinstimmungen mit tradierten Darstellungsformaten. Mit der Entscheidung, vor der Textlektüre die Diagramme genau anzuschauen, rücken deren ästhetische Besonderheiten, genauer die Anordnung und Gestaltung der einzelnen Elemente, deren Zwischenräume und ihr Umraum in den Vordergrund. So können visuelle Muster bestimmt werden, sowie Grenzen, Brüche und Fehler der Darstellung in den Blick geraten. Die Textfelder, die Bestandteil des Diagramms sind, werden, ausgehend von einem aktuellen Alltagsverständnis der darin enthaltenen Begriffe, decodiert und besonders in ihrem topologischen Verhältnis zueinander betrachtet. Der erste Blick auf Bezeichnungen und ihre Positionierung im diagrammatischen Gesamtgefüge gibt Aufschluss über geschlechtliche Standards und sexuelle Abweichungen, über Nullpunkte, Toleranzen und weiße Flecken der Geschlechter- und Sexualitätsmodelle. Die Sexual-Diagramme greifen also auf Seh- und Lesegewohnheiten zurück. In der Zusammenschau von grafischen und textuellen Elementen erschließt sich die evidente Ebene der Repräsentation und damit die ihrer sexuologischen Zuschreibungen.

⁴⁹ Siehe Schade, Wenk 2011, S. 5 ff. Näheres hierzu steht im Forschungsstand in Kapitel 2.

⁵⁰ Tom Holert: *Regieren im Bildraum*, Berlin, 2008, S. 231. Siehe auch Petra Gehrings Darstellung von Foucaults Diagrammbegriff, in Kapitel 2 zusammengefasst auf S. 23f.

⁵¹ Siehe Kapitel 3, S. 25ff.

Diesem Schritt folgt ein Abgleich mit dem nahen Kontext, der sich aus dem benachbarten Text und eventuell weiteren Abbildungen zusammensetzt. Der direkt benachbarte Text wird verglichen mit den bis hierhin alleine am Diagramm gewonnenen Eindrücken. Die Analyse kann so durch die Erläuterung unbekannter Begriffe und die Erzählung, die der Fließtext bietet, präzisiert werden. Allerdings ergeben sich zugleich Kontraste, denn häufig nimmt der Text eine andere Gewichtung vor oder bietet eine andere Abfolge der behandelten Themen als die, die durch die Visualisierung zur Anschauung gebracht wird. Ergebnis dieses Interpretationsschrittes sind die Aussagen über Sexualität und damit verbundene Adressierungen, die sich beim Zusammenlesen der diagrammatisch verknüpften Botschaft und der dazugehörigen schriftlichen Ausführungen herausfinden lassen. Daran, welche sexuellen Praktiken oder körperlichen Konstitutionen aus dem Diagramm ausgeschlossen sind, lässt sich feststellen, wie intelligible Subjektpositionen verfertigt und wovon sie abgegrenzt werden.

Hieran schließt sich eine Analyse stilistischer Vorlagen und historischer Bezüge an, also die Betrachtung von visuell verwandten Diagrammen und deren Geschichte. Die von Panofsky als Stil- oder Typengeschichte benannten Korrektive erweisen sich – wenigstens in den folgenden Analysen – als eng miteinander verwoben. So ergeben sich aus formalen Referenzen thematische Anknüpfungspunkte und wissenschaftliche wie politische Bezüge, die die Rezeption der Diagramme beeinflusst haben dürften: Bei Magnus Hirschfelds Diagramm *Intersexuelle Familie „Fenn“* (1927/1939) zum Beispiel sind es Vererbungstheorien und die zeitgenössische Eugenik, im Fall des *Diagram to illustrate the sequential and interactional components of gender-identity differentiation* (1972) von John Money und Anke Ehrhardt ist es ein kybernetisch geprägtes Vokabular der Genetik.

Insofern folgt ein Abgleich mit den zeitspezifischen Diskursen zur Sexualpolitik und eine historische Interpretation in Verbindung mit partial ausgewählten Theorien. Angesichts der von Biologie und Genetik geprägten Geschichte der Sexualforschung liegt ein besonders kritisches Augenmerk auf biologistischen oder deterministischen Argumentationsmustern. Sie sind Anzeichen für eine nicht immer offensichtliche (bio)politische Agenda der Darstellungen und ihrer Produzent_innen.

Durch jeden der beschriebenen Lektüreschritte entstehen Bedeutungsverschiebungen, Präzisierungen, aber auch Widersprüche. So entsteht eine Montage von Eindrücken, die bewusst auf hintereinander geschalteten Perspektivwechseln und Instrumenten der Analyse beruht.

Der Anspruch der Objektivierung der Forschungsperspektive lässt sich am besten mit einem Hinweis auf die Grenzen der Analysen fassen, die in der Position der Forscher_in begründet sind. Silke Wenk und Sigrid Schade fordern „die Kenntnis des jeweilig kulturellen Kontextes oder Rahmens“ als „[n]otwendige Voraussetzung zum Verstehen [...] des historisch [...], aber auch des kulturell Anderen.“⁵² In den folgenden Diagrammanalysen setze ich mich mit den Produktionen und Produktionskontexten vieler historisch wie kulturell ‚Anderer‘ auseinander. Selbst bei weitgehender Recherche und einem intensiven Studium der Gegenstände entstehen Leerstellen, die beispielsweise aufgrund von Lücken in den Archiven an bestimmten Stellen offen bleiben müssen und an anderen durch Ergänzung des Wissens von anders situierten Subjekten gefüllt werden können. Immer sitzen zudem die kulturelle Zugehörigkeit, d.i. eine christlich und westlich geprägte Herkunft, oder die geschlechtliche und sexuelle Identifizierung der Autor_in mit am Tisch. Die Studie hat sich das Ziel gesetzt, auch die Entfaltung dieser ‚eigenen‘ Diagramme – hier im Sinne von Verwobenheiten in Machtgefüge – weitestgehend beobachtbar zu machen.

⁵² Schade, Wenk 2011, S. 76.

5. Queere Perspektiven auf die Geschichte der Sexualwissenschaft

In diesem Kapitel zitierte ich nach einer kurzen Einführung mit Bezug auf Michel Foucault vier Schriften von Autor_innen, die queere Fragestellungen zur Geschichte der Sexualwissenschaft bearbeitet haben. Andreas Seeck und Sabine Hark beziehen sich in ihren Aufsätzen auf das Wirken von Magnus Hirschfeld und anderen Sexualwissenschaftlern um 1900; die Dissertationen von Annalena Eckert und Ulrike Klöppel hingegen beschäftigen sich mit der Hervorbringung von ‚Intersexualität‘ und mit deren zentraler Figur John Money im medizinischen Diskurs nach dem Zweiten Weltkrieg. Damit bildet das Kapitel eine historische Vorbereitung der Analysen der sexualwissenschaftlichen Diagramme, insbesondere von Kapitel 6.1 und 6.3. In allen Kapiteln der Korpusanalyse werde ich als Korrektiv (im Sinne von Panofsky und Schade/Wenk) weitere (sexual)historische Literatur hinzuziehen, um zu sehen, was im Umfeld der jeweiligen diagrammatischen Wissensproduktion intelligibel war.

Die moderne Sexuologie definiert sich seit ihrem Aufkommen im 19. Jahrhundert als Wissenschaft zur Erforschung von menschlicher Sexualität.¹ Sie beschäftigt sich mit sexuellen Verhaltensweisen und ‚Orientierungen‘.

In *Der Wille zum Wissen*² stellt Michel Foucault dar, wie die Rede über Sexualität Wahrheiten und Subjekte produziert. Im 19. Jahrhundert³ entwickelt sich in westlichen Gesellschaften aus einem christlichen Geständnisritual eine „Geständnis-Wissenschaft“,⁴ die *scientia sexualis*.

Vorher verborgene fleischliche Sünden wurden auch außerhalb des Beichtstuhls geständnisfähig. Was zuvor als sexuelle Handlung verstanden wurde, wurde durch das wiederholte Geständnis zur persönlichen Eigenschaft. Durch das Selbstbekenntnis wurde abweichende Sexualität als essentielles Charakteristikum einer Person verinnerlicht.⁵ Von der heterosexuellen Norm abweichende Sexualitäten wurden typisiert und Vorlieben oder Handlungen als Wesensmerkmale einer Person fixiert (so entstand *der Sodomit, die Homosexuelle*...). Foucault beschreibt „[d]ie Mechanik der Macht, die dieses Disparate verfolgt“, indem sie neue Arten produziert; diese Macht hält sie unter Kontrolle dadurch, dass „sie [dem Abweichenden] eine analytische, sichtbare und stetige Realität verleiht; tatsächlich hämmert sie sie den Körpern ein“.⁶

¹ Um 1820 erst entstand aus dem Adjektiv „sexuell“ der Kollektivsingular „Sexualität“; er wurde zunächst auf Pflanzen bezogen. Vgl. Günter Grau, Volkmar Sigusch: „Einleitung“, in: Dies. (Hg.): *Personenlexikon der Sexualforschung*, Frankfurt a.M., New York 2009, S. 10–16, hier S. 11.

² Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*, Frankfurt a.M. 1983.

³ Vgl. Laqueur, der den vorangegangenen Wechsel vom Ein- zum Zwei-Geschlechter-System im 17. Jahrhundert beschreibt in Thomas Laqueur: *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*, Frankfurt a.M. 1992. Siehe auch Christina Annalena Eckert: *The Historicisation of the Hermaphroditic/Intersexed Body: From Medicalisation to De-Medicalisation*. Master Thesis in Gender History, University of Essex, S. 23. [www.aissg.org/PDFs/Eckert-Dissertation-2003.pdf, abgerufen am 10.7.2012]: „According to Long, Bauhin and Duval (both publications dated 1614) insisted on medical procedures and invasive examinations to assign the proper sex related to reproductive functions [of Marie who wanted to live as a man] and therefore the specific role in society. Thus, the seventeenth century brought a shift in the representation of sex/gender accompanied by a shift in the modes of scientific discourse.“ Die genannte Quelle ist: Kathleen Perry Long: „Sexual Dissonance: Early Modern Scientific Accounts of Hermaphrodites“, in: Peter G. Platt (Hg.): *Wonders, Marvels, and Monsters in Early Modern Culture*, London 1999, S.145–163, hier S. 157.

⁴ Foucault 1983, S. 83.

⁵ „Der Homosexuelle des 19. Jahrhunderts ist zu einer Persönlichkeit geworden, die über eine Vergangenheit und eine Kindheit verfügt, einen Charakter, eine Lebensform, und die schließlich eine Morphologie mit indiskreter Anatomie und möglicherweise rätselhafter Physiologie besitzt. Nichts von dem, was er ist, entrinnt der Sexualität.“ Foucault 1983, S. 58.

⁶ Foucault 1983, S. 59.

Mit der zunehmenden Wahrnehmung und „Einkörperung der Perversionen“⁷ erfahren diese wissenschaftliche Analyse, Bewertung, Kategorisierung und therapeutische Behandlung. „[D]er sexuelle Instinkt ist als autonomer biologischer und psychischer Instinkt isoliert worden; alle seine möglichen Anomalien sind analysiert worden; man hat ihm eine normalisierende und eine pathologisierende Rolle für das gesamte Verhalten zugeschrieben; schließlich hat man nach einer Korrekturtechnik für diese Anomalien gesucht.“⁸

Mit Foucault ist die moderne Sexualwissenschaft also als Technologie einer gleichzeitigen Objektivierung/Subjektivierung⁹ zu verstehen, die auf der Unterscheidung zwischen dem, was normal, und dem, was pathologisch oder anormal genannt wird, beruht. Um diese Grenzziehung stritten sich Sexualwissenschaftler_innen nicht nur untereinander, sondern auch mit ihrem gesellschaftlichen Umfeld, wenn es etwa um die Straffreiheit von bestimmten sexuellen Handlungen oder um öffentliche Freiräume ging. Dementsprechend verstand sich ein Strang der Sexuologie von Anfang an als Wissenschaft mit emanzipatorischen Zielen, dem von konservativer Seite genau darum Unwissenschaftlichkeit vorgeworfen wurde.

Schon in der Anfangszeit der Sexualwissenschaft zeigte sich, dass die Motivationen, in diesem Bereich zu forschen, nicht auf Personen mit medizinischer Ausbildung oder spezifischen sexuellen Neigungen beschränkt waren. Die Sexualforscher Günter Grau und Volkmar Sigusch stellen in ihrem *Personenlexikon der Sexualforschung* (2009) den – nach heutigem Sprachgebrauch – heterosexuellen Italiener Paolo Mantegazza (1831–1910) und den homosexuellen Hannoveraner Karl Heinrich Ulrichs (1825–1895) als „Pioniere des Beginns“ nebeneinander: „Mantegazza war Pathologe, Anthropologe und Ethnologe und schrieb außerdem Romane; Ulrichs war Jurist und Latinist und schrieb außerdem Pamphlete und Gedichte.“¹⁰ Beide jedoch nahmen Anstoß an den Normen ihrer Zeit und an Bevormundungen durch die Obrigkeit. Mantegazza wandte sich in seiner *Trilogie über die Liebe* (1872–1885)¹¹ gegen die Scheinheiligkeit der katholischen Kirche und gegen die Unterschätzung der weiblichen Lust.¹² Ulrichs veröffentlichte ab 1864 seine Theorie des ‚Uranismus‘, in der er die Disposition zur ‚mannmännlichen Liebe‘ als angeboren beschrieb und somit deren Strafbarkeit in Frage stellte.¹³

Die Geschichtsschreibung dieser Forschung, die also vor rund 150 Jahren begann, ist bis heute wenig ausgebildet. Tatsächlich existiert kaum eine Historiografie mit einem übergreifenden Anspruch.¹⁴ Die lückenhafte Tradierung der Fachgeschichte überhaupt machen Grau und Sigusch an der „prekären Lage des Faches“¹⁵ fest, die in entscheidendem Ausmaß „der Vernichtung und Vertreibung von jüdischen und politisch links stehenden Forscherinnen und Forschern durch die Nazis“¹⁶ geschuldet ist.

⁷ Foucault 1983, S. 58.

⁸ Foucault 1983, S. 127.

⁹ Foucault schreibt über das Verhältnis von Subjektivierung und Objektivierung: „Nun ist das Geständnis ein Diskursritual, in dem das sprechende Subjekt mit dem Objekt der Aussage zusammenfällt [...]“ Foucault 1983, S. 79.

¹⁰ Foucault 1983, S. 79.

¹¹ Erwin Haeberle: *dtv-Atlas Sexualität*, München 2005, S. 195.

¹² Vgl. Grau, Sigusch 2009, S. 11.

¹³ Vg. Haeberle 2005, S. 195.

¹⁴ Bis vor kurzem wurde die Geschichte der Sexualwissenschaft häufig aus schwuler Perspektive beschrieben. Beispiele aus dem Bestand der Berliner Staatsbibliothek: Bernd-Ulrich Hergemöller: *Einführung in die Historiographie der Homosexualitäten*, Tübingen 1999; Rüdiger Lautmann: *Homosexualität: Handbuch der Theorie- und Forschungsgeschichte*, Frankfurt a.M. u.a. 1993; Philippe Ariès, André Béjin (Hg.): *Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit. Zur Geschichte der Sexualität im Abendland*, Frankfurt a.M. 1986. Letztes Jahr erschienen ist: Sylvie Chaperon: *Les origines de la sexologie, 1850-1900*, Paris 2012.

¹⁵ Grau, Sigusch 2009, S. 10.

¹⁶ Grau, Sigusch 2009, S. 10.

Da Deutschland (und Österreich) bis in die 1930er Jahre im internationalen Kontext richtungsweisend gewesen waren, beschädigte dieses Regime des Terrors und die zögerliche Aufarbeitung nach dem Zweiten Weltkrieg auch diesen Strang der Geschichte nachhaltig.

Diese Disziplin und ihre Agent_innen stell(t)en also durch Texte und Bilder die Vorstellungen von Sexualität und Geschlecht mit her. „Sexualität ist in erster und letzter Hinsicht ein gesellschaftlicher Begriff, kein anatomischer oder physiologischer.“¹⁷ Ihren Diskurs untersuche ich anhand ausgewählter Artefakte, die er hervorgebracht hat.¹⁸ Sexualwissenschaftliche Grafiken und deren Re-Produktionen, zum Beispiel auf dem Weg sexualtherapeutischer Handlungsempfehlungen, formen so die Realitäten von Menschen in Bezug auf Sexualität und Geschlecht. Aufgrund ihrer Evidenzeffekte erzeugen Diagramme überzeugende Erkenntnis-eindrücke. Dank ihrer „pragmatischen Potenz“¹⁹ eignen sie sich außerdem als Transmitter von Handlungsanweisungen.

Es folgen vier Arbeiten von Autor_innen in Kurzfassung, die sich im Kontext queerer Forschung der Geschichte der Sexualwissenschaft zuwenden.

Der Ethnologe Andreas Seeck, der sich in seinem Aufsatz „Das Verhältnis von Wissenschaft und Politik im Selbstverständnis der Sexualwissenschaft“²⁰ mit den verschiedenen Erscheinungsformen der Spannung zwischen wissenschaftlichen und politischen Ansprüchen beschäftigt, beginnt mit seiner historischen Betrachtung der Sexualwissenschaft im Jahr 1907.

In ihr zeichnet er konkurrierende und divergierende sexualwissenschaftliche Selbstverständnisse am Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts auf.²¹ Das Bestehen auf „Wertfreiheit“²² von Wissenschaft schloss für Akteure wie Hirschfeld reformerische oder emanzipative Aufklärung ein.²³ Andere Wissenschaftler widersprachen solchen sexualethischen Schlussfolgerungen; Heinrich Timerding beispielsweise begründete dies 1926 damit, dass „jede ethische Theorie ihren Gehalt nicht aus einer wissenschaftlichen, auf festen Tatsachen und sicheren Schlüssen beruhenden Untersuchung, sondern aus den von außen oder innen in ihrem Urheber entwickelten praktischen Überzeugungen empfängt.“²⁴

¹⁷ Grau, Sigusch 2009, S. 10.

¹⁸ Auch Jürgen Link und Ursula Link-Heer schreiben, „dass das gesamte Ensemble einer speziellen Wissensproduktion [...] aus Institutionen, Verfahren der Wissenssammlung und -verarbeitung, autoritativen Sprecherinnen bzw. Autorinnen, Regeln der Versprachlichung, Verschriftlichung, Medialisierung“ besteht. Zitiert nach Siegfried Jäger: *Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung*, Duisburg 1993, S. 149.

¹⁹ Steffen Bogen, Felix Thürlemann: „Jenseits der Opposition von Text und Bild. Überlegungen zu einer Theorie des Diagramms und des Diagrammatischen“, in: Alexander Patschovsky (Hg.): *Die Bildwelt der Diagramme Joachims von Fiore. Zur Medialität religiös-politischer Programme im Mittelalter*, Ostfildern 2003, S. 1-22, hier S. 22.

²⁰ Andreas Seeck: „Das Verhältnis von Wissenschaft und Politik im Selbstverständnis der Sexualwissenschaft“, in: Ursula Ferdinand, Andreas Pretzel, Andreas Seeck (Hg.): *Verqueere Wissenschaft? Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Sexualreformbewegung in Geschichte und Gegenwart*, Münster 1998, S. 199-212.

²¹ Die Konkurrenz wird schon deutlich, wenn der Arzt Iwan Bloch in seinem Buch *Das Sexualleben unserer Zeit* (1907) beanspruchte, den Begriff gebildet zu haben, den nachgewiesenermaßen Freud schon verwendet hatte. Vgl. Seeck 1998, S. 200.

²² Seeck 1998, S. 199.

²³ Vgl. Seeck 1998, S. 200-201.

²⁴ Heinrich E. Timerding: „Sexualethik und Sexualreform“, in: Max Marcuse (Hg.): *Handwörterbuch der Sexualwissenschaften*, Berlin 1926, S. 710-718, hier S. 712. Zitiert nach Seeck 1998, S. 204.

Seeck zeichnet die Facetten dieser Debatte um Vereinbarkeit von politischem Engagement mit „Sexualwissenschaft als exakter Naturwissenschaft“²⁵ mit einem Schwerpunkt auf dem frühen 20. Jahrhundert und ihren Ausläufern bis in die 1990er Jahre in Deutschland nach.

Er geht auf die Widersprüche in den monistisch-biologistischen Positionen der Sexualwissenschaft um Magnus Hirschfeld ein. Seeck stellt es als erkenntnislogisch fragwürdig dar, dass eine Wissenschaft, die nach der Lehre des Monismus von einer „Einheitlichkeit alles Existierenden“²⁶ ausgeht und ihre Aufgabe darin sieht, bestehende Tatsachen lediglich „vorbehaltslos“²⁷ zu beobachten und zu beschreiben, dennoch Änderungen vorschlägt und reformerische Forderungen verfiicht. Die Position, dass man aus der Wissenschaft keine Ethik ableiten solle, vertrat Anfang des 20. Jahrhunderts unter anderem Julius Wolf, der Vorsitzende der 1914 gegründeten Internationalen Gesellschaft für Sexuallforschung.²⁸

Das positivistische und biologistische Umfeld,²⁹ in dem Hirschfeld sich seit 1900 bewegte, hatte sich aufgrund der Fortschritte der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert ausgebildet. „[N]icht ganz zu Unrecht nannte Ernst Haeckel es das ‚Jahrhundert der Naturwissenschaft‘. Gegen Ende des Jahrhunderts schienen in der Physik alle wesentlichen Entdeckungen gemacht worden zu sein, Chemie und Biologie waren fest etabliert. Die rasche Zunahme an Wissen war verbunden mit einer fortschreitenden Mathematisierung und Mechanisierung des naturwissenschaftlichen Weltbildes. Empirie und Induktion, Beobachtung und Experiment wurden durchgesetzt als *die* wissenschaftlichen Verfahrensweisen schlechthin.“³⁰

Da das Ansehen einer Wissenschaft in einem solchen Kontext besonders von ihrem Mathematisierungsgrad³¹ abhängt, lässt sich die Taktik vieler Sexualwissenschaftler_innen verstehen, Vorwürfe von Unwissenschaftlichkeit außer Kraft zu setzen, indem sie ihre Forschung möglichst ‚berechenbar‘ präsentieren. Da sich außerdem die Statistik und ihre Darstellungsformen schon seit dem 17. Jahrhundert durchgesetzt hatten,³² stellten Diagramme mit ihren infografischen Qualitäten eine adäquate Übersetzung einer solchen formalisierten Sexuologie dar.

So versteht Seeck Hirschfelds Festhalten an biologistischer und positivistischer ‚Neutralität‘ *auch* als strategische Maßnahme, um seine Argumentation abzusichern und ihr zur Durchsetzung zu verhelfen. Bei der Darstellung von ähnlichen Auseinandersetzungen in der Nachkriegszeit geht

²⁵ Seeck 1998, S. 202.

²⁶ Seeck 1998, S. 203.

²⁷ Seeck 1998, S. 202.

²⁸ Seeck 1998, S. 205. 1913 hatte sich ‚Die Ärztliche Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik‘ gegründet. Deren Vorsitzender war der Arzt Albert Eulenburg, Stellvertreter waren Iwan Bloch und Magnus Hirschfeld.

²⁹ Seeck führt aus, wie der Monismus jede Wissenschaft als Naturwissenschaft betrieben sehen wollte, so wurde beispielsweise Soziologie als „die Biologie des Menschen“ verstanden. Neben dem Primat der Biologie (Darwin, Haeckel) für die Sexualwissenschaft machte mit Comte auch die Physik ihren Anspruch als Leitwissenschaft geltend. An letzterer orientierte sich der ‚Deutsche Monistenbund‘, dem Hirschfeld angehörte. Seeck 1998, S. 202-203.

³⁰ Seeck 1998, S. 202-203.

³¹ Die Wissenschaftshistorikerin Londa Schiebinger hat einen direkten Zusammenhang zwischen der Kalkülisierbarkeit einer Wissenschaft und deren symbolischer wie materieller Bewertung hergestellt: „Die Härte der Wissenschaft – in dem, was sie untersucht, wie sie es untersucht und im Schwierigkeitsgrad, der dem beigemessen wird – korreliert mit dem Ansehen, dem Forschungsbudget und negativ mit der Zahl der Frauen eines Fachgebiets. Der *National Research Council* hat herausgefunden, daß die Gehälter um so höher ausfallen und der Frauenanteil um so geringer zu beziffern ist, je mehr Mathematik eine bestimmte Berufstätigkeit verlangt.“ Londa Schiebinger: *Frauen forschen anders: wie weiblich ist die Wissenschaft?*, München 2000, S. 217

³² Vgl. Kapitel 2.1.3, S. 12 f. Sowie Daniela Döring: *Zeugende Zahlen. Mittelmaß und Durchschnittstypen in Proportion, Statistik und Konfektion*, Berlin 2011, S. 111-114.

Seeck vor allem auf die Protagonisten einer „unvoreingenommenen Wissenschaftlichkeit“ (Hans Giese in den 1950er Jahren) oder eines „politischen Indoktrinationsverbots“ (Rolf Gindorf 1992) ein.³³ Das eigentliche Problem liegt seines Erachtens jedoch darin, dass diese Seite der Sexualwissenschaft den „eigentliche[n] – wesentlich auch politische[n] – Dissens [...] verdeckt.“³⁴ Seeck zieht den Aufsatz „Traditionelle und kritische Theorie“ (1937) von Max Horkheimer als Beleg dafür heran, dass „Tatsachen in doppelter Weise gesellschaftlich präformiert seien, nämlich ‚durch den geschichtlichen Charakter des wahrgenommenen Gegenstands und den geschichtlichen Charakter des wahrnehmenden Organs‘.“³⁵ Somit plädiert er dafür, sich nicht hinter vermeintlichem Wissenschaftspluralismus zu verstecken, wie Rolf Gindorf³⁶ es seiner Ansicht nach tut, sondern die eigenen Bewertungen zu hinterfragen und weitestgehend offen zu legen.³⁷

Ebenfalls auf die Reflexion von professionellen als gesellschaftlichen Machtstrukturen hebt die Soziologin Sabine Hark in dem Aufsatz „Umstrittene Wissensterritorien. Feminismus und Queer Theory – Reflexivität als Programm“ ab.³⁸ Ihre Ausführungen schlagen einen Bogen vom Beginn der Sexualwissenschaft zu territorialen Auseinandersetzungen zwischen feministischen und queeren Studien. Sie nimmt den Leitspruch des von Hirschfeld 1897 mitbegründeten Wissenschaft-humanitären Komitees (WhK), der „Durch Wissenschaft zur Gerechtigkeit“ lautete, zum Ausgangspunkt und fragt, wie sich dieser Anspruch kritischer emanzipatorischer Wissenschaft konkret verwirklichen lässt.³⁹

Am Beispiel der historisch begründeten, aber in einzelnen Fällen bis heute andauernden Abgrenzung von Gender und Queer Studies führt sie in die Thematik umstrittener Wissensterritorien ein.⁴⁰ Sie beschreibt Wissensproduktion als Prozess der institutionellen Durchsetzung und also als „machtgetränkt“.⁴¹ Das wird vor allem für diejenigen, die neu in ein Feld eintreten, spürbar (wie Queer-Theoretiker_innen in der Folge von Gender Theorie, die Ende der 1980er Jahre selbst erst eine junge Geschichte aufweist); ihnen gegenüber „fungiert das Ensemble objektiver Kräfteverhältnisse [...] als Zwang“.⁴²

Hark versteht Wissenschaft im Anschluss an Foucault als Diskurs, also als „geregeltes System von Aussagen wovon, wie, zu welcher Zeit, an welchem Ort gesprochen werden kann und wovon deshalb nicht gesprochen werden kann“.⁴³ Sie begreift solche Diskurse als soziale Praxis, bei der es mit den Mitteln einer „politisierten Sprache“ darum geht, die Grenzen einer diskursiven Gemeinschaft zu erweitern oder zu verteidigen.⁴⁴ Disziplinäre Grenzen sind (und bleiben) damit immer umstrittene Grenzen.

³³ Seeck 1998, S. 208-209.

³⁴ Seeck 1998, S. 210.

³⁵ Max Horkheimer: „Traditionelle und kritische Theorie (1937)“, in: Ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. 4, Frankfurt a.M. 1988, S. 108-161. Zitiert nach Seeck 2005, S. 205.

³⁶ Gindorf war 1971-79 Präsident der Deutschen Gesellschaft für Sozialwissenschaftliche Sexualforschung und bis 2004 ihr Vizepräsident.

³⁷ Seeck 1998, S. 210.

³⁸ Sabine Hark: „Umstrittene Wissensterritorien. Feminismus und Queer Theory – Reflexivität als Programm“, in: Ursula Ferdinand, Andreas Pretzel, Andreas Seeck (Hg.): *Verqueere Wissenschaft? Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Sexualreformbewegung in Geschichte und Gegenwart*, Münster 1998, S. 13-24.

³⁹ Hark 1998, S. 13.

⁴⁰ Hark 1998, S. 14ff.

⁴¹ Hark 1998, S. 14.

⁴² Hark 1998, S. 17.

⁴³ Hark 1998, S. 15.

⁴⁴ Hark 1998, S. 15.

Rückbezogen auf Hirschfeld und das WhK heißt das, dass auch sie als Akteure einer neuen Disziplin ihre „Wissensansprüche in den etablierten Wahrheitsformeln formulieren“⁴⁵ und dadurch plausibilisieren mussten.

In Bezug auf das Material lässt sich folglich fragen, ob Diagramme als solche als etablierte Wahrheitsformeln fungieren konnten und welche Vorlagen verwendet wurden, um sexualwissenschaftliche Modelle plausibel zu machen. Aber auch – ich zitiere Hark: „Was sind die nicht reflektierten Voraussetzungen, die alltagsweltlichen Vorannahmen, die auch das wissenschaftliche Wissen strukturieren und umgekehrt alltagsweltliche ‚Evidenzen‘ – etwa ‚natürliche‘ Geschlechterunterschiede und Sexualitäten weiter stärken?“⁴⁶ Welche alltagsweltlichen Vorannahmen lassen sich also an den Diagrammen ablesen?

Die Reflexivität, die sie fordert, bezieht sich auf Ansprüche, die Bourdieu aufgestellt hat. „Es handelt sich hierbei nicht um intellektuelle Selbst-Introspektion, sondern um die Entwicklung einer Praxis der Historisierung der Probleme, Objekte und Denkwerkzeuge einerseits [...], sowie um die Historisierung des Subjekts der Wissenschaft als Effekt der sozialen Objektivität andererseits.“⁴⁷

Diese Maximen sind nun in meiner Studie, die ja Wissenschaft über Wissenschaft produziert, auf zwei Ebenen anwendbar: bei der Lektüre der sexualwissenschaftlichen Artefakte und der Beschreibung ihres Kontexts sowie bei der Reflektion des eigenen analytischen Vor- und Herangehens. Mit Hark verstehe ich sie als „systematische Exploration von ungedachten Denkkategorien, die das Denkbare wie das Gedachte vorab bestimmen und begrenzen“, als Erforschung „des kollektiven wissenschaftlichen Unbewußten“,⁴⁸ das sich – wie sich bei den Analysen der Diagramme zeigt – gut an den grafischen Übersetzungen ablesen lässt (z.B. an den Nullpunkten, den Ebenen, dem jeweils Ein- oder Ausgeschlossenen, an Knotenpunkten, Betonungen, Verengungen).

Die Tatsache, dass sie hier Anti-Normalisierung als das Ziel sowohl von queerer als auch feministischer Forschung, die immer nur provisorische Positionen annehmen sollte, formuliert,⁴⁹ führt die Dringlichkeit von queer-feministischer Kritik am zentralen homogenisierenden Medium des Normalismus, dem Diagramm, vor Augen.

Auch die Geschichtswissenschaftlerin Annalena Eckert geht von der Relevanz feministischer und queerer Theorie für materielle Lebensverhältnisse aus. Insbesondere betrachtet sie die Wirkungen für Personen, die körperlich nicht einem klaren Männlich-oder-weiblich-Schema entsprechen. Im letzten Kapitel ihrer Masterarbeit⁵⁰ legt sie dar, wie poststrukturalistisches Denken zu einer Annäherung an das Thema Sexualität durch die Historisierung sexueller Identitäten führte.⁵¹

Gerade in Hinblick auf das Phänomen der „Intersexualisierung“⁵² ist Foucaults Rückblick in

⁴⁵ Hark 1998, S. 17.

⁴⁶ Hark 1998, S. 14.

⁴⁷ Hark 1998, S. 14.

⁴⁸ Hark 1998, S. 22. [Schreibw. wie i.O.]

⁴⁹ Hark 1998, S. 21.

⁵⁰ Eckert 2003 (wie Fn 3), S. 49 ff.

⁵¹ „Poststructuralist thinking has had a great impact on the formation of the new theoretical framework of feminist and queer theory. It has provided the possibility to approach the subject of sexuality by the historicisation of all sexual identities. As this dissertation is limited in space, it will focus on one case study of this theoretical framework: the influence of Michel Foucault. [...] A central question he posed in his later work was: How did power circulate through the production of knowledge about sex?“ Eckert 2003, S. 52-53.

⁵² Christina Annalena Eckert: *Intervening in Intersexualization: The Clinic and the Colony*. Dissertation,

das vormoderne (von ihm so genannte ‚klassische‘) Zeitalter aufschlussreich, bevor in westlichen Industrienationen die Medikalisierung und Pathologisierung der Hermaphroditen einsetzt. ‚Intersexualität‘ existiert als medizinische Bezeichnung erst seit 1917⁵³. Wie Eckert herausarbeitet, sind sowohl die Behandlungspraxis als auch die Diskurse um Intersexualität vor allem im „Age of Surgery“⁵⁴ von Mysogynie wie von Homophobie geprägt.⁵⁵ Daher ist der Zusammenhang von queer-feministischer Theorie und Intersex-Aktivismus leicht herstellbar; wobei sich beide Handlungsfelder gegenseitig kritisch beleuchten, so etwa, wenn die Herkunft des *Gender*-Begriffs zur Debatte steht.

Eckert unterstreicht mehrfach, dass es seit den 1950er Jahren bei den Genitaloperationen von im westlichen Kontext als intersexuell diagnostizierten Personen generell *nicht* um die Ermöglichung von Fortpflanzung geht, sondern lediglich um die einer heterosexuell verstandenen Version von (lustloser, d.h. der Frage des sexuellen Erlebens gegenüber gleichgültigen) Penetration.⁵⁶

Diese Beobachtung macht auch Ulrike Klöppel in ihrer medizin- und psychologiegeschichtlichen Dissertation *XXOXY ungelöst. Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin* (2010).⁵⁷ Sie formuliert es folgendermaßen: „Den Erhalt einer möglichen Fortpflanzungsfähigkeit sahen Money und die Hampsons [Joan und John Hampson waren Kolleg_innen von Money an der Johns Hopkins University] gegenüber dem Behandlungsziel der psychosexuellen und psychosozialen Anpassung als zweitrangig an.“⁵⁸ Die heterosexuelle Orientierung wird als Garant psychischer Stabilität und sozialer Anpassung angesehen. Gleichzeitig wird davon ausgegangen, dass die Ausübung von Heterosexualität nur mit den ‚richtig‘ (männlich oder weiblich) aussehenden Geschlechtsorganen möglich ist. Diese beiden Vorannahmen beeinflussen die Geschlechtszuweisung und die entsprechende Behandlung bei intersexuellen Personen. Zusammen gefasst heißt das: Im Zweifelsfall entscheiden sich Mediziner_innen *für* das männliche oder weibliche Erscheinungsbild als Grundlage einer in ihren Augen gesunden, heterosexuellen Orientierung und gegen die Fruchtbarkeit (zum Beispiel durch die Entnahme von Gonaden). Die „Anpassung an Geschlechter- und Sexualitätsnormen“ wird in dem von John Money maßgeblich geprägten Baltimorer Behandlungsmodell im Zweifelsfall der Fortpflanzungsfähigkeit vorgezogen.⁵⁹

Die Bewegungen im medizinischen Diskurs, die Klöppel seit den 1950er Jahren im deutschsprachigen Raum nachzeichnet, zeugen von den Meinungsverschiedenheiten innerhalb der medizinischen Community. Klöppel beobachtet die Interaktionen zwischen den kursierenden

Universität Utrecht 2010 [<http://igitur-archive.library.uu.nl/dissertations/2010-0517-200233/eckert.pdf>, abgerufen 22.07.2012]. In ihrer Doktorarbeit beschreibt sie den geschichtlichen Verlauf der ‚Intersexualisierung‘, worunter sie die Herstellung eines intersexuellen Paradigmas versteht.

⁵³ Damals wurde sie von Richard Goldschmidt erfunden. Vgl. Bernice Hausman: *Changing Sex*, Durham 1995, S. 78. Zitiert nach Eckert 2003, S. 37.

⁵⁴ Das ‚Zeitalter der Chirurgie‘ beginnt nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in einer Ära der Verunsicherung, was die Ideale von Männlichkeit und Weiblichkeit betraf. Vgl. Eckert 2003, S. 39 ff. Hierzu zitiert sie Deborah Findlay: „Discovering Sex: Medical Science, Feminism and Intersexuality“, in: *Canadian Review of Sociology and Anthropology*, Vol. 32, 1995, S. 36.

⁵⁵ Suzanne Kessler: „The Medical Construction of Gender: Case Management of Intersexed Infants“, in: *Signs. Journal of Women in Culture and Society*. Vol 16, No.1, 1990, S. 3-27, hier S. 13. Zitiert nach Eckert 2003, S. 45.

⁵⁶ „Surgery performed on intersexuals destroyed sexual sensitivity (also fertility). Therefore one could say that Money’s guiding principle was penetration without pleasure is better than pleasure without penetration.“ Eckert 2003, S. 45.

⁵⁷ Ulrike Klöppel: *XXOXY ungelöst. Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin. Eine historische Studie zur Intersexualität*, Bielefeld 2010.

⁵⁸ Klöppel 2010, S. 312.

⁵⁹ Vgl. Klöppel 2010, S. 312 f.

Theorien über Intersexualität und der klinischen Praxis, die anderen Regeln gehorcht.⁶⁰ Die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, biologisch Geschlecht zu bestimmen, führt dazu, dass die Ansicht sich immer wieder durchsetzt, dass das „subjektive Geschlecht(sermpfinden)“ für die konkrete Zuordnung ausschlaggebend sein solle (so zum Beispiel in den 1950er Jahren in Deutschland).⁶¹ Solange die Medizin sich jedoch häufig in einer sozialregulativen Rolle sieht – und auch entsprechend gefordert wird – und zugleich das Zwei-Geschlechter-System nicht hinterfragt, wird das subjektive Geschlecht von Hermaphroditen auf die Möglichkeit einer (Selbst-) Zuordnung als männlich oder weiblich reduziert.

Klöppel fasst die Vorstellungen von Psychosexualität, die dafür geltend gemacht wurden, zusammen wie folgt: „Eine eindeutige *gender role* inklusive Heterosexualität wurde somit zur psychosozialen Voraussetzung der Fortpflanzung erklärt [...]. Frühere Vorstellungen, wonach die reproduktive Rolle die Psychosexualität bestimmte, wurden damit zurückgewiesen. Damit war eine Umwertung der Geschlechtsklassifikation im Gange, mit der das klassische bevölkerungspolitische Motiv des Fortpflanzungsgebots endgültig in den Hintergrund trat zugunsten der Privilegierung der *gender role* als Garant psychischer Stabilität und sozialer Anpassung.“⁶²

Indem Teil II ihrer Studie⁶³ sehr genau auf die allmähliche Rezeption der Thesen zur Intersexualität beim Menschen von John Money in den 1970er Jahren im deutschsprachigen Raum eingeht, werden die frühen psychopathologisierenden Wirkungen der *gender*-Theorie in diesem Kontext nachgezeichnet. Hier wird dargestellt, wie ein Verständnis von *gender* als Effekt frühkindlicher Prägung dazu führte, dass die Erziehung sowie die begleitenden medizinischen Eingriffe bei intersexuellen Kleinkindern darauf ausgerichtet wurden, eine eindeutige Zuordnung zu einer männlichen oder weiblichen Identität zu ermöglichen. Am Ende ihres Buches entwickelt Klöppel konkrete Empfehlungen, wie man dennoch mit *gender* als kritischer Terminologie umgehen kann. Sie schließt sich Bernice Hausmans Appell an, „*gender* ein kritisches Konzept von *sex* an die Seite zu stellen.“⁶⁴ Diese Herangehensweise erfordert es, „geschlechtliche Uneindeutigkeit [nicht] per se mit einem „subversiven Potential“ zu identifizier[en]“, sondern auch die Aufteilung ‚eindeutiger‘ und ‚uneindeutiger‘ Geschlechter als voneinander abhängig und kulturell konstruiert zu begreifen.⁶⁵ Dennoch ist – gerade aufgrund der Art, wie *gender* in der Baltimorer Behandlungspraxis als „willkürlich formbar bzw. sozialtechnologisch steuerbar“⁶⁶ entworfen wurde – Vorsicht geboten bei Darstellungen, „die Geschlecht als Spiel begreifen und soziale Kontingenz mit ‚freier Verfügbarkeit‘ und ‚individuellen Gestaltungsoptionen‘ gleichsetzen“⁶⁷ und damit dem Glauben, dass alles machbar sei, anhängen.

Die Arbeiten von Seeck, Hark, Eckert und Klöppel verfolgen den Verlauf von sexualhisto-

⁶⁰ „Das, was über die praktische ärztliche Vorgehensweise geschrieben wird und sich als medizinischer Hermaphroditismus-Diskurs rekonstruieren lässt, ist nicht gleichzusetzen mit der tatsächlichen Praxis.“ Klöppel 2010, S. 86.

⁶¹ Ulrike Klöppel zitiert hier aus einem gerichtsmedizinischen Lehrbuch von 1953 und aus einem Artikel im *Archiv für klinische Chirurgie* von 1948 und belegt, dass die Leitlinie, mit Eingriffen zu warten, bis der/die Patient_in selbst darüber entscheiden kann, in der Medizin weit verbreitet war. Klöppel 2010, S. 354-355.

⁶² Klöppel 2010, S. 313.

⁶³ Klöppel 2010, S. 303 ff. In Teil I behandelt sie die andere Stellung der Hermaphroditen als doppelgeschlechtliche, monströse Wesen in der Frühen Neuzeit und die Auswirkungen zunehmender Medikalisation von Geburten seit der Aufklärung. Eine Kontinuität besteht darin, dass am Zwitter damals und im Grunde bis heute die Grenzziehung zwischen dem männlichen und dem weiblichen Geschlecht ausgehandelt wurde und wird.

⁶⁴ Klöppel 2010, S. 603.

⁶⁵ Klöppel 2010, S. 603.

⁶⁶ Klöppel 2010, S. 605.

⁶⁷ Klöppel 2010, S. 606.

rischen Debatten und Diskursen jeweils über einen längeren Zeitraum. An ihren Perspektiven wird deutlich, dass keine der beschriebenen Debatten abgeschlossen ist.

Seecks Ausführungen betreffen den `Glauben` an die Wissenschaft und deren Konzeption entweder als neutral oder exakt, also unberührt von gesellschaftlichen und persönlichen Interessen, oder als politisch oder ethisch zu Stellungnahme verpflichtet. Auf der zweiten Option beruht deutlich Hirschfelds Sexualforschung, die sich damit in ihrer Zeit in ein Spannungsfeld begibt.

Hark fordert in unterstützender Weise eine systematische Befragung des wissenschaftlichen Feldes und der eigenen Positionierung und vertritt selbst sehr klar ein politisch verstandenes Programm der Anti-Normalisierung. Eckert und Klöppel vollziehen ebenso den Brückenschlag zwischen queer-feministischer Theoriebildung und Aktivismus. Ihre Positionen widersprechen somit einem grundsätzlichen Streit um Existenzberechtigung und Wirksamkeit dieser unterschiedlichen Formen von Kritik, der das Verhältnis zwischen Aktivist_innen und Theoretiker_innen häufig prägt.

Diese Texte verdeutlichen, dass das Nachdenken über Sexualität ohne den Einbezug des sozialen Kontexts bedenkliche Auswirkungen haben kann. Am direktesten sprechen das Eckert und Klöppel in Bezug auf die medizinische Standardbehandlung von intersexuellen Kindern an. Jedoch sind auch die Fragen nach den Konsequenzen der eugenischen Tendenzen in Hirschfelds Werk oder seiner Verwicklung in ‚therapeutische‘ Hodentransplantationen an Homosexuellen offene Probleme. Damit soll diese sehr knappe Auslese von Queer-Perspektiven zur Geschichte der Sexualwissenschaft darauf aufmerksam machen, bei der Sichtung der Diagramme neben der diskursiven auch die körperliche und gesellschaftliche Realität im Blick zu behalten.

6. Diagrammanalysen: Re-Lektüren

6.1 Das Diagramm als neue Ordnung am Beispiel Hirschfeld

In diesem Abschnitt werden zwei Schaubilder aus Publikationen von Magnus Hirschfeld analysiert: das *Intersexuelle Konstitutions- und Variationsschema* (1923)¹ und der Stammbaum der *Intersexuelle[n] Familie „Fenn“* (1927/30).²

6.1.1 Das Diagramm *Intersexuelles Konstitutions- und Variationsschema* (1923)

Das erste Diagramm, das ich hier betrachten möchte (Abb. 9), steht am Ende des Artikels „Die intersexuelle Konstitution“ von Hirschfeld in dem von ihm selbst herausgegebenen *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität* 1923. Es ist die einzige Illustration in dieser letzten Ausgabe des Jahrbuchs.

Schon die Überschrift der Grafik benennt ihren schematischen Anspruch: *Intersexuelles Konstitutions- und Variationsschema*. Die Position gegen Ende des Aufsatzes spricht dafür, dass das Bild die Gesamtaussage des Textes fassen und ihn zugleich visuell verstärken soll. Das Schema, das Hirschfeld zu sehen gibt, ist ein langgestrecktes symmetrisches Sechseck. Er ordnet darin neun Kategorien an, wobei sechs von ihnen an den Eckpunkten definiert werden und die drei übrigen Zwischenpositionen besetzen.

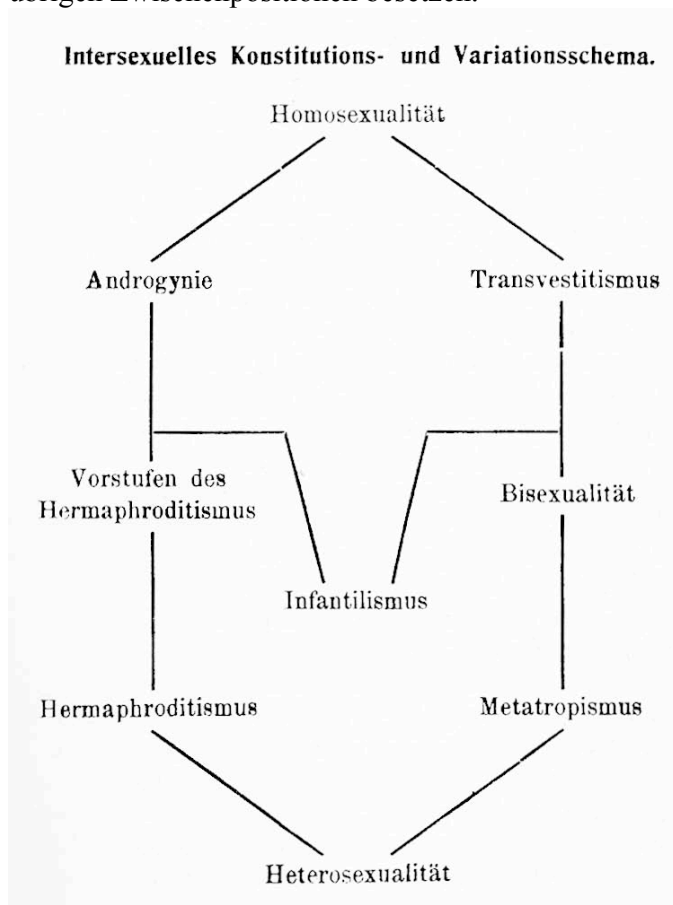


Abb. 9: Magnus Hirschfeld, *Intersexuelles Konstitutions- und Variationsschema* (1923)

¹ Magnus Hirschfeld (Hg.): *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität*, Leipzig 1923, S. 23.

² Magnus Hirschfeld: *Geschlechtskunde aufgrund dreißigjähriger Forschung und Erfahrung bearbeitet*, Bd. IV: Illustrationen, Stuttgart 1930, S. 323.

Auffällig ist die exponierte Stellung von ‚Homo-‘ und ‚Heterosexualität‘ (ganz oben und ganz unten) und des ‚Infantilismus‘, der in der Mitte des Schemas eingeschlossen ist. Die geschlossene Form des Diagramms, welches lediglich Linien und Text zusammenbringt, scheint ein vollständiges System darzustellen.

An den Ecken werden die aufeinander zulaufenden Linien unterbrochen, um den schriftlichen Bezeichnungen Platz zu machen. Auf mittlerer Höhe der Seitenlinien, rechts und links, sorgen zwei weitere Wörter auf Geraden für zusätzliche Zwischenräume. Die Begriffe am oberen und unteren Ende des Schaubilds (Homo- und Heterosexualität) stehen frei – die Linien kreuzen sie nicht – und ziehen (ähnlich wie im Diagramm von Money/Ehrhardt, Abb. 23, S. 116) dadurch die meiste Aufmerksamkeit auf sich. Homo- und Heterosexualität sind am wenigsten in das Schema eingebunden, sie sind im System der ‚intersexuellen Konstitutionen und Variationen‘ als Extreme dargestellt. Der traditionellen westlichen Leserichtung von oben nach unten entsprechend, würde frau_man das Bild von der Homosexualität aus zur Heterosexualität hin lesen. Dies lässt sich als symbolische Um- oder Neuordnung verstehen, die mit Hirschfelds politischem Engagement in Verbindung zu bringen ist.³

Allerdings erschwert die dichte und ausgewogene Anordnung der Begriffe die Bevorzugung einer bestimmten Abfolge beim Lesen. Einzig in der Mittelachse des Sechsecks ist eine visuelle Schneise angelegt, sodass Hetero- und Homosexualität aufgrund ihrer vertikalen Polarisierung als „Gegenspieler“⁴ angesehen werden können.

Auf den ersten Blick und vor der Lektüre der Begriffe signalisiert das Sechseck Geschlossenheit und Symmetrie, ein System, welches vollständig ist und in dem sich gegenüberliegende Positionen die Waage halten. Diese vollständige und harmonische, vielleicht könnte man sogar sagen, ganzheitliche Ordnung erweist sich auf zweiten Blick, also unter Einbeziehung der Bedeutungen der Begriffe am Kopf- und Fußende des Diagramms, als ‚verkehrte Welt‘ und somit auf den Kopf gestellt.

Anordnung: Linien und Begriffe im Bild

Geht frau davon aus, dass Leser_innen des Jahrbuchs – auch heutige – die Begriffe Homo- und Heterosexualität⁵ zu entschlüsseln wussten/wissen, dann konzentriert sich die Überlegung darauf, was Infantilismus in dem vorliegenden Schema bedeutet, zumal auch deshalb, weil es als zentral gelegenes Wort eine Sonderstellung einnimmt. Hergeleitet aus dem Lateinischen könnte Infantilismus⁶ als Verkindlichung oder Kindlichkeit (eines_r Erwachsenen) übersetzt werden.

Versucht man, vor der Lektüre des Hirschfeldschen Artikels, die rechten und linken Begriffe zu unterscheiden, um so also ein Kriterium für diese Anordnung herauszufinden, dann scheint die

³ Vgl. die biografischen Angaben auf S. 60f.

⁴ Vgl. Rainer Herrn: „Magnus Hirschfelds Geschlechterkosmos. Die Zwischenstufentheorie im Kontext hegemonialer Männlichkeit“, in: Ulrike Brunotte; Rainer Herrn (Hg.): *Männlichkeit und Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900*, Bielefeld 2008, S. 173-196, hier S. 185.

⁵ Die Begriffe Homo- und Heterosexualität wurden 1869 erstmals durch den Schriftsteller Karl Maria Benkert „öffentlich, aber anonym verwandt“. Volkmar Sigusch: *Neosexualitäten: Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion*, Frankfurt a.M. 2005, S. 185.

⁶ Das Suffix ‚-ismus‘ kann verschiedene Effekte haben: „Das entstandene Wort bezeichnet ein Abstraktum, oft ein Glaubenssystem, eine Lehre, eine Ideologie oder eine geistige Strömung in Geschichte, Wissenschaft oder Kunst.“ Wikipedia-Eintrag ‚-ismus‘, [<http://de.wikipedia.org/wiki/Ismus>, abgerufen am 10.12.2012]. Ausgehend von der Überschrift und dem Charakter der den Infantilismus umgebenden Begriffe gehe ich davon aus, dass Hirschfeld dabei die Bildung einer Kategorie menschlicher, intersexueller Konstitution im Auge hatte. Teil des Schemas sind drei weitere Ismen: Transvestismus, Metatropismus und Hermaphroditismus.

linke Seite körperliche Konstitutionen darzustellen und die rechte Seite sexuelle oder sexualisierte Verhaltensweisen.⁷ Die Begriffe Homo- und Heterosexualität sowie Infantilismus würden demnach aufgrund ihrer Mittenposition weder allein körperliche noch ausschließlich sexuelle Zustände (Konstitutionen bzw. Variationen) bezeichnen. Da sie jedoch mit der linken und rechten Seite in Verbindung stehen, ist vermutlich davon auszugehen, dass sie von beiden Inhalten etwas haben und nicht, dass sie etwas darstellen, das sich *weder* durch körperliche Merkmale *noch* durch sexuelle Verhaltensweisen auszeichnet.

Zurück zur Mitte. Wie erklärt sich der Infantilismus im Dazwischen?

Verbindungslinien hat der Infantilismus zur Bisexualität und zu den Vorstufen des Hermaphroditismus. Besonders durch den Begriff *Vorstufen* verstärkt sich eine Bedeutung des Heranwachsenden oder des Unreifen (des Kindlichen, des Noch-Nicht-Erwachsenen). Diese Konnotationen übertragen sich beim Lesen des Diagramms möglicherweise in einer Links-Rechts-Bewegung auf die rechte Seite der Bisexualität.

Die Tatsache, dass die Querverbindung zwischen Vorstufen des Hermaphroditismus und Bisexualität wie eine Art Trichter zum Infantilismus hin führt, unterbricht eine kontinuierliche Lektüre (der Blick ‚fällt hinunter‘) und führt damit zu einer Konzentration auf diese zentrale Wort. Dieser Wahrnehmungsstopp exponiert den infantilistischen Begriff: Er findet sich umgeben von den anderen Konstitutionen/Varianten, die ihn zu umstellen scheinen. Das Sechseck verwandelt sich in eine Zellform. Die Linien, die zum Infantilismus führen, treten links und rechts am Rand auf, ein Stück über Bisexualität und Vorstufen des Hermaphroditismus. Auf diese Weise besteht keine direkte Verbindung zu einem der Begriffe. Die beiden nicht eindeutig motivierten Knicke, in den von den Seiten nach unten zum Infantilismus führenden Verbindungen, bilden einen sich verjüngenden Gang hin zu diesem Wort. Das Wort ist breiter als die Lücke, die den Weg nach oben öffnet. So ist es ‚gefangen‘, fixiert durch die Anbindung und zugleich isoliert von allen anderen Intersexualitäten. Der Infantilismus ist in der unteren Diagrammhälfte festgesetzt. Bevor ich auf den das Diagramm begleitenden Aufsatz eingehe, stelle ich kurz seinen Autor vor.

6.1.2 Magnus Hirschfeld

Magnus Hirschfeld (1868-1935) studierte von 1888 bis 1892 Medizin unter anderem bei dem Pathologen Friedrich Daniel von Recklinghausen und lernte dieses Fach als naturwissenschaftlich und empirisch begründetes kennen und schätzen.⁸ Das Thema, welches ihn lebenslang beschäftigte, war „die Empirie der Homosexuellen“;⁹ seine Beschäftigung damit begründete auch seinen Ruf als Wissenschaftler. Er rief im Mai 1897 mit Eduard Oberg, Franz Josef von Bülow und Max Spohr das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee (WhK) ins Leben, „die erste Homosexuellenorganisation überhaupt“.¹⁰ Das WhK sammelte bis in die 1920er Jahre Unterschriften für die Abschaffung der Strafbarkeit von homosexuellen Handlungen unter Männern und gab ab 1899 das *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* heraus. Hirschfelds Kampf gegen den § 175 ließ ihn verschiedene Vereinigungen gründen oder solchen beitreten.¹¹ Zentral in seinem Werk und für die Argumentationsgrundlage seiner gutachterlichen Praxis – vor allem im

⁷ Dieser Zuordnung liegt eine Kenntnis der Begriffe zugrunde.

⁸ Er studierte in Breslau, Straßburg (hier bei von Recklinghausen), in München, Heidelberg und Berlin. Siehe Herrn 2009, S. 285.

⁹ Herrn 2009, S. 285.

¹⁰ Martin Dannecker: „Vorwort“, in: Magnus Hirschfeld (Hg.): *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen: erweiterte Ausgabe aus den Jahrgängen 1899-1923*, Frankfurt a. M., Paris 1983, S. 5-15, hier S. 11.

¹¹ Er trat dem 1905 gegründeten ‚Bund für Mutterschutz‘ bei, engagierte sich bei der Gründung der ‚Berliner Psychoanalytischen Gesellschaft‘ 1908 und mitbegründete die ‚Ärztliche Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik‘ 1913. Vgl. Rainer Herrn: „Magnus Hirschfeld (Lexikonartikel)“, in: Günter Grau, Volkmar Sigusch (Hg.): *Personenlexikon der Sexualforschung*, Frankfurt a.M., New York 2009, S. 284-294, hier S. 286.

1919 gegründeten Institut für Sexualwissenschaft – wurde die „Zwischenstufen-Theorie“.¹² Diese ging von der Existenz von „sexuellen“ Zwischenstufen, also von „männlich gearteten Frauen und weiblich gearteten Männern“ aus.¹³ Geschlecht wurde entlang der Merkmale Geschlechtsorgane, Körper, Sexualität und Psyche zugeordnet,¹⁴ aus der Kombination der Merkmale ergaben sich verschiedene Typen. Hirschfeld ging dabei soweit, dass sogenannte „Vollmänner“ oder „Vollfrauen“ auch nur zwei von vielen Zwischenstufen waren. Wie man an Hirschfelds Formulierungen, zum Beispiel „männlich geartet“ oder „Vollfrauen“, ablesen kann, bezog sich seine Theorie der sexuellen Zwischenstufen auf die herkömmliche Aufteilung in Frauen und Männer. Dieser Binarismus durchzieht Hirschfelds Werk und erzeugt eine unauflösbare Spannung,¹⁵ was allerdings angesichts der starken Polarisierung der Geschlechter im 19. Jahrhundert keineswegs überraschend ist.

6.1.3 Kontext: der Aufsatz „Die intersexuelle Konstitution“

Im Folgenden gehe ich auf den Artikel ein, der das Diagramm umgibt. Nachdem Magnus Hirschfeld zunächst im Sinne einer Einleitung die Vorträge, die auf dem Kongress zum zehnjährigen Bestehen der ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik zum Thema „Konstitution und Sexualität“ gehalten wurden, zusammengefasst hat, beginnt er auf Seite 9 mit dem eigenen Text. Er stützt sich darin auf „Naturbeobachtung auf dem Gebiete sexueller Varianten“.¹⁶ „Auf die Erfahrungstatsache gestützt, daß jeder Geschlechtscharakter für sich variieren kann, gründete ich die Systematisierung der sexuellen Zwischenstufen, wobei ich mich von Anfang an gegen die alsbald auftauchende Bezeichnung dieses von mir nur als *Einordnung* gedachten Prinzips als ‚Zwischenstufen-Theorie‘ wandte.“¹⁷ Dieser Satz sagt etwas über Hirschfelds Herangehensweise und sein Selbstverständnis als Wissenschaftler aus: Er beruft sich auf Erfahrungen mit und Beobachtungen an Menschen, in denen sich die Verschiedenheit von Geschlechtscharakteren gezeigt hat, und will diese systematisieren und einordnen. Darin drückt er eine Wertschätzung dem Bestehenden gegenüber aus und begründet sein Schema ausgehend von den Phänomenen. In der Folge erklärt er die sexuellen Neigungen einer Person nur als „eine sekundäre Ausdrucksform seines psychobiologischen Gesamthabitus.“¹⁸ Sexualität soll also nicht isoliert betrachtet oder überbewertet werden.

Ab Seite 11 bezieht er sich konkret auf das Schema: „Den Ausgang für das Studium intersexueller Erscheinungen bildete die *Homosexualität* des Mannes und des Weibes.“¹⁹ Dieser Satz verdeutlicht die bewusste Entscheidung, den Begriff der Homosexualität an die Spitze der Grafik zu setzen. Hiermit nimmt er eine Umkehrung der traditionell höheren Bewertung von Heterosexu-

¹² Laut Herrn war der Leitgedanke schon in frühen Arbeiten enthalten, Hirschfeld formulierte die Theorie erstmals öffentlich in einem Vortrag 1904 in Breslau. Hirschfeld wehrte sich zunächst gegen diesen Begriff, die Rezeption jedoch trug die Bezeichnung weiter. Näheres siehe Herrn 2009, S. 290.

¹³ Herrn 2009, S. 290.

¹⁴ Herrn 2009, S. 290.

¹⁵ Herrn spricht diesbezüglich von einer Aporie: "Die Aporie der Zwischenstufentheorie besteht letztlich darin, dass sie auf den Resultaten des Diskurses der Geschlechterpolarisierung des 19. Jahrhunderts – von denen sich H. trotz aller Bemühungen nicht lösen konnte – aufbaut, wobei sie die Überwindung der Geschlechtergrenzen zum Ziel hat." Herrn 2009, S. 290.

¹⁶ Hirschfeld 1923, S. 9.

¹⁷ Hervorhebung im Original. Hirschfeld schreibt im Jahrbuch 1923, er ziele auf keine Theoriebildung, nur auf die Einordnung von Naturbeobachtungen (S. 9). Magnus Hirschfeld spricht lieber von der „Lehre der Zwischenstufen“. Andreas Seek dazu: „[...] weil er die Lehre nicht ‚bloß [als] eine Theorie‘ sah, sondern um die Beschreibung von Erscheinungen, die seit den Ursprüngen menschlicher Kultur überliefert wurden.“ Andreas Seeck: „Einführung“, in: Ders. (Hg.): *Durch Wissenschaft zur Gerechtigkeit? Textsammlung zur kritischen Rezeption des Schaffens von Magnus Hirschfeld*, Münster 2003, S. 7-23, hier S. 18, Fn. 26.

¹⁸ Hirschfeld 1923, S. 10.

¹⁹ Hervorhebung im Original. Hirschfeld 1923, S. 11.

alität vor. Diese Umwertung zeichnet zwar nichts weiter als seinen wissenschaftlichen Blickpunkt nach, der Homosexualität besonders berücksichtigt (vgl. den Titel der Jahrbücher) oder von ihr ausgeht (s.o. „Den Ausgang ... bildete ...“), erscheint jedoch in ihrer grafischen Aufbereitung als klare Herausforderung an mehrheitliche, normative/normale²⁰ Sexualvorstellungen damals wie heute.

Hirschfeld studiert den *konstitutionellen* Charakter ‚intersexueller Erscheinungen‘, d.h. er begründet ihn einerseits „durch die absolute Beständigkeit der homosexuellen Triebrichtung vom Erwachen bis zum Erlöschen des Geschlechtstriebes [...], die gänzlich unabhängig von Einflüssen ist, die man bis dahin gewöhnlich für ihre Entstehung heranzog (wie Uebersättigung, Reizung, Verführung, Erlebnisse)“.²¹ Somit würden der Trieb und seine Richtung außerhalb der (zwischen-)menschlichen Einflussphäre liegen. Hirschfeld will damit vor allem das Bild des homosexuellen Verführers/der homosexuellen Verführerin und die Annahme der Situationsbedingtheit von Homosexualität entkräften.²² Eine zweite Begründung der intersexuellen Konstitution am Beispiel der homosexuellen Konstitution liefert ihm „die *Typenverwandtschaft* homosexueller Persönlichkeiten“.²³

Die Gemeinsamkeiten dieser Typen führt er als „relativ häufige[n] virile[n] Einschlag bei homosexuellen Frauen, de[n] entsprechend feminine[n] bei homosexuellen Männern“ aus. Allerdings erwähnt er einschränkend auch das Vorkommen „sehr weibliche[r] homosexuelle[r] Frauen“ und „sehr männliche[r] homosexuelle[r] Männer“.²⁴

Traditionelle Definitionen von Männlichkeit und Weiblichkeit fließen auf der von Hirschfeld so genannten „körperlichen“ (= linken) Seite und auf der „seelischen“ (= rechten) Seite des Diagramms ein.²⁵ In heutige westliche Denkmodelle übersetzt, würde man in der Sexualwissenschaft eher von somatischen und psychosexuellen Konstitutionen sprechen.

Diese Kodierung der linken und der rechten Hälfte des Schemas lässt einen Rückschluss über die Bedeutung der Mittelposition von Homo-/Heterosexualität und Infantilismus zu: den nämlich, dass Hirschfeld diese Typen als körperliche *und* seelische Kategorien versteht.

Beim Versuch des Zusammenlesens von Grafik und Text wird besonders deutlich, wie groß die Unterschiede zwischen schematischer Darstellungsweise und schriftlicher Form sind. Zugleich bleibt es schwer verständlich, warum Hirschfeld mit kategorialen Begriffen arbeitete, und sie mit relativ wenigen vereindeutigenden Verbindungslinien verband, wo es ihm doch um die Darstellung einer unendlichen Vielzahl von sexuellen und geschlechtlichen Variationen ging.²⁶

²⁰ Annette Runte hat dem Schema die eingeklammerten Begriffe [NORM] zur Heterosexualität und [ANOMALIE] zur Homosexualität hinzugefügt, wobei sie m.E. eine ‚Richtigstellung‘ von Hirschfelds Umkehrung des normativen Bewertungsmusters anstrebt. Siehe Annette Runte: „Zwischenstufen, Häufungskurven, Drehpunkt- und Pfadwegmodelle. Über moderne Topographien geschlechtlicher Devianz und ihre ‚trans-sexuelle‘ Normalisierung“, in: Ute Gerhard, Jürgen Link, Ernst Schulte-Holtey (Hg.): *Infografiken, Medien, Normalisierung. Zur Kartografie politisch-sozialer Landschaften*, Heidelberg 2001, S. 265-293, hier S. 271.

²¹ Hirschfeld 1923, S. 11.

²² „Gibt es eine homosexuelle Konstitution, so gibt es keine homosexuelle Verführung.“ Hervorhebung im Original. Magnus Hirschfeld: *Geschlechtskunde aufgrund dreißigjähriger Forschung und Erfahrung bearbeitet*, Bd. I, Stuttgart 1926, S. 563.

²³ Hervorhebung im Original. Hirschfeld 1923, S. 11.

²⁴ Hirschfeld 1923, S. 11.

²⁵ „Nach der körperlichen Seite leiten die erwähnten andersgeschlechtlichen Einschläge hinüber zur *Gynandromorphie* [ein Synonym für Androgynie], nach der seelischen zu adäquater Außenprojektion der Persönlichkeit in der Lebensgestaltung, wofür der *Transvestismus* das markanteste Beispiel bietet.“ Hervorhebung im Original. Hirschfeld 1923, S. 11.

²⁶ „Entsprechend der Tatsache, daß jedes Individuum aus *vielen Tausenden* von Erblichkeiten besteht, und zwar sowohl mütterlichen als väterlichen Genen, kann die Anzahl möglicher und vorhandener Biotypen nicht hoch genug veranschlagt werden.“ Hervorhebung im Original. Hirschfeld 1923, S. 12.

Bei der Untergliederung verschiedener Typen von männlichen Transvestiten betrachtet Hirschfeld deren Partner_innenwahl genauer. Übrigens geht Hirschfeld oft vom männlichen Standard aus,²⁷ weibliche Erscheinungsformen werden regelmäßig an zweiter Stelle oder überhaupt nicht beschrieben, zum Beispiel beim Transvestismus oder Infantilismus.²⁸

Seelische Mannweiblichkeit sei beispielsweise meist mit einem „typisch atypisch[en]“ Sexualziel verknüpft, das „vom begehrten Sexualobjekt des sogenannten Vollmannes und Vollweibes Abweichungen zeigt“²⁹. Er geht auf hetero-, homo-, bi- und asexuelle Transvestiten ein, wobei die Beschreibung von Heterosexualität am deutlichsten eine Ergänzungs- oder Ausgleichsthese wiedergibt: Entweder ist ein Transvestit „heterosexuell, indem er eine Ergänzung in einer Person des anderen Geschlechts findet, jedoch meist in einer, bei der der Grad ihrer Mannheit dem Grade seiner Weibheit entspricht und umgekehrt“³⁰, oder ein Transvestit ist bisexuell und findet Partner_innen unter femininen Männern und virilen Frauen (der Ausgleich ist also in jedem_r der Partner_innen vorhanden). Diese Ausgleichsbehauptungen erinnern an Otto Weiningers Thesen. Hirschfeld zitierte ihn immer wieder in seinen Texten,³¹ was angesichts Weiningers Antisemitismus und Mysogynie irritiert.³²

„[K]raß“ ist für Hirschfeld ein Überschreiten der Klassengrenzen.³³ Er beschreibt das Tragen von Dienstmädchenkleidung durch Männer als eine besondere Art von Transvestismus.³⁴ Die Personen, die das tun und in „ihrer ganzen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Stellung zu allem andern eher als zur Verrichtung niederer Dienste berufen scheinen“ und doch „mit größter Aktivität größte Passivität anstreben“,³⁵ sexualisieren so bestimmte damit verbundene Tätigkeiten, die ihrer Klasse und Herkunft widersprechen. Auch das also ist ein Beispiel für die Anziehung der Gegensätze.

Hirschfeld leitet die Leser_innen an beiden Strängen des Schemas hinunter: „Verfolgen wir die Intersexualität von der Homosexualität aus über die gynandropomorphe Körperlichkeit [= Androgynie] und den seelischen Transsexualismus [= Transvestismus] nach beiden Seiten weiter, so gelangen wir in lückenhafter Konstitutionsreihe auf der einen Reihe zu *den Vorstufen des Hermaphroditismus*, auf der anderen zu der *metatropischen* Gefühlseinstellung gegenüber dem andern Geschlecht, der *Agressionsinversion*.“³⁶

²⁷ Rüdiger Lautmann hingegen sieht ihn wegen seiner Nähe zur Frauenbewegung im Widerspruch zur herrschenden ‚männlichen Sexualkultur‘ seiner Zeit. Rüdiger Lautmann: „Mit dem Strom – gegen den Strom. Magnus Hirschfeld und die Sexualkultur nach 1900“, in: Elke-Vera Kotowski, Julius H. Schoeps (Hg.): *Magnus Hirschfeld. Ein Leben im Spannungsfeld von Wissenschaft, Politik und Gesellschaft*, Berlin 2004, S. 293-313, hier S. 309.

²⁸ Anmerkung n1: Es bereitet Schwierigkeiten bei längerer Beschäftigung angesichts der klaren Geschlechterdifferenzierung von Magnus Hirschfeld den Unterstrich, also den Gedanken einer nicht-bipolaren Geschlechtlichkeit beizubehalten.

²⁹ Beide Stellen: Hirschfeld 1923, S. 12.

³⁰ Hirschfeld 1923, S. 12.

³¹ Auch im Vorwort zum Jahrbuch erwähnt er Weiningers *Geschlecht und Charakter* (1920), Hirschfeld 1923, S. 5.

³² „Der rassistische Antisemitismus war voll von Bildern ‚jüdischer Weiblichkeit‘, wie sie Otto Weiniger besonders deutlich beschrieben hat, und zugleich durchsetzt von sexuellen Unterstellungen, die ‚den Juden‘ zum Mädchenhändler und ‚Rassenschänder‘ machten.“ Christina von Braun: „Gibt es eine ‚jüdische‘ und ‚christliche‘ Sexualität? Sexualität und Säkularisierung“ (2001), in: Franziska Frei Gerlach, Annette Kreis-Schinck, Claudia Opitz, Béatrice Ziegler (Hg.): *Körper-Konzepte*, Münster 2003, S. 145-167, hier S. 147.

³³ Hirschfeld 1923, S. 13.

³⁴ Vgl. die Ausführungen zu Drag/Transvestismus als Parodie von Geschlecht und Klasse in: Nanna Lüth: „queens of kunstvermittlung“, in: NGBK (Hg.): *Kunstcoop*©, Berlin 2002, S. 60-76, hier S. 66.

³⁵ Hirschfeld 1923, S. 13. Die Gleichsetzung von Dienstmädchenarbeit mit Passivität sagt definitiv mehr über die gesellschaftliche Bewertung dieser Arbeit als über deren tatsächliche Leichtigkeit. Vgl. Renate Lorenz: *Aufwändige Durchquerungen. Subjektivität als sexuelle Arbeit*, Bielefeld 2009.

³⁶ Hervorhebung/Schreibweise wie im Original. Hirschfeld 1923, S. 14.

Im Text bewegt sich Hirschfeld über die Vorstufen des Hermaphroditismus weiter zum Infantilismus, zur Bisexualität und zum Metatropismus.³⁷

Nach Ausführungen über weiblichen und männlichen Hermaphroditismus³⁸ zweigt der Autor beim Stichwort ‚Mikrorchie‘ (verkleinerte Hoden)³⁹ in den ‚*Seitenstrang* des Infantilismus‘⁴⁰ ab. In den anschließenden Absätzen geht es ihm um die offenbar schwierige Abgrenzung zwischen Hermaphroditismus und infantilen Entwicklungen – wie dem sogenannten ‚Hochwuchskümmerer‘⁴¹ – beim Mann.

Beim Infantilismus, der im Mittelpunkt der Grafik steht, legt Hirschfeld zunächst dar, worüber er nichts sagen wird, nämlich über den psychosexuellen Infantilismus und schreibt dann dennoch darüber. Er begründet die angekündigte Auslassung damit, dass der psychosexuelle Infantilismus „nicht mehr in den Bereich der intersexuellen Konstitutionen fällt“.⁴² Im gleichen Atemzug betont er jedoch dessen Relevanz und gibt das Beispiel eines 35-jährigen Mannes von „knabenhaftem Aussehen und Benehmen“,⁴³ der angeklagt war, kleine Mädchen in seinen Laden gelockt und mit der Hand auf den nackten Po geschlagen zu haben. Man ahnt, dass er hier äußerst widerwillig auf pädophiles Verhalten zu sprechen kommt.

In der Folge geht er auf Mischformen von und die Grenzziehung zwischen Infantilismus auf der einen Seite und persistierender Jugendlichkeit und Homosexualität auf der anderen Seite ein, wobei es in bestimmten Fällen „zum Überschreiten der erlaubten Zärtlichkeitsgrenze“ gegenüber Jugendlichen kommt, zu „Handlungen, die [...] als ‚objektiv unzüchtig‘“⁴⁴ ausgelegt werden. Die überaus differenzierten und vorsichtigen Formulierungen Hirschfelds in Hinblick auf diesen Bereich, über den er sich eigentlich nicht äußern wollte, zeigen meines Erachtens seinen Konflikt mit dem Sexualtyp des Pädophilen, der Hirschfeld an die Grenzen seiner Toleranz und seiner emanzipatorischen Agenda bringt. Hierin mag einer der Gründe liegen, warum der Infantilismus auch in der Grafik so zentral und bodenlos (wie ein Trichter oder eine Falle) angelegt ist. *Hirschfeld trapped*.⁴⁵

Auffällig ist auch, dass er an dieser Stelle vier andere Autoren⁴⁶ zitiert und sich deren Argumentationen zur Seite stellt – vielleicht, um die eigenen Gedanken über das Thema weniger ausführen zu müssen. Mit Friedländer hebt er den „Antifeminis[mus]“ der Päd- bzw. „Ephebophilen“ hervor.⁴⁷

Den Ausgleich, die intersexuelle Harmonie, biete in ähnlichen Fällen die Verheiratung eines solchen ‚Erostypen‘ mit einer metatropisch veranlagten Frau (wörtlich mit dem „geistigen oder

³⁷ Über Vorstufen des Hermaphroditismus schreibt er auf den S. 15-16, über Infantilismus auf S. 16-19, über Bisexualität auf S. 20 und über Metatropismus auf S. 21. Alle Seitenangaben: Hirschfeld 1923.

³⁸ Hirschfeld 1923, S. 14-15.

³⁹ Hirschfeld 1923, S. 15.

⁴⁰ Hervorhebung im Original. Hirschfeld 1923, S. 17.

⁴¹ „Hier dürfte den Wachstumsdrüsen mindestens die gleiche, wenn nicht höhere konstitutionsbildende Bedeutung zukommen wie den [...] Geschlechtsdrüsen“, Hirschfeld 1923, S. 16.

⁴² Hirschfeld 1923, S. 16.

⁴³ Hirschfeld 1923, S. 16. § 176, Absatz 3 des Reichsstrafgesetzbuches stellte damals „unzüchtige Handlungen mit Personen unter vierzehn Jahren“ unter Strafe. [[http://de.wikisource.org/wiki/Strafgesetzbuch_für_das_Deutsche_Reich_\(1871\)](http://de.wikisource.org/wiki/Strafgesetzbuch_für_das_Deutsche_Reich_(1871))], abgerufen 10.12.2012]. Der Paragraph besteht bis heute, allerdings ist darin inzwischen von „sexuellen Handlungen“ die Rede.

⁴⁴ Beide Stellen: Hirschfeld 1923, S. 18.

⁴⁵ Damit soll nicht behauptet werden, dass Hirschfeld persönlich von Infantilismus gefangen genommen wurde oder ähnliches, sondern dass seine Theorie hier in eine scheinbar ausweglose Situation gerät.

⁴⁶ Hans Blüher, Benedikt Friedländer, Gustav Wynekens, Gustav Jäger. Hirschfeld 1923, S. 18-20.

⁴⁷ Hirschfeld 1923, S. 18-19.

mütterlichen Weibe“), bei der er „den Halt und die Stütze“ sucht und findet, die ihm seine „jugendlichen Freunde und Kameraden im allgemeinen noch nicht gewähren können“.⁴⁸ So gelangt Hirschfeld in seinem Text vom Infantilismus zu einer Form von kompensierender Bisexualität und zum Metatropismus.⁴⁹ Über andere infantilistische Ausprägungen, von denen es in der Zwischenstufen-Theorie drei weitere Grundformen⁵⁰ gibt, die für Hirschfeld in Intersexualität inbegriffen sind, wird hier nichts gesagt.

Im Feld der Bisexualität scheint Hirschfeld alle Uneindeutigkeiten und Mischungen zu verorten, die der grundlegenden Polarität widersprechen, wie zum Beispiel „kompliziertere bisexuelle Mischungen aktiver und passiver Komponenten, im Extrem höriger und herrischer, inkubistischer und sukkubistischer⁵¹ oder masochistischer und sadistischer Gefühlsmomente“.⁵²

Im nächsten Schritt schließt er an die oben erwähnten Ideen von einem ‚ausgewogenen‘ Verhältnis von Virilität und Feminität bei der Sexualpartner_innenwahl an. Er spricht von der „*metatropischen* Gefühlseinstellung“ als „*A[g]gressionsinversion*“.⁵³ Metatropismus ist eine Wortschöpfung Hirschfelds; er versucht damit das Konzept des Sadismus/Masochismus zu ersetzen. In Anlehnung an den Heliotropismus von Pflanzen (ihre Ausrichtung nach dem Licht) versteht er unter ‚sexuellem Tropismus‘ die *Ausrichtung des Sexualverhaltens*. „Männer seien sexuell angreifend, werbend, erobernd, beweglich und keimstreuend, also aktiv. Frauen seien dagegen umworben, gewährend, empfangend, im Koitus unten liegend, d.h. passiv.“⁵⁴ „Bezeichnen wir das normale Verhalten der Geschlechter untereinander als sexuellen Tropismus, so können wir ein derartig abnormales Verhalten, in dem das Weib die aktive, der Mann die passive Rolle spielt, Metatropismus nennen.“⁵⁵

Beim Metatropismus diagnostiziert Hirschfeld ein „vollständige[s] oder nahezu völlige[s] Zurücktreten homosexueller Regungen“,⁵⁶ das heißt, er koppelt ihn an eine heterosexuelle Objektwahl. Metatropismus im Sinne der Aggressionsumkehr ist offensichtlich eindeutiger zu bestimmen, wenn man von einer angeborenen Aggressivität bei Männern und einer ebensolchen Passivität bei Frauen ausgeht. Auf der Basis der Annahmen geschlechter-differenter Eigenschaften könne bei einem homosexuellen Paar nur ein_e Partner_in entsprechend der Vorstellungen eines harmonischen Sexuallebens mit einem komplementären Gegenüber metatropisch glücklich werden. So gelingt ihm der Anschluss des Metatropismus an die „normalsexuellen‘ Konstitutionstypen in ihrer endlosen Mannigfaltigkeit“.⁵⁷ Damit räumt er auch der Heterosexualität Vielfältigkeit ein.

⁴⁸ Beide Stellen: Hirschfeld 1923, S. 20.

⁴⁹ Hirschfeld 1923, S. 21.

⁵⁰ Dazu gehören der genitale, körperliche und der psychische Infantilismus, die unterschiedliche Formen des „Stehenbleiben[s] von Körper oder Seele auf einer jüngeren Stufe“ bezeichnen. Siehe [www.hirschfeld.in-berlin.de/institut/de/theorie/theo_16.html, abgerufen am 3.12.2012].

⁵¹ Hiermit muss Hirschfeld die Position der oben oder unten liegenden Person beim sexuellen Verkehr gemeint haben (von lat. *incubare*: liegen auf).

⁵² Er weist im Anschluss auf „echte Bisexualität in allen möglichen Formen und Abstufungen“ hin, „nicht nur eine solche, bei denen das ergänzende und anziehende Sexualziel ein bei beiden Geschlechtern vorkommender androgyner Typus ist, bei denen es sich also um Männer und Frauen handelt, die im Weibe das Männliche und im Manne das Weibliche suchen“, Hirschfeld 1923, S. 21.

⁵³ Hervorhebung im Original. Hirschfeld 1923, S. 14.

⁵⁴ [www.hirschfeld.in-berlin.de/institut/de/theorie/theo_07.html, abgerufen am 3.12.2012].

⁵⁵ Hirschfeld 1917, vermutlich in seiner *Sexualpathologie*, ohne weitere Angabe zitiert in der e.g. Website: www.hirschfeld.in-berlin.de/institut/de/theorie/theo_07.html.

⁵⁶ Hirschfeld 1923, S. 21.

⁵⁷ Hirschfeld 1923, S. 21.

Sowohl der Versuch der Löschung von Pädophilie aus seinem System der Zwischenstufen als auch die Heterosexualisierung von Metatropismus sind Teile einer Strategie der Normalisierung, die sich der zeitgenössischen Pathologisierung von Homosexualität wie von anderen sexuellen ‚Abweichungen‘ entgegen stellen.⁵⁸ Gleichzeitig steht die von Hirschfeld erklärte Diversifizierung der Heterosexualität für deren *Denormalisierung*.

Angesichts der beschriebenen Wendungen des Textes und der Anpassungsfähigkeit seiner Begriffsbildung lässt sich vermuten, wie stark Hirschfeld in seinem System um Harmonie und Ausgleich bemüht war. Dass er dabei über offensichtliche Gegensätze zu der damaligen Mehrheitsmeinung hinwegging, besonders in Anbetracht nationalistischer Kräfte, war ihm sicher bewusst.⁵⁹

Das Schema bringt dieses Anliegen durch seinen symmetrischen Aufbau und durch seine grafische Ausgewogenheit zum Ausdruck.⁶⁰ Auf visueller Ebene entsprach es Hirschfelds aufklärerischem Interesse, auf tradierte Formen zurückzugreifen, um sich so Sehgewohnheiten zunutze zu machen. Hinter der anerkannt wissenschaftlichen⁶¹ Diagrammform ließen sich so bis zu einem gewissen Grad reformerische Inhalte verstecken.

6.1.4 Eine Spur/Kulturelle Einschreibung

Der kabbalistische Lebensbaum, ein sechseckiges Symbol sieht dem Hirschfeldschen Schema außerordentlich ähnlich. Der *Baum des Lebens* (vgl. Abb. 10, S. 67) ist das zentrale diagrammatische Zeichen der jüdischen Geheimlehre der Kabbala. Er besteht aus zehn Sephiroth und zehn verschiedenen Stufen der Manifestation bzw. Namen Gottes, die an den Ecken und Linien der geometrischen Lebensbaumdarstellung verortet sind.⁶² Diese zehn Urzahlen versinnbildlichen zusammen mit den 22 Buchstaben des hebräischen Alphabets den gesamten Schöpfungsplan. Im Lebensbaum kommen sie in Form von zehn Kreisen vor, von denen links und rechts je drei und in der Mitte vier übereinander angeordnet (der unterste mittlere Kreis findet im Hirschfeldschen Schema jedoch keine Entsprechung) und durch Linien verbunden sind.

Der erste Eindruck einer Ähnlichkeit zwischen dem *Baum des Lebens* und dem *intersexuellen Konstitutions- und Variationsschema* wirft allerdings ein Problem auf, weil Hirschfeld sich – laut der mir vorliegenden Biografie und anderer Quellen – wenig mit Religiosität bzw. seiner jüdischen Herkunft identifiziert hat und es keine Anhaltspunkte für eine Übernahme kabbalisti-

⁵⁸ Vgl. Herrn 2009, S. 289. Herrn beschreibt zwei „grundlegende Tendenzen“ bei Hirschfeld: die der Objektivierung, zu der er „Ansätze, biologische Ursachen der Homosexualität nachzuweisen“ zählt, und die der Normalisierung, die sich von Pathologisierung, aber auch von Idealisierung absetzt.

⁵⁹ „[S]chon 1920 hatten ihn rechte Horden auf offener Straße in München niedergeschlagen [...]“, Herrn 2009, S. 288.

⁶⁰ Rainer Herrn hat „die einzige, abstrakte Illustration, in der die Zwischenstufen ins Verhältnis gesetzt werden“ einem Zitat von Hirschfeld aus der *Geschlechtskunde* (1926) gegenüber gestellt, der folgenden Aussage: „Alle diesen sexuellen Varietäten bilden einen geschlossenen Kreis, in dem gewisse Zwischenstufen nur besonders markante Punkte darstellen, zwischen denen aber [...] lückenlose Verbindungslinien [bestehen].“ Herrn 2008, S. 184, 185. Zitat von Magnus Hirschfeld aus: Ders.: *Geschlechtskunde*, Bd.1, Stuttgart 1926, S. 599.

⁶¹ Vgl. die Einführung zur Geschichte und Bedeutung des Diagramms, S. 5 ff.

⁶² Etwas ausführlicher: „Zentrales Symbol der Kabbala ist der Lebensbaum oder Weltenbaum, der aus zehn Sephiroth [...] besteht. Über diese zehn Stufen bewegt sich Gott aus sich selbst heraus und kehrt auch wieder in sich selbst zurück.“ Marion Zerbst, Werner Waldmann: *DuMonts Handbuch Zeichen und Symbole. Herkunft, Bedeutung, Verwendung*, Köln 2003, S. 121.

Sephiroth ist der Plural des hebräischen Wortes ‚Sephira‘, was ‚Ziffer‘ bedeutet. Auch dem deutschen Begriff ‚Ziffer‘ ist seine etymologische Herkunft aus dem Arabischen noch anzumerken.

scher Gedanken oder Symbole gibt.⁶³ Somit müsste die ästhetische Verwandtschaft, da Hirschfeld die Entscheidung dafür sehr wahrscheinlich nicht bewusst getroffen hat, dennoch angesichts seiner Herkunft nicht allzusehr verwundern und möglicherweise einen Widerhall im „kollektiven Unbewussten“⁶⁴ seiner Leser_innen gefunden haben.

Ich werde nun dieser Ähnlichkeit auf den Grund gehen, das heißt die Bezüge zwischen dem *Intersexuellen Konstitutions- und Variationsschema* und dem *Baum des Lebens* überprüfen, um so genauer die visuelle Politik des zu analysierenden Hirschfeldschen Diagramms beurteilen zu können.

⁶³ Manfred Herzer schreibt dazu: „Die jüdische Religion der Eltern, die doch dem Leben der Familie ein entscheidendes Gepräge gegeben haben muß, wird niemals erwähnt, so oft Hirschfeld auch über sein Elternhaus, sein „ausgezeichnetes Elternpaar“, seine Kindheit und Jugend berichtet. Die jüdische Herkunft ist ein Tabu, und die damit verbundenen Erfahrungen der Zurückweisung und des Außenseitertums sind der Reflexion, jedenfalls soweit es um das geschriebene Wort geht, nicht zugänglich und werden geradezu verleugnet.“ Manfred Herzer: *Magnus Hirschfeld. Leben und Werk eines jüdischen, schwulen und sozialistischen Sexologen*, Frankfurt a.M./New York 1992, S. 16.

„[S]eine Konfession ordnete er, wenn diese Angabe für amtliche Belange notwendig war, als ‚Dissident‘ ein.“ Rainer Herrn: „Magnus Hirschfeld (1868-1935)“, in: Hans Erler, Ernst Ludwig Ehrlich, Ludger Heid: *Meinetwegen ist die Welt erschaffen!. Das intellektuelle Vermächtnis des Judentums. 58 Portraits*, Frankfurt a.M./New York 1997, S. 173-178, hier S. 173, zitiert nach Andreas Seeck: „Einführung“, in: Ders. (Hg.): *Durch Wissenschaft zur Gerechtigkeit? Textsammlung zur kritischen Rezeption des Schaffens von Magnus Hirschfeld*, Münster 2003, S. 17.

⁶⁴ Sabine Hark erklärt diesen Begriff im Zusammenhang mit reflexiver Praxis, die sie zur Basis ihres Verständnisses „[q]ueerer Wissenschaft“ macht. Hierbei bezieht sie sich auf Pierre Bourdieu Forderungen nach Objektivierung und Reflexivität in der Wissenschaft; sie zitiert hier aus Pierre Bourdieu: „Männliche Herrschaft revisited“, in: *Feministische Studien*. 15/2, 1997, S. 88-99. Sabine Hark: „Umstrittene Wissensterritorien. Feminismus und Queer Theory – Reflexivität als Programm“, in: Ursula Ferdinand, Andreas Pretzel, Andreas Seeck (Hg.): *Verqueere Wissenschaft?: Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Sexualreformbewegung in Geschichte und Gegenwart*. Münster 1998, S. 13-24, hier S. 22.

Vergleich des *Intersexuellen Konstitutions- und Variationsschema* mit dem *Baum des Lebens*

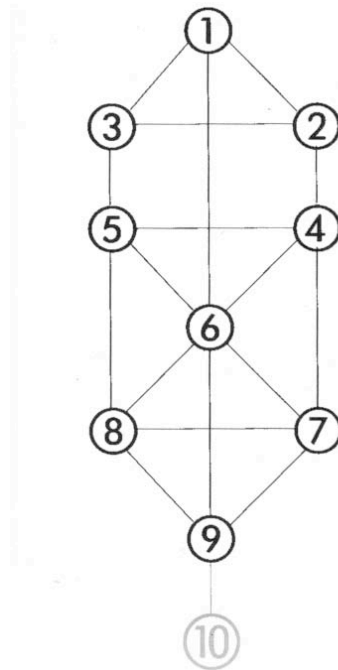
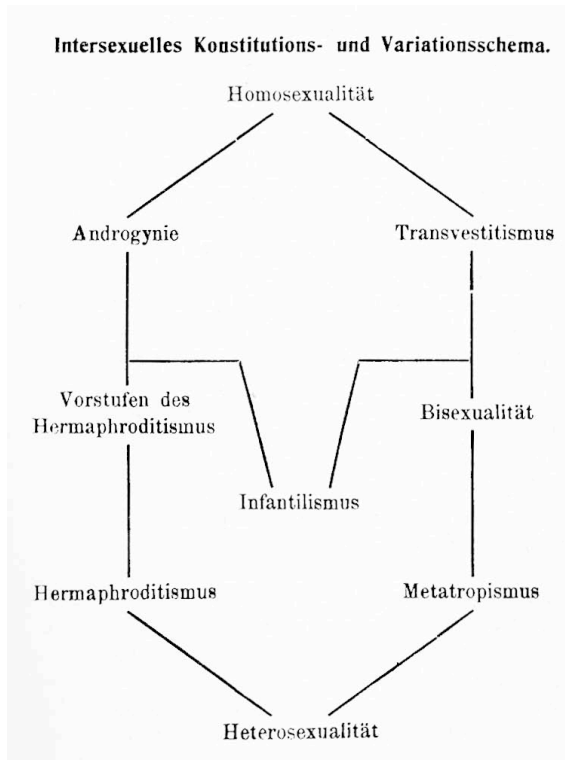


Abb. 9 (links): Magnus Hirschfeld, *Intersexuelles Konstitutions- und Variationsschema* (1932)
 Abb. 10 (rechts): *Der Lebensbaum mit den zehn Sephiroth* (2003)

Laut Hans Dieter Leuenbergers *Schule des Tarot*⁶⁵ steht dem exoterischen (also dem nach außen gerichteten, öffentlichen) Bilderverbot im Judentum eine esoterische Wertschätzung der Bilder entgegen. „[D]ie esoterisch Wissenden der Juden, die Kabbalisten“ verwendeten demnach „die Vielfältigkeit der Bilderwelt dafür [...], um immer näher an den Ursprung des Göttlichen zu gelangen.“ Der *Baum des Lebens*, der als ein solches Wissensbild gilt, „wurde zusammen mit dem Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen von Gott im Paradies gepflanzt (1. Mose 2; 9). Diese beiden Bäume symbolisieren zwei Wege zur Erkenntnis, zwei mögliche Pfade zur Begegnung des Menschlichen mit dem Göttlichen“.⁶⁶

Jeder der Bäume steht für einen Teil der Tora,⁶⁷ der Baum der Erkenntnis von Gut und Böse für die mündliche, die jüdische Lebenshaltung bestimmende, und der *Baum des Lebens* für die schriftliche Überlieferung, die mit Mystik und Kontemplation assoziiert wird und die „vom menschlichen Bewußtsein nicht voll und unmittelbar aufgenommen werden kann“.⁶⁸

⁶⁵ Hans Dieter Leuenberger: *Schule des Tarot* Bd. I „Das Rad des Lebens - Ein praktischer Weg durch die große Arkana“ und Bd. II „Der Baum des Lebens – Tarot und Kabbala“, Freiburg 1981/1982 (Bd. I zitiert nach 5. Aufl. 1988; Bd. II zitiert nach 3. Aufl. 1987). Leuenbergers Bd. III spielt für meine Recherche keine Rolle.

⁶⁶ Leuenberger Bd. II/1987, S. 49.

⁶⁷ Die Tora ist der erste Teil der hebräischen Bibel. Sie besteht aus den fünf Büchern Mose, die das Volk Israel nach der Darstellung der Tora am Berg Sinai erhalten hat. Laut traditioneller jüdischer Überlieferung erhielt Israel über Mose jedoch nicht nur die schriftliche Tora, sondern auch deren mündlich überlieferte Auslegung.

⁶⁸ Gershom Scholem: *zur Kabbala und ihrer Symbolik*, Frankfurt a.M. 1998, S. 93.

Der „Baum der Erkenntnis [wurde] zum Baum der Beschränkungen, der Verbote und Abgrenzungen, während der Baum des Lebens der Baum der Freiheit war, [...] in dem alles auf die Einheit des göttlichen Lebens hinwies, das noch von keinen Beschränkungen, von der Macht des Todes und all den anderen negativen Aspekten des Lebens, betroffen war, die erst nach dem Sündenfall [d.i. je nach Auslegung dem Tanz um das goldene Kalb oder die Vertreibung aus dem Paradies] erschienen.“⁶⁹ Damit hat der *Baum des Lebens* eine utopische Seite.

Er repräsentiert die Ordnung der Schöpfung – vgl. Hirschfelds Wunsch nach bloßer Einordnung⁷⁰ – und dient dazu, dass der Mensch „indem er sich [...] einordnet, den ihm gemäßen Weg“ findet.⁷¹ Diese Schöpfung ist nur fassbar in den Wirkungen von Kräften. Die zehn Sephiroth repräsentieren verschiedene Aspekte jener „objektiven Kräfte“,⁷² die im Universum wirken. Ihre Nummerierung stellt zwar eine Reihenfolge, aber keine Wertskala dar. Diese Wertfreiheit gegenüber unterschiedlichen Erscheinungsformen von Wirklichkeit⁷³ entsprach sicher der Politik und Weltanschauung von Hirschfeld, die ja grundsätzlich auf Toleranz und Gleichstellung – zum Beispiel in Form von Straffreiheit für homosexuelle Lebensweisen – ausgerichtet war.

Leuenberger nennt den Baum des Lebens auch ein magisches Bild, wobei magisch hier bedeutet, dass es „eine verändernde Wirkung auf die Psyche“ der Betrachter_innen hat: „Das magische Bild ist zunächst einmal ein Bild, eine gegenständliche Darstellung, durch die das Ganze, der Hintergrund einer bestimmten Sache, zum Ausdruck gebracht werden soll. Die Definition als „gegenständliche Darstellung“ unterscheidet es „deutlich vom Symbol“.⁷⁴ Magische Bilder seien – Leuenberger bezieht sich hier auf C.G. Jung – „Teil des kollektiven Unbewussten“⁷⁵ geworden.

Das Konzept eines solchen Wissensbildes könnte für Magnus Hirschfeld, den Wissenschaftler und überzeugten Aufklärer mit dem Leitspruch „Durch Wissenschaft zur Gerechtigkeit!“, auch entgegen seinem religiösen Ursprung einen Reiz gehabt haben. Die Kabbala (hebr. קבלה - auf den hebräischen Wortstamm q-b-l zurückgehend – meint ‚Überlieferung‘, ‚Übernahme‘ und ‚Weiterleitung‘) hatte immer auch eine wissenschaftliche Bedeutung.⁷⁶ Wissen im kabbalistischen Sinne muss angewendet werden. Denn „Wissen, das allein in sich und für sich besteht, ist tot. Nur das Wissen, das der Mensch in seinem täglichen Leben anwendet und nutzt, ist wirklich lebendiges Wissen. Daraus folgt, dass Wissen zu bewahren ebenso wichtig ist wie Wissen zu erwerben.“⁷⁷ Der *Baum des Lebens* kann sowohl dem Bewahren von Wissen dienen, wie dem Gewinnen neuer Erkenntnisse durch die Vielschichtigkeit seiner Bedeutungsebenen und der damit verknüpften Bilder.

Der *Baum des Lebens* steht auf dem Kopf, weshalb eine Lektüre, die die ‚Ganzheit‘ der Darstellung erfassen will, oben anfangen muss. Eine Lektüre verlief dann so, dass mit der zunehmenden ‚Bodennähe‘ die Komplexität der Stationen zunahm.⁷⁸

⁶⁹ Scholem 1998, S. 94.

⁷⁰ Vgl. S. 60, besonders Fn. 16.

⁷¹ Leuenberger 1987, S. 49.

⁷² Leuenberger 1987, S. 68.

⁷³ „[J]ede Sephira hat einen ihr eigenen spezifischen Wert, der allen anderen weder über- noch untergeordnet ist [...]“, Leuenberger 1987, S. 80.

⁷⁴ Alle Zitate siehe Leuenberger 1987, S. 93.

⁷⁵ Leuenberger 1987, S. 93.

⁷⁶ Siehe Abschnitt „Sinn der Sephiroth“, [<http://de.wikipedia.org/wiki/Sephiroth>, abgerufen am 1.9.2009].

⁷⁷ Leuenberger 1987, S. 39.

⁷⁸ „Wir beginnen nun also unseren Gang durch den Baum des Lebens. Damit stellt sich sogleich die Frage: Wo beginnen wir? Bei einem Baum draußen in der Natur ist diese Frage sehr einfach zu beantworten. [...] Auch der Baum des Lebens hat eine solche Differenzierung aus seinem Ganzen heraus. Nur steht er, verglichen zum Baum in der Natur, *genau um 180 Grad umgekehrt*. Seine Ganz-

Der Baum ist in zwei Sphären unterteilbar, eine irdische (unten) und eine göttliche (oben). Den zehn Sephiroth werden systematisch Aspekte der irdischen und göttlichen Welt zugeordnet.⁷⁹ Er besteht zugleich aus drei senkrechten Säulen, die die jeweils untereinanderstehenden Sephiroth zusammenfassen. Die äußeren beiden davon sind geschlechtlich codiert, die linke weiblich und die rechte männlich (die mittlere wird als Synthese verstanden).⁸⁰ Sie vertreten zwei polare Prinzipien, jenes der Formgebung (das ist die hemmende Kraft, auch in Form der Verkörperung) und jenes der Belebung (das ist die eruptive Kraft im Sinne einer Energiequelle).

Jedem Sephiroth sind Bilder und Symbole zugeordnet, die eine Annäherung an bestimmte Aspekte der jeweiligen Manifestation zulassen: So verfügt jede der zehn Erscheinungen über einen Gottesnamen, einen Erzengel, ein astrologisches Kraftprinzip, Engel, Symbole, Körperzuordnungen und ein eigenes magisches Bild.

Für die folgende vergleichende Beschreibung greife ich die Aspekte des magischen Bildes und die der Körperzuordnung von fünf Sephiroth nach Leuenberger⁸¹ auf, durch die sich die auffälligsten Bezüge zu Hirschfelds Schema herstellen lassen.

Vorausschicken möchte ich noch zwei deutliche Differenzen zwischen dem intersexuellen Schema und dem *Baum des Lebens*. Hirschfelds Erläuterung der intersexuellen Typen verläuft nicht entlang der Reihenfolge der Sephiroth, die üblicherweise die Rezeption des Lebensbaums bestimmt. Lediglich die Leserichtung von oben nach unten ist identisch.

Außerdem fehlt in Hirschfelds Diagramm ein Gegenstück zur zehnten Sephira. Diese steht in der Kabbala für Malkuth (Königreich, Herrschaft, königliche Würde, Regierung) oder „das Einwohnen Gottes in der Schöpfung“.⁸² Hiermit ist die irdische, die materielle Welt dargestellt, wie sie von den Menschen belebt wird.⁸³ Im Malkuth konzentriert sich die Energie, die sich auf dem Weg durch die vorangehenden Sephiroth angesammelt hat, und kann über die Füße oder den Anus (das sind die beiden zugeordneten Körperteile) in die Erde abgegeben werden. Die Energie fließt dann zurück zur Krone eines nächsten Lebensbaumes, der sich unter dem ersten befindet. Diese Bewegung ist in Zusammenhang zu bringen mit dem Prinzip des *Wie-oben-so-unten*, einem der Grundgesetze der Kabbala.⁸⁴

Im Zusammenhang mit Hirschfelds Praxis als Sexualmediziner wie auch in Anbetracht des Vorhandenseins des Hermaphroditismus in seinem Schaubild, soll die zu Malkuth gehörige Figur des Erzengels⁸⁵ Sandalphon erwähnt werden: „Der kabbalistischen Tradition gemäß ge-

heit ist nicht unten, auf dem Boden zu finden, sondern oben [...]“ Eigene Hervorhebung, Leuenberger 1987, S. 105.

⁷⁹ Vgl. Zerbst, Waldmann 2003, S. 122.

⁸⁰ Leuenberger problematisiert ein zu einfaches Verständnis der geschlechtlichen Konnotationen und ersetzt die sogenannte weibliche Säule durch das Prinzip einer formgebenden Kraft und die sogenannte männliche Säule durch das einer belebenden Kraft. Leuenberger 1987, S. 136.

⁸¹ Leuenberger bemüht sich, „die kabbalistischen Gedankengänge nach Möglichkeit in anschauliche Bilder und Beispiele zu kleiden.“ Er gibt zu bedenken, dass es dadurch zu Vergrößerungen und sogar Verfälschungen kommen könne. Leuenberger 1987, S. 107.

⁸² Zerbst, Waldmann 2003, S. 122.

⁸³ Leuenberger 1987, S. 240.

⁸⁴ Leuenberger 1987, S. 250.

⁸⁵ Leuenberger vergleicht Engel ausgerechnet mit Landkarten! Über Landkarten sagt er zunächst: „Die Landkarte verkleinert die Landschaft maßstabsgetreu auf eine überblickbare Größe und stellt sie gleichzeitig in komplizierten, abstrakten und geometrischen Figuren dar.“ Dann beschreibt er die Vermessung und Kartierung von einem Gebiet auf der Basis von Dreieckskonstruktionen. Demnach ist „[d]as Dreieck [...] eine vom Menschen erdachte, künstliche, abstrakte Figur, die es allerdings erlaubt, von der realen Dimension und Größe der Landschaft einen Begriff zu bekommen. Ähnlich verhält es sich mit Engeln. Die sind eine Art geometrischer Figuren, die dazu dienen, das Wesen des Göttlichen für den Menschen einigermaßen erfahrbar zu machen.“ Leuenberger Bd. I/1988, S. 119-120.

hört es auch zu den Aufgaben von Sandalphon, das Geschlecht des Embryos im Mutterleibe zu bestimmen. Er ist somit Vollstrecker des Gesetzes der Polarität auf der Erde“.⁸⁶ Es wäre durchaus denkbar, dass Hirschfeld diesen Vertreter und Vollstrecker der Geschlechtszuweisung aus seinem System ausschließen wollte (oder nicht benötigte).

Die Suche nach Analogien beginnt am Fuß der Diagramme.

Die neunte Ziffer steht für ‚Jesod‘. Ihr Pendant im intersexuellen Schema ist die Heterosexualität. Hierfür gibt es viele Anzeichen. Das magische Bild von Jesod ist ein „schöner starker Mann mit erigiertem Glied“.⁸⁷ Diese Figur verbindet die linke weibliche mit der rechten männlichen Säule des Lebensbaums und steht damit für Fortpflanzung⁸⁸ und Paarung, die bei aller (Geschlechter-)Polarität auch eine gegenseitige (An-)Erkennung beinhaltet.⁸⁹

Jesods Körperzuordnung erfolgt über die Geschlechtsorgane, „und zwar nicht in symbolischer Weise, sondern ganz direkt in ihrer biologischen Form und Funktion“.⁹⁰ Die neunte Sefhira stellt die Verbindung zu Malkuth her, sie ist „Kontaktstelle zu dem Erdreich“,⁹¹ wobei dieses Erdreich in Hirschfelds Schema, wie gesagt, nicht vorhanden ist.

Die achte Sefhira an der Ecke links unten ist ‚Hod‘. Das magische Bild von Hod ist der Hermaphrodit – die Position dieses Bildes ist identisch mit der des Hermaphroditismus im *Intersexuellen Konstitutions- und Variationsschema*. Die zugeordneten Körperteile sind Lenden und Beine. „Hier ist es, wo der Mensch seine endgültige Form als Mann und Frau erhält [...]“.⁹²

Auf der gegenüberliegenden Seite liegt die siebte Sefhira: ‚Nezac‘. Das magische Bild, „eine wunderschöne nackte Frau mit Bart“⁹³ mag Assoziationen zum Metatropismus von Hirschfeld aufrufen. Mit dem Bart, der als Ausdruck von Wachstum und Energie steht, wird der schönen nackten Frau weniger ein maskulines Aussehen als vielmehr eine ‚männliche‘ Energie zugesprochen. Ein solches Bild korrespondiert mit Hirschfelds Vorstellungen von sexuell aktiven oder bestimmenden Frauen als metatropisch. Nezac ist das Becken als „Zentrum der Emotionen“ zugeordnet, die laut Leuenberger „Lust, Aggression, Lebensfreude“ umfassen.⁹⁴ Verstärkend wirkt hier der Einbezug der Nezac-Symbole Rose und Panther.⁹⁵ Beide verkörpern eine Sinnlichkeit, die jedoch mit Verletzung oder Schmerz Hand in Hand geht. „Beides, Lust wie Schmerz, sind also Auswirkungen von Nezac“.⁹⁶ Nun spricht Hirschfeld zwar nur von *Aggressionsinversion* und weniger direkt von der Abhängigkeit von Lust und Schmerz als sado-masochistische Texte, dennoch wollte er aber gerade mit der Erfindung des Metatropismus ein vergleichbares sexuelles Verhalten benennen.⁹⁷

Zuletzt möchte ich die Analogien zwischen dem mittig gelegenen Punkt des Infantilismus bei Hirschfeld und der sechsten Sefhira ‚Thipharet‘ darlegen. Thipharet hat als einzige Sefhira ein dreiteiliges magisches Bild, welches sich aus einem majestätischen König, einem Kind und

⁸⁶ Leuenberger 1987, S. 244.

⁸⁷ Leuenberger 1987, S. 238.

⁸⁸ Leuenberger 1987, S. 220.

⁸⁹ Leuenberger 1987, S. 223.

⁹⁰ Leuenberger 1987, S. 237.

⁹¹ Leuenberger 1987, S. 222.

⁹² Leuenberger 1987, S. 210.

⁹³ Leuenberger 1987, S. 204.

⁹⁴ Beide Zitate s. Leuenberger 1987, S. 202.

⁹⁵ Allerdings existieren darüber hinaus noch die Symbole der Taube, des Gürtels und der Öllampe, die meine Lektüre von Nezac verunklären würden und auf die ich darum nicht eingehe. Der Abschnitt „Die Symbole“ (betr: Nezac) siehe Leuenberger 1987, S. 198ff.

⁹⁶ Leuenberger 1987, S. 201.

⁹⁷ Vgl. [www.hirschfeld.in-berlin.de/institut/de/theorie/theo_08.html, abgerufen am 3.12.2012].

einem geopfertem Gott zusammensetzt.⁹⁸ Um diese Dreierkonstellation und ihren inhaltlichen Zusammenhang zu erklären, unterscheidet Leuenberger zunächst den majestätischen König von dem erhabenen, also dem *über* der Ebene der Materialisierung stehenden König, der zu ‚Kether‘ gehört. Der majestätische ist also im Sinne eines ‚heruntergestiegenen‘, verkleinerten, ehemals entrückten Königs zu verstehen. Für diese Verkleinerung des Königs stehe das *Kind* – also der König als Kind – und mit dieser freiwilligen Selbstdegradierung bringe der König ein *Opfer*, so Leuenberger.

Betreffend die Körperzuordnungen Brust und Solar-Plexus⁹⁹ sind keine sinnvollen Bezüge zum Infantilismus zu entdecken.

Die Bezüge zwischen der ersten Sefhira Kether und Homosexualität sind mehrdeutig. Kethers magisches Bild ist ein „alter König mit einer Krone auf dem Haupt, dessen Gesicht im Profil gesehen wird“. Die Spitzen der Krone stellen die Verbindung zur göttlichen Energie her, die außerhalb des Erfassbaren liegt. Auch die abgewandte Seite des Gesichts steht für etwas Verborgenes, Ungreifbares. Seine Körperzuordnung ist der Scheitel, womit auf Spiritualität und auf den Kontakt mit einer höheren Sphäre angespielt wird.¹⁰⁰

Der König wird mit einem weißen Bart dargestellt. Dieser Bart soll auf sein Alter verweisen und darauf, dass „er derjenige ist, der von Anbeginn da war und ist“.¹⁰¹ Außerdem steht der Bart für Wachstum und für die Fortsetzung eines unabgeschlossenen Werdensprozesses.¹⁰² „Kether ist das alles Enthaltende“.¹⁰³ Ob hierin die selbstironische Idealisierung eines älteren Homosexuellen, eine Darstellung von spiritueller wie sexueller Souveränität oder nichts von beidem, zu sehen ist, kann ich aktuell nicht entscheiden.

In einer Gesamtschau ist außerdem zu bemerken, dass in Hirschfelds Modell Homosexualität, Androgynie und Transvestitismus den Platz abstrakter, überirdischer Konstitutionen einnehmen, während Heterosexualität den einer irdischen, aber dafür sehr komplexen Artikulation einnimmt.

Falls das Diagramm also nicht in bewusster Anlehnung an den Lebensbaum entworfen wurde, wären die beschriebenen parallelen Besetzungen der einzelnen Koordinaten erstaunlich.

⁹⁸ Leuenberger 1987, S. 185ff.

⁹⁹ Leuenberger 1987, S. 185.

¹⁰⁰ Leuenberger 1987, S. 115.

¹⁰¹ Leuenberger 1987, S. 116.

¹⁰² Leuenberger 1987, S. 116.

¹⁰³ Leuenberger 1987, S. 106.

6.1.5 Das intersexuelle Diagramm und jüdische Religion

Die Untersuchung der Übereinstimmungen einer wichtigen Grafik Hirschfelds mit einem zentralen kabbalistischen Symbol legt es nahe, nach Hirschfelds Jüdisch-Sein oder seinem Verständnis des Judentums beziehungsweise seiner Identifikation damit zu fragen. Hierzu haben mehrere Autor_innen, abweichend von Manfred Herzers These der Tabuisierung des Jüdisch-Seins durch Hirschfeld selbst¹⁰⁴, unterschiedlich diskutiert: Edgar Bauer („Ahasverische Unruhe“ und „Menschheitsassimilation“: Zu Magnus Hirschfelds Auffassung vom Judentum¹⁰⁵), Christina von Braun („Gibt es eine ‚jüdische‘ und ‚christliche‘ Sexualität?“¹⁰⁶), Sophinette Becker („Tragik eines deutschen Juden. Anmerkungen zu drei politischen Schriften von Magnus Hirschfeld“¹⁰⁷), Andreas Seek in der Einführung zu *Durch Wissenschaft zur Gerechtigkeit? Textsammlung zur kritischen Rezeption des Schaffens von Magnus Hirschfeld*¹⁰⁸ und Charlotte Wolff in ihrer Biografie *Magnus Hirschfeld. A Portrait of a Pioneer in Sexology*.¹⁰⁹

Die Kulturwissenschaftlerin und Geschlechterforscherin Christina von Braun versucht zu ergründen, warum die Mehrzahl der Sexualwissenschaftler¹¹⁰ am Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts jüdisch waren und wie sich bestimmte jüdische Traditionen in deren Sexualitätsmodellen fortgesetzt haben könnten. Die Diffamierung der Sexualwissenschaft als ‚jüdische Disziplin‘ durch den Antisemitismus dieser Zeit nimmt sie hierbei zum Anlass; sie widerspricht der darin liegenden Simplifizierung und nimmt zugleich das Stereotyp und die erwähnte Tatsache, dass es viele Sexualwissenschaftler mit jüdischem Hintergrund gab, als Ausgangspunkt, um die Auswirkungen jüdischen Denkens auf Vorstellungen von Sexualität auszuführen. Außerdem weist sie darauf hin, dass es auch christliche Sexualwissenschaftler gab und somit – angesichts dieser kulturellen Unterscheidung – von „verschiedenen Sexualwissenschaften“ auszugehen sei.¹¹¹ Anschließend geht sie auf ein spezifisch jüdisches Verständnis von objektiver und rationaler Wissenschaft ein, welches darauf ausgerichtet ist, „Gesetze“, nach denen „Natur“ und „Leben“ funktionieren, zu entziffern – genauer: neu zu schreiben.¹¹² Nach einem solchen Wissenschaftsverständnis erfüllt Wissenschaft quasi eine religiöse Funktion. Sie fragt: „Welche Traditionen wirken in dieser neuen ‚religiösen Ordnung‘ [der Sexualwissenschaft] fort?“¹¹³

Magnus Hirschfelds Forschung taucht in ihrer Betrachtung mehrfach auf. Sie geht dabei durchaus – wie Manfred Herzer – von einer Tabuisierung der eigenen Herkunft aus („Magnus Hirschfeld, der in seinen autobiografischen Aufzeichnungen kaum ein Wort über das jüdische

¹⁰⁴ Manfred Herzer: *Magnus Hirschfeld. Leben und Werk eines jüdischen, schwulen und sozialistischen Sexologen*, Hamburg 2001 (1. Aufl. 1992, s. Fn. 56), [<http://www2.hu-berlin.de/sexology/BIB/herzer/#Judentum>, abgerufen am 9.12.2012].

¹⁰⁵ J. Edgar Bauer: „Ahasverische Unruhe“ und „Menschheitsassimilation“: Zu Magnus Hirschfelds Auffassung vom Judentum“, in: Elke-Vera Kotowski, Julius H. Schoeps (Hg.): *Magnus Hirschfeld. Ein Leben im Spannungsfeld von Wissenschaft, Politik und Gesellschaft*, Berlin 2004, S. 271-290.

¹⁰⁶ Christina von Braun: *Gibt es eine „jüdische“ und „christliche“ Sexualität? Sexualität und Säkularisierung* (2001) wurde mehrfach publiziert. Unter anderem in: Andreas Seeck 2003, S. 233-251. Als Monografie erschien der Text in Wien 2004. Ich zitiere hier aus: Frei Gerlach, Kreis-Schinck, Opitz, Ziegler 2003, S. 145-167.

¹⁰⁷ Sophinette Becker: „Tragik eines deutschen Juden. Anmerkungen zu drei politischen Schriften von Magnus Hirschfeld“, in: Andreas Seek (Hg.): *Durch Wissenschaft zur Gerechtigkeit? Textsammlung zur kritischen Rezeption des Schaffens von Magnus Hirschfeld*, Münster 2003, S. 207-221.

¹⁰⁸ Andreas Seek: „Einführung“, in: Ders. 2003, S. 17-18.

¹⁰⁹ Charlotte Wolff: *Magnus Hirschfeld. A Portrait of a Pioneer in Sexology*, London 1986. S. 21ff.

¹¹⁰ Damals wurde die Sexualwissenschaft fast ausschließlich von Männern vertreten, sodass es irreführend wäre, von ‚Wissenschaftler_innen‘ zu sprechen.

¹¹¹ Von Braun 2003, S. 145.

¹¹² Von Braun 2003, S. 149.

¹¹³ Von Braun 2003, S. 150.

Elternhaus verliert“).¹¹⁴ Jedoch führt sie bestimmte Begründungen in seiner Wissenschaft auf eine jüdische Sozialisierung zurück.

Wenn man Christina von Brauns Argumenten folgt, lassen sich die Gründe für einen Rückgriff Hirschfelds auf ein traditionell jüdisches Bildmotiv nachvollziehen. Einerseits bringt das Schema sexuelle Typen in eine neue, visuell vollständige Ordnung. Mit der Vorlage des *Baums des Lebens* wäre es dahingehend zu verstehen, dass die Struktur sexueller Typen von Hirschfeld als eine auf das Bestehende referierende, *spirituelle* Ordnung ausgelegt wird. Auch angesichts des Verständnisses des Sexualakts als spiritueller Begegnung¹¹⁵ (im hebräischen Schrifttum allerdings zwischen Mann und Frau) war Hirschfelds Reproduktion eines spirituellen Schemas zur Abbildung seines sexualwissenschaftlichen Systems nur folgerichtig. Das *Intersexuelle Konstitutions- und Variationsschema* wäre demnach lesbar als jüdische Repräsentation einer ‚neuen religiösen Ordnung‘, der Sexualwissenschaft.

Die grafische Anordnung fasst die Paradoxie in Hirschfelds Modellbildung, die in einem Streben nach der Auflösung von Geschlechterkategorien besteht, ein, wobei sein Festhalten an der Bipolarität von Geschlecht einer konsequenten Auflösung entgegensteht. Die Binarität von Geschlecht taucht bei den Benennungen innerhalb des Schaubildes jedoch nur in verdeckter Form auf: Die Konzepte von *Bisexualität*, *Hermaphroditismus* (gr. von Hermes und Aphrodite) oder *Androgynie* (von altgriechisch ἀνήρ, Genitiv ἀνδρός = Mann, γυνή = Frau) weisen auf die Unterteilung in zwei Geschlechter hin. Wie oben ausgeführt, beruht auch der *Metatropismus* auf der Idee einer Geschlechterspannung, die sich zwischen Mann und Frau (bzw. Männlichem und Weiblichem) aufbaut. *Transvestismus* beruht auf der Übernahme von Kleidung und Erscheinungsbild des *anderen* Geschlechts. Und *last but not least* sind *Homo-* und *Heterosexualität* ohne binäres Bezugssystem – zumindest in der Zeit Hirschfelds¹¹⁶ – schwer denkbar. Von Braun führt in ihrem Text aus, dass die jüdische Kultur stärker noch als die christliche von einer absoluten Differenz der Geschlechter ausgeht.¹¹⁷ Damit liefert sie einen Bezugsrahmen für die Paradoxie in Hirschfelds Theorie.

Auf der visuellen Ebene könnte frau_man die Binarität durch die linke und rechte Seite des Schemas repräsentiert ansehen. Allerdings fällt es schwer, die beiden Seiten mit einer weiblichen oder einer männlichen Sphäre zu assoziieren. Hirschfelds eigene Setzung, dass die linke Seite für körperliche, die rechte für seelische Konstitutionen stehe (siehe Seite 57 f.), hilft in dieser Hinsicht nicht weiter. Folgt man Annette Runters Übertragung, dass die rechte, d.h. die ‚seelische‘ Seite bestimmte *Verhaltenstypen* aufführt,¹¹⁸ so ließe sich zwar ‚das Körperliche‘ traditionell mit dem Weiblichen verknüpfen, das Verhalten lässt sich jedoch eher schwieriger als dem Männlichen zugehörig identifizieren. Nur auf dem Umweg einer Zuordnung von Soma zu Natur und Verhalten zu Kultur ist eine Männlich-Weiblich-Codierung der beiden Hälften machbar.

¹¹⁴ Von Braun 2003, S. 146. Ergänzend ist anzumerken, dass sein „Vater [...] 1871 Vorsitzender der jüdischen Gemeinde von Kolberg“ war, d.i. Hirschfelds Geburtsort. Siehe Herr 2009, S. 284.

¹¹⁵ „impliziert der Begriff des ‚Erkennens‘, der [im Hebräischen] für den Geschlechtakt benutzt wird, [...], dass es sich um eine intellektuelle, experimentelle, emotionale und spirituelle Aktivität und Begegnung handelt“. Vgl. von Braun 2003, S. 153.

¹¹⁶ Dass sich diese Frage auch heute noch stellt, belegt etwa die Ausstellung *trans*_homo* im Schwulen Museum Berlin, die die Definition von *Homo-* und *Heterosexualität* aus einer *Trans*-*Perspektive reflektiert. Zitat von der Website: „Was bedeuten ‚schwul‘ und ‚lesbisch‘, wenn die Begriffe ‚Mann‘ oder ‚Frau‘ nicht mehr klar zuzuordnen sind?“ *trans*_homo - von lesbischen Trans*schwulen und anderen Normalitäten*. Ausstellung im Schwulen Museum Berlin, 17. August - 17. November 2012, [www.transhomo.de/ausstellung.html, abgerufen am 17.11.2012].

¹¹⁷ Von Braun 2003, S. 154 ff.

¹¹⁸ Runte 2001, S. 271.

6.1.6 Zusammenfassend: Evidenzen und ihre Ränder

Der Anspruch, der in Hirschfelds Diagramm eingelöst wird, nämlich alle möglichen ‚intersexuellen‘ Typen in einem *geordneten* System unterzubringen und ihnen bestimmte Plätze zuzuweisen, basiert auf Empirie und Erfahrung, das heißt, einerseits auf Hirschfelds Forschung und seiner Praxis als Arzt und Gutachter, andererseits auf der Lebenserfahrung der Personen, die bei ihm Beratung und Hilfe suchten. Hirschfelds Systematisierung beruht auf einer Wertschätzung des Bestehenden, das er lediglich ordnen will. Bis zu einem gewissen Grad wird hierbei eine Umordnung der herkömmlichen Wahrnehmung praktiziert, die mit einer Umwertung von Heterosexualität und Homosexualität einhergeht. Hirschfelds Wertschätzung der Empirie bedeutet in der Konsequenz, dass er keine radikalen Eingriffe in das, was er an Körpern und Begehren vorfindet, anstrebt. Sein Schema soll in möglichst umfassender, die weltlichen Tatsachen umspannender Weise, Ausblicke auf die Wirklichkeit ermöglichen.¹¹⁹ Beides spricht für eine jüdische Auffassung von Wissenschaft als säkularisierte Form von Religion. Das *Intersexuelle Konstitutions- und Variationsschema* vereint sehr differente Positionen, es stellt zwischen ihnen Parallelen (zwischen den jeweils gegenüberliegenden Begriffen) und über die linearen Verbindungen Kommunikation bzw. Bezüge her. So entsteht eine symmetrische und ausbalancierte Gestalt der Grafik. Die Geschlossenheit und Symmetrie des Schemas ist vergleichbar mit der Ausgewogenheit von gaussoiden Kurven.¹²⁰ Demnach ginge es hier um ein ‚Gleichgewicht‘, ein Zeichen für Normalität, welches evident werden soll. Ausgenommen von der Normalität jedoch ist offenbar der Infantilismus in der Mitte der Grafik, der von Linien umgeben und festgehalten wird. Wie in der Lektüre des Aufsatzes erkennbar war, ist an dieser Stelle auch für Hirschfeld eine Grenze erreicht, ein Tabu, über das er widerstrebend und umso ausführlicher berichtet (der Abschnitt ist im Vergleich zu denen über die anderen Kategorien am längsten). Der optische ‚Trichter‘, der den Blick zum Infantilismus lenkt, produziert aufgrund einer optischen Täuschung eine leichte Verzerrung der äußeren Form des Schemas. Man könnte meinen, dass die Mitte des Diagramms Anlass gibt, das große Ganze, also sogar die Ansprüche auf Gleichbehandlung von Verschiedenem, auf ihre Belastbarkeit hin zu überprüfen.

Die freiheitliche Zielsetzung des Lebensbaums produziert meiner Ansicht nach ein Echo in Hirschfelds wissenschaftlicher Agenda. Demnach liegt auch der diagrammatische Rückgriff auf den kabbalistischen *Baums des Lebens* durch Hirschfeld nahe. Für die Rezeption und Wirkung des Diagramms spielt es keine Rolle, ob diese Überarbeitung wissentlich oder unbewusst geschah.

¹¹⁹ Christina von Braun führt anhand der christlichen Bedeutung von „Säkularisierung“ als „Weltwerdung des *Glaubens*“ aus, dass es in der christlichen vielmehr um eine Veränderung des Vorgefundenen geht als in der jüdischen Religion. Sie spricht von einem „mächtige[n] Bedürfnis [des Christentums], die weltliche Wirklichkeit den Glaubensgrundsätzen *anzupassen*“ Hervorhebung im Original. Von Braun 2003, S. 151.

¹²⁰ Vgl. „die Ver-Mittelung politischer Konzepte“ und die „Gleichgewichtungs-Waage“. Ute Gerhard, Jürgen Link, Ernst Schulte-Holtey: „Infografiken, Medien, Normalisierung – Einleitung“, in: Dies. (Hg.): *Infografiken, Medien, Normalisierung. Zur Kartografie politisch-sozialer Landschaften*, Heidelberg 2001, S. 7-22, hier S. 18ff.

Der Bildband der *Geschlechtskunde* (1930)

Bei diesem Werk stehen die Bilder getrennt von den Texten. Da der Bildteil einer eigenen Systematik folgt, sind sie nur auf dem Umweg über das Register aufzufinden und dem Gelesenen nachträglich zuzuordnen. Diese Trennung von Bild und Textteil hat einerseits sicher praktische, d.h. drucktechnische und finanzielle Gründe, andererseits aber auch konzeptionell-editorische. In seinen Vorbemerkungen zum Bildteil äußert sich Magnus Hirschfeld zurückhaltend über den Gebrauch von Bildern zur Illustration von Texten. In seinen Augen werde so der Text oft zur bloßen Beigabe der Bilder.¹²⁴ Seine Entscheidung, der *Geschlechtskunde* doch einen Bildteil beizufügen, stellt er als ein Zugeständnis an die Leser_innen dar, die geduldig auf das Erscheinen des mehrbändigen „lexikalische[n] Werk[es]“ gewartet haben.¹²⁵ Dennoch ist anzunehmen, dass er die Wirkung und Wichtigkeit dieses Bildbandes nicht unterschätzt hat, ganz im Gegenteil. Unter anderem spricht dafür, dass er auch hier die wissenschaftlichen Quellen einzelner Diagramme aufführt („nach Neugebauer, Dresel und Fries“, „nach Schatz“, „nach Waldeyer“, „nach Friedberger“, „aus der Zeitschrift ‚Sexualreform‘“, „nach Vogel-Neubert“, „nach Kahn“). Ausdrücklich formuliert er, „dass die *Bilder nur als eine Begleiterscheinung des Textes* gedacht sind“.¹²⁶ Hirschfeld stellte als Besonderheit der *Geschlechtskunde* heraus, dass sie die „einheitliche Arbeit eines Einzelnen“ darstellt. Das bezieht die meisten Bilder und Diagramme allerdings nicht mit ein, die aus dem Institutsarchiv oder anderen Archiven stammen.¹²⁷

Der auf dem Vorsatztitel erscheinende Leitspruch Magnus Hirschfelds „Bilder sollen bilden“ widerspricht dieser Idee einer bloßen *Begleiterscheinung*. Am Ende der Vorbemerkungen wird der Spruch in eine Leseanweisung überführt. Hirschfeld empfiehlt, dass man zunächst einen Teil der vorangehenden Bände lesen, *dann* möglicherweise den Bildband anschauen solle und insofern man sich mit dem bisher Gelesenen nicht ausreichend „ins Bild“ setzen könne,¹²⁸ solle man mittels Untertitel und Registerband weitere Artikel in den drei Textbänden zur Erläuterung hinzuziehen. So konnte der Autor über die Bilder nach einem ersten linear gedachten Lesen der Kapitel eine vertiefende, vernetzende Lektüre anregen. Mit meinem Vorhaben, zunächst nur das Diagramm zu betrachten und später erst den zugehörigen Text zu lesen, gehe ich in anderer Reihenfolge vor.

Das Diagramm *Intersexuelle Familie „Fenn“*

In dem 903-seitigen Bildband (die Illustrationen reichen bis Seite 893) sind neben zahlreichen weiteren Diagrammen Fotografien und Zeichnungen reproduziert, einige wenige Tafeln sogar in Farbe. Die Auswahl des Schaubilds *Intersexuelle Familie „Fenn“* für diese Arbeit stützt sich einerseits auf seine grafische Qualität, andererseits auf die thematische Gemeinsamkeit mit dem ersten analysierten Diagramm der ‚Intersexualität‘ im Hirschfeldschen Sinne. Mehrere Bezeichnungen aus dem ersten Diagramm werden als Eigenschaftswörter wieder aufgenommen, so beispielsweise metatropisch, homosexuell oder bisexuell. Hier scheint sich Hirschfeld, anders als im ersten Schema, auf eine konkrete Familie zu beziehen. Das Diagramm deutet also eine Grundlage in Lebensverhältnissen an, die Hirschfeld demnach induktiv aufgezeichnet hätte.

¹²⁴ „Das Bild hat den Text in den Hintergrund gedrängt, vielfach sogar vernichtet; denn es gibt viele Leser, die sich völlig mit dem Anschauen der Bilder begnügen und glauben, sich damit das Lesen des ausführlichen Textes selbst ersparen zu können.“ Hirschfeld 1930, S. 2.

¹²⁵ Hirschfeld 1930, S. 2.

¹²⁶ Hervorhebung im Original. Hirschfeld 1930, S. 2.

¹²⁷ Im Quellennachweis wird die Herkunft der Bilder aus weiteren Archiven benannt. Leider sind die Quellen nicht den Abbildungen zugeordnet. Hirschfeld 1930, S. 894ff.

¹²⁸ Hirschfeld im Original: „Wer also nicht auf Grund der vorausgegangenen Lektüre gleich ‚im Bilde‘ ist, wird gebeten, sich im Registerband den Namen des Gegenstandes oder der Erscheinung aufzusuchen, welchen er in der Unterschrift des Bildes kurz verzeichnet findet.“ Hirschfeld 1930, S. 2.

Die Grafik als Ganzes präsentiert sich als Ausschnitt eines Stammbaumes. Der Ausschnitt ließe sich damit erklären, dass es Hirschfeld hierbei um eine grafische Momentaufnahme der Familie Fenn geht. Der Stammbaum ist gegliedert in drei Ebenen, das heißt es werden drei Generationen abgebildet. Direkt darunter ist außerdem ein Summenblock zu finden, der die einzelnen im Baum abgebildeten 26 Subjektpositionen zu Gruppen zusammenstellt und -zählt. Dies ist für rein genealogische Abbildungen unüblich und deutet vielmehr auf ein taxonomisches, systematisierendes Interesse.

Einzelne Zeichen, die auf einem Kreis basieren, stehen für die Mitglieder der Familie. Eine Legende, die sich direkt unter dem Titel befindet, erläutert die aufgeführten Symbole. Die ersten beiden Zeichen unterscheiden sich durch ein kleines Kreuz, das an der Unter- bzw. Oberseite des Kreises angebracht ist, wodurch im ersten Fall das Venuszeichen entsteht, das ‚Weiblichkeit‘ signalisiert. Dem zweiten ‚männlichen‘ Fall hat Hirschfeld ein auf dem Kopf stehendes Venuszeichen zugewiesen. Diese Form der Symbolisierung steht buchstäblich für Inversion des weiblichen Prinzips. Außerdem können die Kreiszeichen danach unterschieden werden, ob sie leer oder gefüllt sind.

6.1.8 Das Baumdiagramm als Medium der Vererbungsforschung der 1930er Jahre

Die Gestaltung der Zeichen durch Hirschfeld hat Vorläufer in den genetischen Stammbäumen seiner Zeit, die die Vererbung bestimmter biologischer Merkmale oder Krankheiten untersuchten.¹²⁹ Die Differenzierung nach Geschlecht in diesen Schaubildern ist – bis heute – von zentraler Bedeutung. Ein Beispiel für eine Referenz aus den 1930er Jahren ist das folgende Baumdiagramm von Richard Goldschmidt, der zwischen 1915 und seiner Emigration aus Deutschland 1936 Direktor am Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie in Berlin war.¹³⁰ Goldschmidt hatte 1915 den Begriff ‚Intersexualität‘ und ein Erklärungsmodell zur Frage der Vererbung von Sexualität entwickelt. Hirschfeld hatte Kenntnis von diesem Modell, welches auf „im Tierversuch gewonnenen Erkenntnissen“ beruhte, aus denen Goldschmidt „Rückschlüsse auf die menschliche Homosexualität [zog und sie] als mögliche Folge einer angeborenen ‚Intersexualität‘ interpretierte“.¹³¹ Goldschmidt entwarf also ebenfalls Stammbäume, in die er seine Untersuchungsergebnisse mit einfachen Symbolen eintrug. Auch in Abbildung 12 auf der nächsten Seite arbeitet er mit den herkömmlichen Geschlechterzeichen, nämlich den Zeichen für Venus und Mars. Für die intersexuellen Familienmitglieder verwendete er ein kombiniertes Mars-Venus-Zeichen, also eine dritte Form. Damit hebt er sich, zunächst einmal auf der Ebene der Darstellung, von Hirschfelds Kategorienbildung ab.

¹²⁹ Aufgrund der längerfristigen Auswirkungen der Industrialisierung und die dadurch hervorgerufenen Veränderungen des Familienlebens entstand in der Bevölkerung ein breites Interesse an Genealogie. „Nicht an einer Universität, sondern durch private Initiative erfuhr die Wissenschaftliche Genealogie schließlich die entscheidende Förderung. Am 16. Februar 1904 wurde der ‚Verein zur Begründung und Erhaltung einer Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte‘ gegründet [...]“ Dorothee Fröh: *Die Genealogie als Hilfswissenschaft der Humangenetik*, [www.genetologie.de/frueh/genealogie/html/frueh1a.html, abgerufen am 2.1.2013].

¹³⁰ Vgl. Susanne zur Nieden: *Erbbiologische Forschungen zur Homosexualität an der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie während der Jahre des Nationalsozialismus. Zur Geschichte von Theo Lang*, Berlin 2005, S. 7, 18. Sie bezieht sich hier auf Richard Goldschmidt: „Die biologischen Grundlagen der konträren Sexualität und des Hermaphroditismus beim Menschen“, in: *Archiv für Rassen und Gesellschaftsbiologie*, Nr. 12, 1916, S. 1-14.

[www.mpiwg-berlin.mpg.de/KWG/Ergebnisse/Ergebnisse25.pdf, abgerufen am 9.12.12].

¹³¹ Beide Zitate: zur Nieden 2005, S. 19.

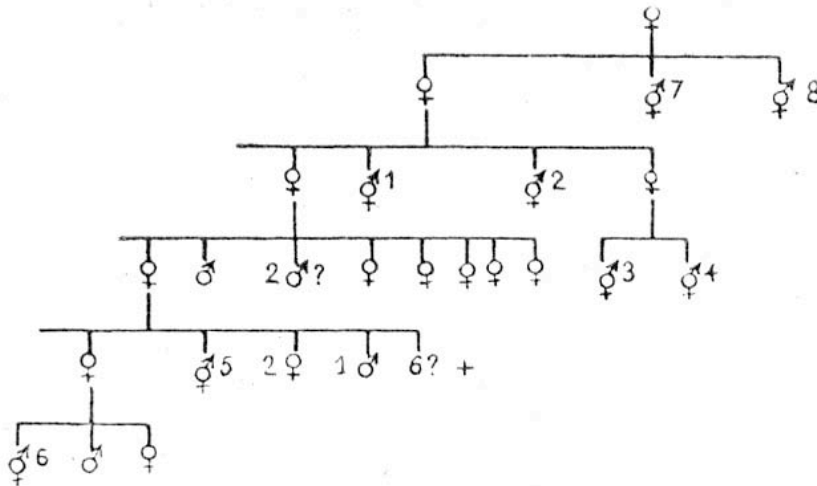


Abb. 12: Richard Goldschmidt, *Genealogie einer Familie mit erblicher Intersexualität* (1932)

Hirschfelds Legende nämlich schlüsselt die für die Mitglieder der Familie Fenn verwendeten kleinen Symbole anhand je zweier Eigenschaften binär auf. Sie definiert die leeren Kreise als ‚normal‘, die gefüllten als ‚intersexuell‘. Jedes Personenzeichen ist also im Hinblick auf zwei Ordnungen zu lesen: die Geschlechterordnung (männlich/weiblich) und die gesellschaftliche Zuordnung (normal/intersexuell).¹³² Die Zeichen stehen für die Kombinationen der Eigenschaften (also männlich und normal oder männlich und intersexuell, weiblich und normal oder weiblich und intersexuell). Weitere, feinere Unterscheidungen fügt Hirschfeld durch schriftliche Anmerkungen den einzelnen Protagonist_innen im Stammbaum hinzu (metatropisch, bisexuell und ähnliches). Keine Dekoration lenkt von diesen Grundelementen, die durch Klammern und Linien verknüpft werden, ab.

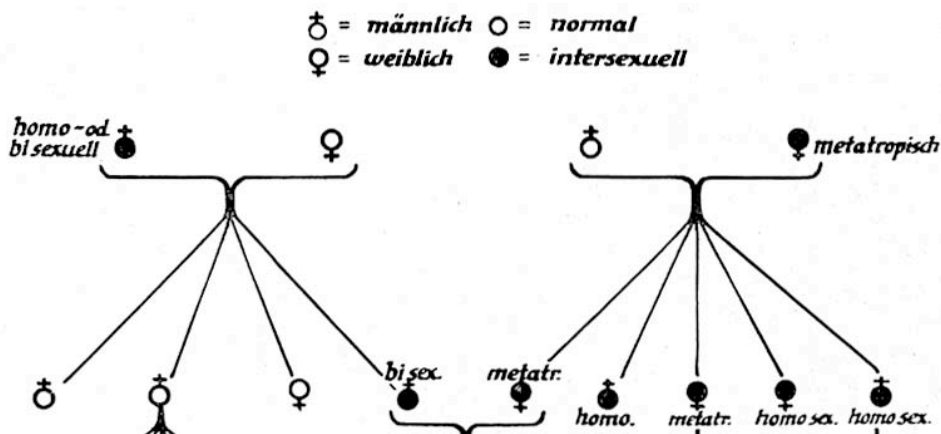


Abb. 13: Ausschnitt Legende und Symbole der Grafik (1927) aus *Geschlechtskunde, Band IV* (1930)

¹³² Diese Unterteilung kann laut Rüdiger Lautmann nicht pathologisierend gemeint gewesen sein. „MH [verkündete] keine einzig richtige Sexualform. Nicht, daß er alles hätte gelten lassen – das wäre das andere Extrem –; doch mit der Pathologisierung besonderer Verhaltensweisen ging er sparsamer um als alle Sexualwissenschaftler damals.“ Rüdiger Lautmann: „Mit dem Strom – gegen den Strom. Magnus Hirschfeld und die Sexualkultur nach 1900“, in: Elke-Vera Kotowski, Julius H. Schoeps (Hg.): *Magnus Hirschfeld. Ein Leben im Spannungsfeld von Wissenschaft, Politik und Gesellschaft*, Berlin 2004, S. 293-313, hier S. 306.

Anordnung: Linien, Ziffern und Zeichen im Bild

Der Stammbaum der Fenns (Abb. 11) lässt sich in verschiedene familiäre Ebenen unterteilen, bei denen jeweils von einem Knotenpunkt ausgehend mehrere Linien entstehen. Die ausstrahlenden Linien fächern sich nach unten auf und enden jeweils in einem neuen Personen- bzw. Geschlechtszeichen. Durch das Ausstrahlen der Linien werden mehrere verschieden große Kegelformen angedeutet, wobei die größte Konfiguration in der Mitte unten aufsetzt und so einen Boden bildet. Damit wirkt sie wie eine stabilisierende Basis.

Liest man die Grafik von oben nach unten, dann sind dort zunächst zwei Paarungen von ‚je einem ‚männlichen‘ und ‚weiblichen‘ Symbol zu finden, die ähnlich wie in konventionellen Stammbäumen jeweils durch eine Klammer als (Ehe- oder Eltern-)Paar markiert sind.

Jede nach unten zeigende Klammerspitze wird verlängert und verzweigt sich wieder in mehr oder weniger (vier bis sieben) nachfolgende Symbole. Diese können als ‚Kinder‘ der über ihnen stehenden ‚Eltern‘ gelesen werden. Außergewöhnlich im Vergleich zum traditionellen Aussehen von Familienstammbäumen ist, dass hier zwei Elternpaare den Anfang bilden.

Auf der von oben gesehenen zweiten Personenebene liegt der zentrale Knotenpunkt des Stammbaums. Zwei Zeichen für Kinder der beiden getrennt abgebildeten Ursprungspaare werden durch eine Klammer verbunden. Hier ist demnach der Schlüssel für die Verwandtschaft aller gezeigten Zeichen zu finden.

Die äußere Form des vorliegenden Stammbaums ist geprägt durch Hirschfelds Entscheidung, ihn auf der Buchseite senkrecht auszurichten. So können vor allem die unteren Äste des Baumes nicht wie üblich in die Breite gehen. Das Problem des Platzmangels, der sich so schon auf der ‚Enkel‘-Ebene ergibt, löst Hirschfeld durch eine ungleiche Behandlung der Linienlängen. Die ‚Ableger‘ des oben genannten zentralen Paares werden damit weiter nach unten verschoben als die Nachkommen ihrer ‚Geschwister‘. Die verlängerten Strahlen simulieren eine Kegelform. Wenn man den Linien dieser Kegelfigur in der Mitte von unten nach oben folgt, treffen sie bei zwei gefüllten Geschlechterkreisen zusammen, die jeweils mit nur einer Linie mit zwei mittelgroßen Kegeln links und rechts verbunden sind. An diesen mittelgroßen Kegelgruppen wiederum hängen kleinere Kegel, einmal zweigt sogar nur ein einzelnes männliches Zeichen ab. Der Aufbau als Ganzes wirkt fragil, aber ausbalanciert.

Auffällig an den beiden genannten Symbolen, die im Zentrum verklammert werden, ist deren gefüllter Zustand. Beide Zeichen sind also als intersexuell markiert und verfügen über eine schriftliche Ergänzung: Die ‚männliche‘ Figur ist als ‚bisex.[uell]‘ und die ‚weibliche‘ als ‚metatr.[opisch]‘ spezifiziert. Anlässlich dieser Betrachtung fällt auf, dass lediglich ausgefüllte, das heißt ‚schwarze‘ Symbole näher kommentiert werden (wobei die Farbsymbolik den, auch in Hirschfelds Zeit schon gängigen rassistischen Metaphern des Negativen und Abweichenden wie im populären Bild des ‚schwarzen Schafs‘, folgt).¹³³ Die Kategorisierung ‚intersexuell‘ scheint Hirschfeld nicht ausreichend gewesen zu sein, er differenziert diese Art in Unterarten wie ‚homosexuell‘, ‚bisexuell‘, ‚metatropisch‘ oder ‚feminin‘ aus. Diese besondere Kennzeichnung eröffnet eine Bedeutung von intersexuell, die von der heute gebräuchlichen medizinischen Definition abweicht, die nicht für eine sexuelle Disposition steht, sondern für

¹³³ Bemerkenswert ist, dass der Genetiker Richard Goldschmidt die Zuordnung von Schwarz und Weiß 1952 in einer Publikation thematisiert und bei der Darstellung eines genetischen Stammbaums umgedreht hat. Er betont: „Black is the *normal* dominant phenotype. [...] This is not the usual way of drawing a recessive pedigree [...]“. Richard Goldschmidt: *Understanding Heredity. An Introduction to Genetics*, New York 1952. Siehe Abb. 34 im Anhang, S. 181.

eine körperliche Konstitution *zwischen* den (beiden ‚normalen‘) Geschlechtern.¹³⁴ Hirschfeld bezieht die Intersexualität der Familie Fenn tatsächlich – im Unterschied zur heutigen Gebrauchsweise, aber auch enger definiert als im Diagramm von 1923 – auf sexuelle Vorlieben und Praktiken. Der Titel steht für eine Sonderbehandlung, für ein besonderes Interesse Hirschfelds an der Erforschung und Benennung nicht-normaler sexueller Identitäten. Denkt man vor diesem Hintergrund genauer über die Gestaltung der Symbole (leer versus gefüllt) nach, könnte man Rückschlüsse auf eine nicht signalisierte, ‚leere‘ Sexualität der heterosexuellen Symbole ziehen.¹³⁵

Zwei Fragezeichen stehen neben zwei unausgefüllten, männlichen Zeichen auf der linken Hälfte des Baumes. Weitere Ungereimtheiten ziehen die Aufmerksamkeit auf sich: An einem heterosexuell-männlichen Symbol auf der zweiten Generationen-Ebene hängt ein Fächer von fünf Linien plus Kindern. Auffällig ist, dass hier kein weibliches Gegenstück eingezeichnet ist. Da auf der rechten Seite zwei Nachkommen aus einem metatropisch-weiblich gekennzeichneten Symbol entstehen und ein homosexuell-männliches Zeichen sich in ein sexuell unbezeichnetes, männliches Zeichen verlängert, (was in herkömmlichen Familienstammbäumen unerklärlich oder wenigstens kommentarbedürftig wäre) ist davon auszugehen, dass Hirschfeld hier allein die Mitglieder der Familie Fenn festhält, die blutsverwandt sind.

Der schon oben erwähnte Summenblock stellt sich unter dem Baum quer. Er wirkt wie ein Fundament und stützt die Zeichnung. Hirschfeld kondensiert hier sein Fazit, seine Botschaft. Er zählt und summiert die in der Familie „Fenn“ vorkommenden sexuellen Arten. Die Summe leitet er mit dem Satz: „Es befanden sich hiernach unter 26 jenseits des Pubertätsalters¹³⁶ stehenden Blutsverwandten einer einzigen Familie (17 Männer und 9 Frauen): ... [hier folgen die gezählten normalsexuellen, metatropischen, bi- und homosexuellen sowie artunbekannten Personen, die wiederum in Männer und Frauen aufgeteilt werden]“ ein.

Unter dem abschließenden Summenstrich steht die Gesamtzahl der Personen: 26, davon 17 Männer, 9 Frauen. Hier reduziert Hirschfeld die Differenzierung seiner Aufzeichnung wieder auf zwei Geschlechtertypen. Vergleicht man die beiden Geschlechter im Hinblick auf ihr Abweichen von sexuellen Normen, dann stellen sich die Frauen der Familie Fenn als rechnerisch intersexueller heraus als ihre männliche Verwandtschaft. Immerhin knapp 30 Prozent der von Hirschfeld gezählten Männer sind normalsexuell, während nur ca. 22 Prozent, also etwas mehr als ein Fünftel der Frauen, normalsexuell sind. Grund für diese auffällig hohe weiblich-intersexuelle Quote ist der Einbezug des Metatropismus, der in der Familie Fenn nur bei weiblichen Mitgliedern aufzufinden war. Er generiert mehr als die Hälfte der weiblichen Intersexualität (vier von sieben Personen).

¹³⁴ Entwicklungsbiologie ist eine Richtung der Biologie, die sexuelle Fortpflanzung auch unabhängig von geschlechtlichem Dimorphismus bedenkt. „Developmental biology suggests that a strict belief in absolute sexual dimorphism is incorrect. [...] Such an opinion challenges the need for medical intervention in cases of intersexuality.“ [www.who.int/genomics/gender/en/index1.html, abgerufen am 2.1.2013]. Die WHO verweist auf den folgenden Aufsatz: Melanie Blackless, Anthony Charuvastra, Amanda Derryck, Anne Fausto-Sterling, Karl Lauzanne, Ellen Lee: „How sexually dimorphic are we? Review and synthesis“, in: *American Journal of Human Biology*, 12 / 2000, S.151–166. [www.aissg.org/PDFs/Blackless-How-Dimorphic-2000.pdf, abgerufen am 2.1.2013].

¹³⁵ Andererseits könnte frau_man es heute - aus einer Perspektive von feministischen, Critical-Whiteness- und queeren Studien - auch als weißen Fleck in seiner Herangehensweise kritisieren, nämlich als Nicht-Thematisierung des hegemonial Normalen und damit dessen Übernahme als Standard und Maßstab.

¹³⁶ An der Formulierung „jenseits des Pubertätsalters“ wird deutlich, dass Hirschfeld ausdrücklich keine Aussage über kindliche oder jugendliche Sexualität trifft bzw. treffen will.

Das Problem mit der Normalität

Hirschfeld erzeugt am Ende einen Widerspruch. Durch seine abschließende Aufzählung der mehrheitlich nicht-normalsexuellen Mitglieder der Familie Fenn (lediglich 7 von 26 Personen wären demnach als normal zu definieren) stellt er eine an Zahlen oder Statistik orientierte Begrifflichkeit von Normalität deutlich in Frage.

Da das Verhältnis von 7 Normalsexuellen zu 19 Nicht-Normalsexuellen eine extreme Abweichung von üblichen Normalverteilungen darstellt, kann sich normalsexuell nur noch auf die öffentliche Meinung, d.h. auf gesellschaftliche moralische (und juristische) Normen beziehen. Hirschfeld führt demnach auf, in welcher Form die öffentliche Moral hinter der im Stammbaum aufgezeichneten Wirklichkeit zurückbleibt oder inwieweit sie von einer anderen Wirklichkeit ausgeht.

Da er allerdings diesen Nachweis an einer besonderen, schon in der Überschrift als intersexuell markierten Familie vornimmt, ist die Infragestellung der Normalitätsmaßstäbe begrenzt. Die bis hierhin von mir angenommene Anonymisierung betont zudem den Sonderstatus des Beispiels und erschwert die Übertragung auf andere Fälle bzw. seine Verallgemeinerung.

6.1.9 Bilderfolge

An dieser Stelle möchte ich auf die Bildmotive eingehen, die die Grafik der „Intersexuellen Familie“ im Bilderteil umgeben und auf die Einführung, die dem Bilderkapitel vorangestellt ist.¹³⁷ Die Grafik steht auf der vierten Seite des Kapitels XIX., das im Inhaltsverzeichnis unter dem Stichwort „Vererbungsgesetze“ firmiert. Das vorangestellte Kapitel trägt den Titel „Mehrlings- und Mißgeburten“, was die beiden Bilder auf Seite 318, die ein „Doppelkalb“ und eine „angeblich von einer Sau geworfene [...] Doppelmissgeburt“ zeigen und direkt dem Einführungstext zu Kapitel XIX. gegenüberstehen, eindrücklich vor Augen führen.¹³⁸ Hirschfeld macht so schon in der Abfolge der Bilderkapitel von ihm vertretene gedankliche Zusammenhänge zwischen verschiedenen, an Sexualität/Geschlecht gekoppelten Phänomenen sichtbar.

Auf der Textseite, die diesen Abschnitt einleitet, beschreibt Hirschfeld zunächst „Abweichungen vom Normaltypus“, worunter er sehr verschiedene Erscheinungen wie Zwillinge, „Zwitzer“ und „alle Exzeß- und Defektanomalien“ fasst, die auf „familiäre[n] Anlagen“ beruhen.¹³⁹

Damit führt er die Leser_innen in seine Vererbungsthesen ein und beruft sich auf „den bedeutendsten [Vererbungsforscher] Gregor Mendel“¹⁴⁰ und die Mendelschen Regeln.¹⁴¹ Er nennt positive Auswirkungen von Vererbung wie die Weitergabe musikalischer Fähigkeiten neben der Vererbung von „Störungen“, wie die „Einfingerigkeit“ oder starken Haarwuchs.¹⁴² Im letzten Absatz unterscheidet er diese angeborenen Eigenschaften von der nachträglichen Schädigung der Keimzellen, zum Beispiel durch Alkoholismus oder Syphilis.

¹³⁷ Hirschfeld 1930, S. 319.

¹³⁸ Hirschfeld 1930, S. 318.

¹³⁹ Hirschfeld 1930, S. 319.

¹⁴⁰ Hirschfeld 1930, S. 319.

¹⁴¹ „Im Kontext der um 1900 beginnenden Eugenik- und Rassenhygiene-Bewegung konstituiert sich Vererbungswissenschaft als Genetik über die ‘Wiederentdeckung’ der Untersuchungen Mendels.“ Christine Hanke: „Zwischen Evidenz und Leere. Zur Konstitution von ‘Rasse’ im physisch-anthropologischen Diskurs um 1900“, in: Hannelore Bublitz, Christine Hanke, Andrea Seier: *Der Gesellschaftskörper. Die Neuordnung von Kultur und Geschlecht um 1900*, Frankfurt a.M./New York 2000, S. 179-235, hier S. 211.

¹⁴² Hirschfeld 1930, S. 319.

Die Bildstrecke des Kapitels¹⁴³ beginnt dementsprechend mit einer Illustration, die vier Beispiele „vererbter Anomalien“ darstellt (darunter zwei „Haarmenschenfamilien“, eine „Frau mit Kropf“ und ein „[i]diotisches Kind“). Darauf folgen zwei Fotos, die „[f]amiliäre Fettsucht“ belegen. Auf der dritten Bilderseite, die dem Stammbaum der Familie Fenn gegenüber steht, sind drei Generationen der Strauß-Familie zu sehen, je ein Portrait von „Johann Strauß (Vater)“, „Johann Strauß, der Walzerkönig“ und „Johann Strauß (Enkel von J. Strauß Vater und Neffe von J. Strauß Sohn)“. Sie sind in einer absteigenden Diagonale nebeneinander gestellt. Durch diese Form wird das Thema der Deszendenz (und damit Nachkommenschaft) eingeführt, wohingegen das Fenn-Diagramm Aszendenz (Vorfahrenschaft) thematisiert. Indem die Vorfahren über den Nachkommen stehen, stimmt jedoch die Ausrichtung der Zeit in beiden Abbildungen überein. Das ist bei genealogischen Darstellungen nicht selbstverständlich, denn es gibt durchaus Stammbäume, die gemäß der botanischen Metapher die ‚Stammeltern‘ unten am Stamm und die Nachkommen oben an den Ästen platzieren.

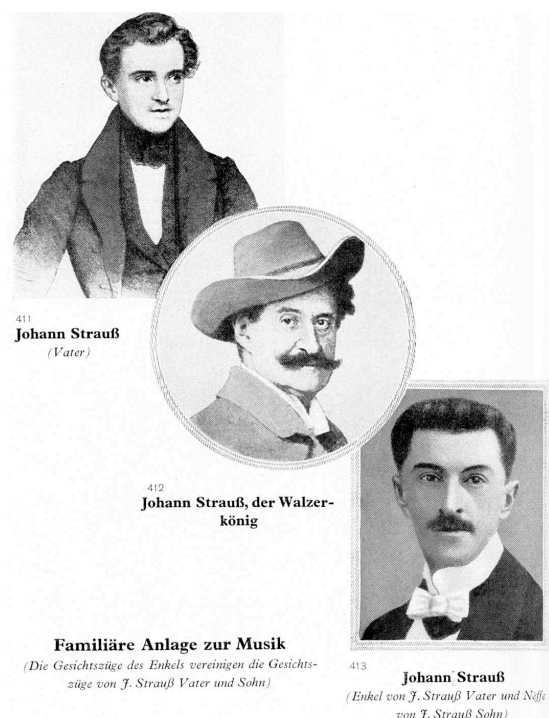


Abb. 14: *Familiäre Anlage zur Musik* (1930)

Die Doppelseite nach dem Familiendiagramm zeigt Fotografien zweier hermaphroditischer Geschwisterpaare und führt also thematisch das Thema Vererbung fort. Aus heutiger Perspektive ist dieser Bilddramaturgie des Kapitels eine Tendenz zur Pathologisierung kaum abzuspüren. Zwar steht der Baum der Familie Fenn neben der dreifachbegabten Strauß-Dynastie, jedoch gleichfalls in Nachbarschaft mit *vererbten* ‚Anomalien‘ und ‚Störungen‘. Auch auf den dem Diagramm folgenden Abbildungen von hermaphroditischen Geschwistern sind diese einer medizinisch-vergleichenden Schaulust ausgesetzt, wenn sie nackt fotografiert und probenhalber in männlicher oder weiblicher Kleidung präsentiert werden.¹⁴⁴

¹⁴³ Hirschfeld (Bd. IV) 1930, S. 320-336.

¹⁴⁴ Ein ähnliches Bildpaar in „Männer- und Frauentracht“ nimmt Kathrin Peters in ihrer am Ende der Fußnote zitierten Arbeit zum Ausgangspunkt, um zu untersuchen, wie weit sich die von Hirschfeld gestellte Frage „Mann oder Weib?“ anhand solcher fotografischer Gegenüberstellungen lösen lässt, ja, ob die Lösung überhaupt vorgesehen ist. Zitate Magnus Hirschfeld: *Geschlechtsübergänge. Mischungen männlicher und weiblicher Geschlechtscharaktere (Sexuelle Zwischenstufen)*, Leipzig 1905, o.P. zu Tafel 29, zitiert nach Kathrin Peters: *Rätselbilder des Geschlechts. Körperwissen und Medialität um 1900*, Zürich 2010, S. 9.

6.1.10 Kontext: Seite 570-572 der *Geschlechtskunde, Band I (1926)*

Der Absatz, der den Stammbaum der Familie Fenn kommentiert, ist überschrieben mit „X. Das familiäre Auftreten der Homosexualität“. Diese Überschrift weist auf den für Magnus Hirschfeld zentralen Antrieb seiner wissenschaftlichen Arbeit, die Erforschung der Homosexualität, hin. Bevor er das Schaubild im Detail erläutert, geht er in einem Paragrafen auf die Erblchkeitsuntersuchungen verschiedener Wissenschaftler ein, um zu belegen, „[d]aß die Homosexualität auf angeborener Grundlage beruht“.¹⁴⁵

Das vorliegende Diagramm stellt er als Beispiel der Stammbaumsforschung des Instituts für Sexualwissenschaft dar. Er fasst das Ergebnis dieser Forschungen zusammen, bevor er auf die psychosexuellen Einzelheiten der Familie eingeht, und stimmt hierbei dem Mitarbeiter der neurologischen Abteilung Dr. Walter Wolf zu, der 1924 dazu einen Artikel¹⁴⁶ veröffentlichte. Wolf schrieb: „Das Ergebnis der vorliegenden Stammbaumsforschung [in dem Text stellt Wolf zwei Stammbäume einander gegenüber, sogenannte ‚Sippschaftstafeln‘ eines homosexuellen Mannes und einer homosexuellen Frau, Ergänz. nI] ist im wesentlichen die Feststellung, daß Homosexualität eine erbbiologische Resultante aus dem Zusammentreten von solchen Aszendenten ist, die, auch wenn sie heterosexuell empfinden, doch mit psychischen Eigenschaften ausgestattet sind, die denen des entgegengesetzten Geschlechts entsprechen. Derartige Übergangsformen sind in Familien Homosexueller gehäuft, in Familien Normaler weit spärlicher zu finden. Demnach wäre die Homosexualität nicht als biologische Besonderheit anzusehen, sondern als die extreme Variante einer in allen Übergangsformen zwischen Mannesart und Weibesart vorkommenden Geschlechtsstruktur. Eine naheliegende theoretische Folgerung hieraus wäre die Annahme der doppelgeschlechtlichen Anlage des menschlichen Psychosexus. Die Perpetuierung (= Fortdauer) der homosexuellen Varianten wird von der Natur selber dadurch begünstigt und gewährleistet, daß, wie meine Stammbäume ebenfalls erweisen, vermöge einer spezifischen Anziehungstendenz der feminine Mann und die virile Frau sich miteinander zu verbinden pflegen.“¹⁴⁷ Diese Passage formuliert eine sehr differenzierte These über die Bedingungen von Homosexualität und deren Status im Zwischenstufenmodell (Wolf beruft sich in seinem Text unter anderem auf Hirschfelds *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes*, Berlin 1914). Die Disposition zur Homosexualität wird als biologisch begründete psychosexuelle Konstitution eingebettet in ein Kontinuum aller möglichen anderen Konstitutionen, die generell doppelgeschlechtlich angelegt seien. Neben dieser Vielfalt psychosexueller Individualitäten Sorge eine ebenfalls ‚naturegegebene‘ Anziehung zu gegensätzlich veranlagten Partner_innen dafür, dass Homosexualität sich ganz von allein in bestimmten Familien vermehrt und perpetuiert. Den Beleg, dass solche Familien, in denen Homosexuelle häufig auftreten, existieren, liefern die beigefügten Stammbäume (sowohl bei Wolf als auch bei Hirschfeld). Sie machen auf einen Blick zumindest die Variabilität der herkömmlich nur in zwei Formen existierenden Geschlechtersymbole und ihre soziale Verbundenheit evident.¹⁴⁸

Direkt nach der typografisch hervorgehobenen ersten Nennung der Familie bestätigt Hirschfeld die Vermutung, dass ‚Fenn‘ ein Deckname ist. Anschließend wird der Stammbaum als einer „unter vielen ähnlichen“ bezeichnet, sodass seine Sonderstellung relativiert wird.¹⁴⁹ Hirschfeld unterteilt die beforschten Familienmitglieder in sechs Gruppen. Dabei geht er von einem „Pro-

¹⁴⁵ Hirschfeld (Bd I) 1926, S. 570.

¹⁴⁶ Walter Wolf: „Erblichkeitsuntersuchungen zum Problem der Homosexualität“, in: *Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten*, Band 73, Heft 1, Berlin/Heidelberg 1925, S. 1-12. [<http://link.springer.com/article/10.1007/BF01845117>, abgerufen am 5.12.2012].

¹⁴⁷ Wolf 1925, S. 11-12.

¹⁴⁸ Bei Wolf ist die Variabilität der einzelnen Zeichen sogar noch größer, da er neben den Optionen „Normal“ und „Homosexuell“ noch eine „[s]eelig konträr getönte“ Mischform einführt. Wolf 1925, S. 6-7.

¹⁴⁹ Beide Zitate: Hirschfeld (Bd I) 1926, S. 570.

band[en] (= der Begutachtete)“ aus, der den Bezugspunkt für alle Verwandten und für Hirschfelds Untersuchung repräsentiert. Seine Geschwister stehen mit ihm unter diesem ersten Aufzählungspunkt. Es folgen zweitens seine Eltern, drittens die Geschwister des Vaters und deren Kinder, viertens jene der Mutter plus Kinder, fünftens und sechstens die Eltern des Vaters und jene der Mutter.

Weiterhin werden die zwei Versionen der Venuszeichen mit dem nach oben und nach unten gerichteten Kreuz erklärt: Für Ersteres heißt es: „M. bedeutet männlich im Standesregister eingetragen“ und das Venussymbol, das für weiblich steht, bedeutet bei Hirschfeld eine weiblich registrierte Person. Damit bezieht er sich schon durch diese Legende auf die juristische Definition von Geschlecht, mit der er sich auch in seiner Gutachtertätigkeit und vor Gericht auseinandersetzen hatte. Zugleich begrenzt er damit die geschlechtliche Kategorisierung auf einen Verwaltungsakt und billigt ihr keine weitergehende Aussage über das von einer Person gelebte oder empfundene Geschlecht zu. Diese Trennung von bürokratischer und persönlicher Wirklichkeit ist eine grundlegende Bedingung für Hirschfelds Aktivismus, der das juristische Zweigeschlechter-System nicht radikal in Frage stellte und dennoch den Wirklichkeiten gelebter Geschlechtervarianz zu ihrem Recht verhelfen wollte.¹⁵⁰

Entgegen der Leserichtung, der ich bei der Betrachtung des Baumdiagramms gefolgt bin – von oben nach unten, von den ‚Stammeltern‘ zu den Nachkommen (entsprechend einer Deszendenztafel) – schlägt Hirschfeld bei der schriftlichen Auflösung der symbolisierten Einzelpersonen die umgekehrte Richtung ein; er geht von einer Person aus und entfaltet deren Vorfahr_innenschaft (entsprechend einer Aszendenztafel), Ursachenforschung und genealogisches Interesse vermischen sich hier.

Zudem wird klar, dass der Begutachtete, von dem der Stammbaum ausgeht, in der untersten Ebene angesiedelt ist. Aufgrund der Erstnennung als „M. Nr. 1“ gehe ich davon aus, dass es sich bei dem 35-jährigen homosexuellen Kaufmann, der eine „Versorgungsheirat“ mit einer „kalte[n], egoistisch[en]“ Frau eingegangen ist, um die Hauptperson handelt, die in der linken unteren Ecke des Stammbaums durch ein männliches Zeichen mit der Hinzufügung „homosexuell“ dargestellt ist. „M. Nr. 1“ ist das älteste der Geschwister, die in der untersten Ebene der Grafik nebeneinander aufgereiht sind. Die beiden jüngsten ‚Brüder‘ von „M. Nr. 1“, die auf der rechten Seite die Reihe abschließen, sind ebenfalls als homosexuell markiert. Die Ausführungen zu den Symbolen im Text beschreiben zum großen Teil menschliche Eigenschaften und soziales Verhalten („kalt“, „egoistisch“, „männliches Gebaren“, „resolut“, „bestimmt“, „herrschsüchtig“, „energisch“, „weichmütig“, „stolz“, „selbstbewusst“, „geistig hochstehend“) oder seltener das Erscheinungsbild („männlicher Gang“, „sieht ganz mädchenhaft aus“) der einzelnen Familienmitglieder. Hirschfeld verwendet Adjektive wie männlich und weiblich mit ihren traditionellen Konnotationen. Kinderlosigkeit wird bei verheirateten Personen ausdrücklich vermerkt. Auch die berufliche Stellung oder finanzielle Abhängigkeiten scheinen bestimmte sexuelle Dispositionen zu indizieren: Zwei Musiker (Opernsänger und Musikdirektor) und ein Bischof gelten als homosexuell. Der Opernsänger „heiratete eine ältere Frau, die ihn hatte studieren lassen“. Zwei Frauen, wovon die eine selbständig ein großes Geschäft leitet (W. Nr. 9) und die andere sich lebhaft für Politik interessiert (W. Nr. 6), werden als metatropisch klassifiziert. Das Kind des begutachteten „M. Nr. 1“ und die seiner Geschwister tauchen jedoch in der grafischen Darstellung nicht auf. Sogar die Ehefrau der Hauptperson (von „M. Nr. 1“ also) wird nicht eingezeichnet.

¹⁵⁰ „In der Zwischenstufentheorie werden bei aller Vielfalt und Buntheit der dort beschriebenen Erscheinungsformen die gesellschaftlichen Zuordnungen von ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ nicht außer Kraft gesetzt, sondern verfeinert, biologisch begründet und fortgeschrieben.“ Andreas Seeck: „Einführung“, in: Ders. (Hg.): *Durch Wissenschaft zur Gerechtigkeit. Textsammlung zur kritischen Rezeption des Schaffens von Magnus Hirschfeld*, Münster/Hamburg/London 2003, S. 7-23, hier S. 20.

Dieses Fehlen weist deutlich darauf hin, dass es Hirschfeld nur um ganz bestimmte familiäre Beziehungen geht, nämlich um Blutsverwandtschaft und Herkunft. Ehepartner_innen bringen diese Linie durcheinander, sie 'mischen' sich mit ihren Anlagen 'ein' und machen die Familienlinie unübersichtlich.

Apropos Durcheinander: Der Abgleich von Text und Grafik ist unter anderem dadurch kompliziert, dass sich Anzahl (Kinder werden zum Teil eingezeichnet, zum Teil weggelassen, das betrifft zum Beispiel die Kinder der Geschwister des Vaters) und Reihenfolge der Familienmitglieder im Schaubild und im tabellarisch angeordneten Text unterscheiden. Besonders auffällig ist dies im rechten oberen Viertel bei den Geschwistern der (metatropischen) Mutter. In diesem Teil der Familie überkreuzen sich die Anordnungen im Schaubild mit jenen in der Tabelle am Ende des Textbeitrags völlig. Hier ist eine weitere Abweichung der Darstellungsregeln von Hirschfeld zu entdecken. Einer der eingezeichneten Cousins wird unerklärlicherweise bei der Berechnung im Text nicht mitgezählt (dieser ist der einzige '„normale“' Sohn des homosexuellen Onkels ganz rechts in der Geschwisterreihe der Mutter). So kommt es dazu, dass im Text von 25 jenseits des Pubertätsalters stehenden Blutsverwandten (davon 16 Männern) die Rede ist, in der Grafik jedoch von 26 (davon 17 Männern)!

Was könnte der Grund für die Differenz der beiden Berechnungen sein?

Zwischen der schriftlichen Erhebung der Familiengeschichte und ihrer Veröffentlichung im 1. Band der Geschlechtskunde 1926 und ihrer grafischen Darstellung 1927 lag ein Jahr, in dem sich, wie ich ausführen werde, einiges an der statistischen Zuordnung verändert hat. Zudem wurde ein männliches Familienmitglied mehr gezählt.

Es befanden sich hiernach unter 25 jenseits des Pubertätsalters stehenden Blutsverwandten einer einzigen Familie (16 Männern und 9 Frauen):

5 normale Person	davon	3 Männer	und	2 Frauen
4 metatropische	"	"	0	"
2 bisexuelle	"	"	1	"
10 homosexuelle	"	"	9	"
4 artunbekannte	"	"	3	"
<u>25</u>			<u>16</u>	<u>9</u>

Sicherlich liegt hier ein besonders krasser Fall vor, dessen hohe Bedeutung für den ererbten Charakter der Homosexualität aber keineswegs dadurch beeinträchtigt wird, daß er in dieser Ausgedehntheit sicherlich eine Seltenheit darstellen dürfte. Weniger starke habe ich selbst wieder und wieder beobachtet. So lernte ich erst kürzlich aus einer rheinischen Familie von fünf Geschwistern den vierten als homosexuell kennen; zwei Brüder und eine Schwester hatten mich bereits früher aufgesucht; in einem Falle fanden sich unter 8 Geschwistern 3 homosexuelle Töchter und 2 bisexuelle Söhne. Die Eltern waren blutsverwandt. Drei homosexuelle Brüder habe ich wiederholt, zwei außerordentlich oft beobachten können.

Abb. 15: Textabschnitt mit der Berechnung aus *Geschlechtskunde, Band I* (1926)

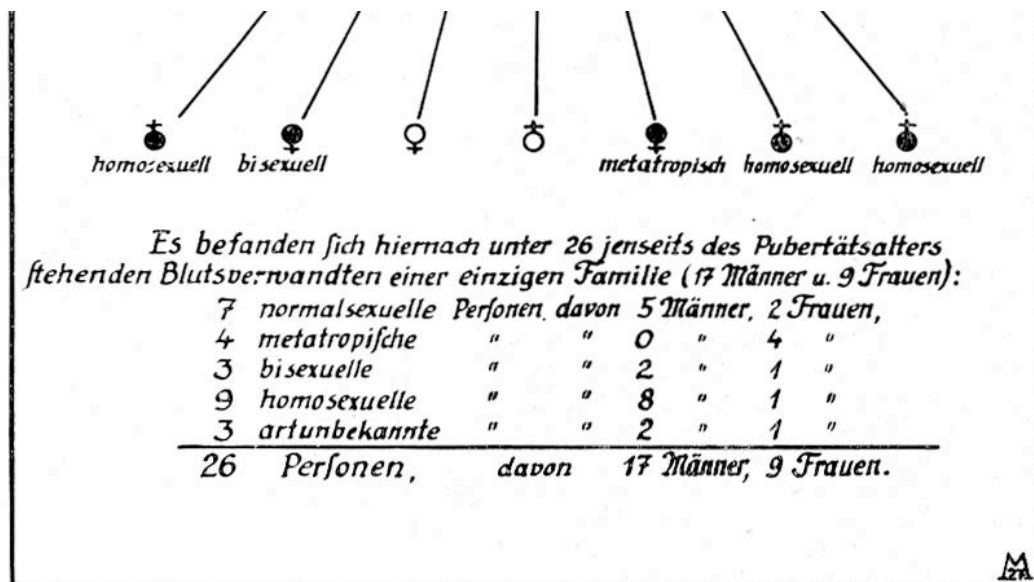


Abb. 16: Ausschnitt der Berechnung aus der Grafik (1927) aus *Geschlechtskunde, Band IV* (1930)

Der Summenblock, der im Fließtext formal identisch mit dem Block unter der Grafik ist, die die jeweils über ihm aufgeführten Personen zu Kategorien zusammenfasst, unterscheidet sich also im Ergebnis in Bezug auf diese eine Person, darüber hinaus aber auch in den Zahlenverhältnissen der addierten Zeilen.

So ist in der Grafik (1927/30) von 7 normalsexuellen, 4 metatropischen, 3 bisexuellen, 9 homosexuellen und 3 artunbekannten Familienmitgliedern die Rede. In der Summe (1926) sind dagegen nur 5 normalsexuelle, 4 metatropische, 2 bisexuelle, dafür aber 10 homosexuelle und 4 artunbekannte Personen aufgeführt. Allein die Anzahl der metatropischen Frauen ist konstant geblieben. Betrachtet man zugleich die geschlechtlichen Zuordnungen, so hat sich im Vergleich nur bei der sexuellen Klassifizierung der Männer etwas verändert. Zwei Männer mehr wurden 1927 als normalsexuell eingeordnet, die Zahl der bisexuellen Männer erhöhte sich um einen. Ein homosexueller Mann und ein artunbekannter Mann tauchen nicht mehr auf, sie hatten sich als Angehörige einer anderen psychosexuellen Kategorie erwiesen, sofern man nicht von weiteren unsichtbaren Änderungen ausgeht.

Das empirische Zahlenwerk präsentiert sich also als veränderbar. Ich will zwei Gründe hierfür vorschlagen: Einblick in den ersten möglichen Faktor gibt der Bericht über das Forschungsvorgehen und die Erhebung der Stammbaumdaten durch Walter Wolf. Er legt dar, dass die Kontakte zu potentiellen Proband_innen durch die gutachterliche Tätigkeit oder andere Beratungen am Institut für Sexualforschung entstanden und dass zudem einige „Unzulänglichkeiten der Methode“¹⁵¹ zu vermeiden waren. Unter anderem problematisiert er die „auffallende Unzuverlässigkeit [von psychopathischen Probanden] in der Darstellung ihrer Abstammungsverhältnisse“. „Fehlangaben erklärten sich bald aus der phantastischen Seelenart der Probanden, bald aus dem Bestreben einzelner Homosexueller, ihre Triebanomalie in tendenziöser Weise mit dem Hinweis auf ebensolche Anomalien bei Verwandten zu legitimieren.“¹⁵² Die Abhängigkeit von „Zuverlässigkeit und Wahrheitsliebe des Darlegenden“ sowie von seinem und seltener ihrem¹⁵³ Einblick in die Psychosexualität der eigenen Eltern- und Großelterngeneration, sowie möglichst darüber hinaus, machten es unumgänglich, die Angaben der Proband_innen mithilfe weiterer Quellen zu überprüfen. Informationen von Verwandten wurden zum Abgleich herangezogen,¹⁵⁴ Nach-Forschungen waren nötig. So scheint es einzuleuchten, dass die Veränderung der Zuordnungen und damit der Summenberechnung einer solchen Nacherhebung bzw. Überprüfung geschuldet ist. Die Forschungsbedingungen evozierten also dynamische Ergebnisse. Ein zweiter Grund könnte in der Veränderung des Psychosexus bei einzelnen Familienmitgliedern zu sehen sein. Allerdings ist diese Vorstellung einer individuellen sexuellen Neuorientierung möglicherweise zu stark von aktuell zirkulierenden Geschlechter- und Sexualitätstheorien und TriQ¹⁵⁵-Lebensweisen geprägt. Nach meinem Stand der Lektüre vertrat Hirschfeld in seiner Zwischenstufen-Theorie (siehe die Kurzbiografie auf S. 58) zwar die größtmögliche sexuelle ‚Artenvielfalt‘, thematisierte darin jedoch weniger die Frage nach den temporalen Zwischenstufen, also nach den psychosexuellen Transformationen innerhalb eines bestimmten Zeitraums.¹⁵⁶

Überschläge ich nun die veränderte Aufstellung, ist insgesamt eine Verschiebung der Zahlen weg von der Intersexualität zu bemerken. 7 von 26 Personen – also 20 Prozent - werden 1927 als ‚Normalsexuelle‘ eingeordnet. Die prozentualen Werte der Normalsexualität bei Männern im Jahr 1926: 3 Männer von 16 sind ‚normal‘ (das heißt 18,75 Prozent) und im Jahr 1927: 5 Männer von 17 sind ‚normal‘ (das heißt 29,4 Prozent) und bei Frauen (nach wie vor ca. 22 Prozent) der Familie Fenn haben sich durch die beobachteten Veränderungen voneinander entfernt. Dennoch bleibt es dabei, dass nur etwa 1/4 der Mitglieder der Familie Fenn zu den als ‚normal‘, sprich heterosexuell Bezeichneten zählen. An der starken Verschiebung durch die Neuklassifizierung von nur zwei Familienmitgliedern, ist allerdings auch deutlich zu bemerken, wie klein diese Stichprobe ist und somit wie wenig aussagekräftig die Prozentzahlen für sich genommen sind. Dass ich diese zahlenmäßigen Unterschiede nicht sofort entdeckt habe, verdeutlicht, wie evident die formalisierte mathematische Anmutung von Hirschfelds Aufstellungen wirkt und wie sehr sie Vertrauen und vermeintliches Wissen schafft.

¹⁵¹ Wolf 1925, S. 2.

¹⁵² Beide Zitate: Wolf 1925, S. 2. Im Begriff der Anomalie werden bei Wolf gesellschaftliche Bewertungen und statistische Seltenheit miteinander verwoben.

¹⁵³ „Daß unter den Probanden erheblich weniger Frauen als Männer auftreten, erklärt sich daraus, daß gleichgeschlechtlich veranlagte Frauen nur selten den Arzt aufsuchen, da sie von den strafgesetzlichen Bestimmungen wenigstens hierzulande nicht getroffen werden und sie der öffentlichen Aufmerksamkeit ohnehin leichter entgehen als die homosexuellen Männer.“ Wolf 1925, S. 3.

¹⁵⁴ Vgl. Wolf 1925, S. 3.

¹⁵⁵ TransInterQueer ist ein Berliner Verein, der mit seinem Namen für solche Lebensweisen steht. [www.transinterqueer.org, abgerufen am 6.12.2012].

¹⁵⁶ Selbst in seinem Absatz über das „[u]rnische Kind“ (S. 565-570) wirkt die psychosexuelle Verfassung zielgerichtet, sodass der zeitliche Verlauf der Entwicklung auf die vorherzusehende urnische Konstitution hin und mögliche Abweichungen durch die zeitliche Entwicklung nicht thematisiert werden. Die These von der „Unbeeinflussbarkeit der Homosexualität“ (S. 568-69) steht dem entgegen. Vgl. Hirschfeld (Bd. I) 1926, S. 565 ff.

Objektivierung und Normalisierung als Effekte des Diagramms

Der Natur- und Sozialwissenschaftler Rainer Herrn benennt zwei grundlegende Tendenzen in Hirschfelds Arbeit als Sexualwissenschaftler: die Objektivierung und die Normalisierung (vor allem von Homosexualität).¹⁵⁷ Das hier betrachtete Diagramm koppelt beide Herangehensweisen aneinander, indem es einerseits auf objektivierten, erhobenen Daten beruht und andererseits die verschiedenen sexuellen Varianzen in der dargestellten Familie in einen ‚ganz normalen‘ Familienstammbaum integriert.

Durch die Einbindung in einen Stammbaum wird die Zugehörigkeit zur sozialen Einheit der Familie betont und außerdem wird die Vererbung als mögliche Begründung der verstärkt auftretenden Abweichungen nahegelegt. Eine solche biologische Begründung versprach in einer Zeit, in der die Medizin durch die Naturwissenschaften, vorrangig durch die Biologie,¹⁵⁸ geprägt war, sowohl die Akzeptanz von Kolleg_innen, als auch die der breiten Öffentlichkeit. „Ähnlich wie schon früher Karl-Heinz Ulrichs (1825-1895) bediente sich Hirschfeld dabei einer biologistischen Argumentation: Homosexualität sei eine angeborene ‚natürliche‘ Konstitution, und dürfe als solche nicht unter Strafe gestellt werden. [...] Die Argumentation schien zwei weitere Vorteile zu bieten: Zum Einen wollte Hirschfeld Homosexuelle vor gesellschaftlichen Zugriffen schützen. Ist Homosexualität angeboren, so erscheint es als sinnlos, Homosexuelle durch Psychotherapie oder durch Verheiratung umzupolen. [...] Zum Anderen suchte er den ‚Normalen‘ ihre Ängste zu nehmen: Den Befürchtungen, daß Jugendliche zur Homosexualität verführt würden und daß es zu einer massenhaften Verbreitung dieses ‚Lasters‘ kommen könnte, setzte er entgegen: *„Gibt es eine homosexuelle Konstitution, so gibt es keine Verführung“*¹⁵⁹

Mit dieser Argumentation konnte Hirschfeld es wagen, mittels des Diagramms einen Einspruch dagegen zu formulieren, dass abweichende Sexualität überhaupt nicht oder lediglich in geringem Maße existiere. ‚Nicht-normales‘ sexuelles Verhalten kann demnach – zahlenmäßig gesehen jedenfalls – das ‚normale‘ Verhalten übertreffen.

Über Familienstammbäume

Herkömmliche Familienstammbäume legen ein heteronormatives – die Eltern sind immer ein Mann und eine Frau – Konzept von Familie zugrunde.

Sexualität wird darin auf eine sehr spezifische Weise entworfen. Sie wird nur sichtbar, insofern sie der erfolgreichen Reproduktion von Nachfahren dient. Diese Repro-Sexualität, also die sexuelle Betätigung zur Zeugung von Kindern und zur Stärkung der Nation, spielte in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg eine gravierende Rolle.¹⁶⁰

¹⁵⁷ Rainer Herrn: „Magnus Hirschfeld (Lexikonartikel)“, in: Günter Grau, Volkmar Sigusch (Hg.): *Personenlexikon der Sexualforschung*, Frankfurt a.M., New York 2009, S. 284-294, hier S. 289.

¹⁵⁸ „Über eines war sich die überwiegende Mehrheit ihrer Akteure einig: Die Sexualwissenschaft sollte als eine Naturwissenschaft aufgefaßt werden, und zwar als eine biologische oder medizinische Wissenschaft. Wenn die Forschungen sich zwar auch auf kulturgeschichtliche und (in begrenztem Maße) soziologische Themen erstreckten, so wurde die Biologie doch als deren Basis angesehen.“ Andreas Seeck: „Aufklärung oder Rückfall? Das Projekt der Etablierung einer ‚Sexualwissenschaft‘ und deren Konzeption als Teil der Biologie (1998)“, in: Ders. (Hg.): *Durch Wissenschaft zur Gerechtigkeit? Textsammlung zur kritischen Rezeption des Schaffens von Magnus Hirschfeld*, Münster/Hamburg/London 2003, S. 173 - 205, hier S. 178.

¹⁵⁹ Hervorhebung M.H. Hirschfeld 1926, S. 563, zitiert nach Seeck 2003, S. 7-23, hier S. 14-15. Karl Heinz Ulrichs war Jurist und kämpfte ebenfalls für die Gleichberechtigung der Homosexuellen. Im Zuge dessen entwickelte er eine Theorie über gleichgeschlechtliche Liebe, den ‚Uranismus‘, der in vielerlei Hinsicht Vorbild für Hirschfeld war.

¹⁶⁰ „Weiterhin führte der Krieg zu veränderten Positionen in der ‚Bevölkerungsfrage‘ [...]. Kriegsverluste und kriegsbedingter Geburtenrückgang trugen dazu bei, ‚Reproduktion‘ bzw. Kindererzeugung als wichtigste Aufgabe der deutschen Familie hervorzuheben. Durch eine große Bevölkerungszahl sollte

6.1.11 Das Diagramm als Darstellung einer Familienlinie

Die Kulturwissenschaftlerin Sara Ahmed hat gerade die Vorstellung des familiären Erbes und der damit verbundenen Familienlinie (auch weiterführend die der Lebenslinie) als ein von Heterosexualität und Rassismus geprägtes Herrschaftsinstrument beschrieben.¹⁶¹ Die Lebenslinien, von denen Ahmed spricht, bestimmen die von Konventionen geprägten und durch mehrheitliche Wiederholung bestätigten Weisen, das Leben zu leben. Trampelpfade, die im englischen ‚desire lines‘ heißen, sind ein Bild für das Abweichen von diesen vorgesehene Lebenslinien, da sie auf der Wiederholung von vielen Individuen basieren, die schnell und ungeplant einen neuen Weg auf dem Boden entstehen lassen. So kann sich als Ergebnis des Abweichens vom Pfad ein alternativer Weg herausbilden. Ahmed bezieht dieses Bild auf lesbisches Leben, das durch ein von der heterosexuellen Norm abweichendes Begehren entsteht. Von ihren eigenen Erfahrungen ausgehend, hält sie fest, dass der lesbische Körper die Form der Welt nicht weiterführt, da die Welt um die Form des heterosexuellen Paares herum organisiert ist.

In einer an ‚Normalität‘ orientierten Mehrheitsgesellschaft geht es – laut Ahmed – auch heute noch darum, „auf der geraden Linie“ zu bleiben, also das familiäre Erbe der Heterosexualität und der ethnischen ‚Reinheit‘ zu bewahren und dadurch die Linie gerade fortzuführen.¹⁶² Im heterosexuellen Leben ist die Folge bestimmter Phasen (Geburt, Kindheit, Jugend, Heirat, Reproduktion, Tod) vorgesehen.¹⁶³ Sie bilden die ‚richtige‘ Form, die ein Leben annehmen sollte. Ein queeres Leben sei in diesem Sinne eines, das diese Leistung nicht erbringt.¹⁶⁴

Nach Alys Weinbaum sind die Reproduktion der Art und die sexuelle Reproduktion zweier Menschen Gleichschaltungsakte, die zusammenfallen.¹⁶⁵ Vererbung ist das zugrundeliegende Prinzip. Das heterosexuelle Paar ist der Punkt, von dem aus sich die Welt entfaltet. Hinzu kommt die Tradition, in der die Eltern auch ihr Vermögen (darin ist auch das Gut der Heterosexualität enthalten) vererben. Ahmed nennt Heterosexualität „die tödlichste und zugleich intimste Form eines väterlichen Geschenks“.¹⁶⁶

Die Nachkommen sind gefordert, etwas für diese ‚Gabe‘ (Marcel Mauss) zurückzugeben.¹⁶⁷ Die „Schuld des eigenen Lebens“ kann nur durch ein heterosexuelles Leben und die Fortsetzung

die Wehrkraft, Wirtschaftskraft und politische Macht Deutschlands gestärkt werden. Es kam vor 1918 noch nicht zu einer systematischen Bevölkerungspolitik, wohl aber wurden Grundlagen für die spätere Bevölkerungsdebatte [...] gelegt.“ Arne Duncker: „Politisches ‚Milieu‘, Familienwirklichkeit und Rechtsreform. Katholische und sozialdemokratische Positionen in der Weimarer Republik“, Rezension von Rebecca Heinemann: *Familie zwischen Tradition und Emanzipation*. München 2004.

[www.querelles-net.de/index.php/qn/article/view/329/337, abgerufen am 4.12.12].

¹⁶¹ Sara Ahmed: *Queer Phenomenology. Orientations, Objects, Others*, Durham/London 2006.

¹⁶² „This family line establishes what we could call a racial line, which ‚directs‘ reproduction toward the continuation of that line“ [alle folgenden Zitate von Sara Ahmed in eigener Übersetzung]. Ahmed 2006, S. 122.

¹⁶³ Ahmed 2006, S. 21. Sie verweist hier außerdem auf Halberstams Reflektionen der ‚Zeitlichkeit‘ der Familie. Judith Halberstam: *In a Queer Time and Place: Transgender Bodies, Subcultural Lives*, New York 2005, S. 152-153.

¹⁶⁴ Ahmed 2006, S. 21.

¹⁶⁵ „Alys Weinbaum (2004: 5) calls this the ‚race/reproduction‘ bind, where ‚sexual reproduction‘ and ‚species reproduction‘ are conflated“. Ahmed 2006, S. 121. Siehe auch Alys Weinbaum: *Wayward reproductions: Genealogies of Race and Nation in Transatlantic Modern Thought*, Durham, N.C. 2004.

¹⁶⁶ „We saw in Freud’s narrative [*The Psychogenesis of a Case of Homosexuality in a Woman*] how heterosexuality can function as the most intimate and deadly of paternal gifts“. Ahmed 2006, S. 85.

¹⁶⁷ Ahmed 2006, S. 85-86.

der familiären Linie getilgt werden.¹⁶⁸ Abweichungen von dieser Norm werden in der Linie des herkömmlichen Stammbaums als Endpunkte eingeschrieben.¹⁶⁹

Vererbung entsteht also sowohl aus biologischen wie aus sozialen Faktoren (durch die Arbeit der Generationen).¹⁷⁰ Ein Erbe beinhaltet den Empfang und den Besitz von Dingen und einer Platzierung in der familiären und sozialen Ordnung.¹⁷¹ Diese Platzierung bestimmt unter anderem, wen wir mit nach Hause bringen dürfen. Heterosexismus und Rassismus gehen bei der Wahl einer_eines idealen Partners_Partnerin Hand in Hand. Die Anweisung der Familie besteht darin, eine_n Partner_in des anderen Geschlechts und der gleichen Herkunft *heim zu bringen*.¹⁷² Heimbringen meint, dass diese_r sich zumindest potentiell in den Stammbaum einreihen ließe, ja ihn fortsetzen könnte. Die Genealogie manifestiert sich in den vertikalen und horizontalen Linien eines heterosexuellen Familienstammbaums, in dem die horizontalen Linien für die Ehe stehen und die vertikalen zu den ehelichen Nachkommen hinführen.

Ahmeds Perspektive, insbesondere hinsichtlich des Stichworts der Vererbung und seines machtvollen Gebrauchs, bietet den Anlass für einen geschärften Blick auf Hirschfelds Aufzeichnungen über die Familie Fenn von heute aus. Ahmed kritisiert die Familienlinie als Vorschrift, nach der es zu leben gilt. Diese Metapher wird hier in Form der diagrammatischen Linien materialisiert. Bestimmte Lebensweisen, die als Abweichungen von der linearen Norm angesehen werden, wären demnach nicht legitim und würden nicht als Bestandteil der Gesellschaft anerkannt.¹⁷³ Was also geschieht, wenn solche illegitimen Subjekte in einen Stammbaum eingereiht werden, wie bei Hirschfeld geschehen?

Darüber hinaus lässt sich mit Ahmed erkennen, dass sich Homosexualität und die Reproduktion der Art prinzipiell widersprechen, und dass der von Hirschfeld gestaltete Stammbaum also mehr verbirgt als er zeigt. Denn er beruht auf einem Ausblenden der gesellschaftlichen Zwänge, die die verschiedenen intersexuellen Personen dazu bringen, zu heiraten und Kinder zu zeugen, um sozialen Zwängen zu entsprechen und den Anschein von ‚Normalität‘ zu wahren. Die Unstimmigkeiten zwischen schriftlicher und diagrammatischer Zählung, die sich in der Publikation 1930 auffinden lassen, sind nur ein kleiner Hinweis auf die Verzerrung, die ein nicht-heterosexuelles Familienleben durch das formgebende Untersuchungsformat und seine Darstellung erfährt.

Indem Ahmeds Theorie sowohl den Zwang, die familiäre wie die ethnische Linie fortzusetzen, thematisiert, lässt sich ein Dilemma in Hirschfelds Werk scharf stellen. Berücksichtigt man nämlich das nationalsozialistische Gebot ‚planmäßiger Fortpflanzungsauslese‘,¹⁷⁴ das über eine

¹⁶⁸ „Heterosexuality becomes a social as well as familial inheritance through the endless requirement that the child repay the debt of life with its life“. Ahmed 2006, S. 86.

¹⁶⁹ „One way of defending the line is to make the deviant ‚the end point‘.“ Ahmed schlägt im Gegenzug vor, diese Endpunkte zu Anfängen queerer und gemischter Genealogien (mehr dazu vgl. Ahmed 2006, S. 153-154) zu machen. „The black sheep and other family deviants could even be considered to offer an alternative line of descent“. Ahmed 2006, S. 127.

¹⁷⁰ Ahmed bezieht sich hier auf eine marxistische Geschichtskonzeption. Ahmed 2006, S. 125.

¹⁷¹ Ahmed 2006, S. 127.

¹⁷² „Such delimitations [who is available for love] is not simply about the reproduction of heterosexuality (the requirement that we bring home the ‚other sex‘), but also the reproduction of culture as a ‚shared attribute‘ through the very demand that heterosexual love returns to the family in the sense of reflecting back its image (the requirement that we bring home the ‚same race‘)“. Ahmed 2006, S. 128.

¹⁷³ Man_frau könnte mit Judith Butler auch über fehlende Intelligibilität sprechen.

¹⁷⁴ „Die Familienpolitik im Nationalsozialismus wurde voll in den Dienst einer rassistischen Bevölkerungspolitik gestellt. Dem Ziel der quantitativen Mehrheit des deutschen Volkes und seiner rassischen Selektion galten sowohl die Eheverbote zwischen sogenannten arischen und nicht-arischen Partnern in den Nürnberger Rassegesetzen und Zwangssterilisierungen für als minderwertig eingestufte Bevöl-

naturwissenschaftliche Vorgeschichte in der Sexualwissenschaft und Medizin wenigstens seit 1900 verfügt, dann bedeutet die in der Aufzeichnung einer sexuell vielfältigen Familie enthaltene Aussage, dass Intersexualität erblich bedingt sei, deren Gefährdung. Dass Hirschfeld das Gefahrenpotenzial seiner Position offenbar nicht sah, lastet Volkmar Sigusch seiner bedingungslosen Fortschrittsgläubigkeit, Vaterlandsliebe und Naivität an.¹⁷⁵

Noch 1933, nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten, schrieb Hirschfeld: „Die Eugenik bezweckt durch die Hervorbringung besserer und glücklicherer Menschen die Entstehung einer besseren und glücklicheren Menschheit“.¹⁷⁶ „Vorher hatte er sich schon abwägend, niemals fanatisch, für die ‚Ausjätung schlechter Menschenkeime‘ ausgesprochen, für die Verbesserung des Menschengeschlechts mittels Zwangskastration und Zwangssterilisierung.“¹⁷⁷

Seeck fasst – im Widerspruch zu Sigusch – die heftigen Kontroversen um Hirschfelds Eintreten für die Eugenik zusammen:¹⁷⁸ Hirschfeld habe sich für eine „konsensbezogene Eugenik“¹⁷⁹ ausgesprochen, die auf Zwangsmaßnahmen weitestgehend verzichten sollte. Er war für entsprechende Informationen in Sexualberatungsstellen, wandte sich jedoch „energisch gegen eugenisch indizierte Euthanasie“.¹⁸⁰ Außerdem habe Hirschfeld Eugenik nicht mit Rassismus verbunden, sondern sei für ‚Mischehen‘ und ‚Rassenmischungen‘ eingetreten. Seine Vision von Eugenik habe die Höherentwicklung der Menschheit als Ganzes, nicht die einer bestimmten ‚Rasse‘¹⁸¹ anvisiert. „Dennoch war er als naturwissenschaftlich orientierter Arzt so sehr im eugenischen Diskurs verhaftet, dass er den Referenzrahmen der Degenerationstheorie nicht hinter sich lassen konnte.“¹⁸²

Mit dem Bestreben, die Menschheit als Ganzes zu verbessern, stellte sich Hirschfeld in den Dienst der Bio-Macht, die entlang der jeweils herrschenden (bevölkerungs-)politischen Maßgabe bestimmte, „welche Form Leben annehmen müssen, um als ‚lebenswert‘ zu gelten“.¹⁸³

kerungsgruppen, als auch zahlreiche Fördermaßnahmen zur Geburt von mehr Kindern für deutsche Ehepaare, unter anderem Ehestandsdarlehen, die durch die Geburt von vier Kindern vollständig getilgt werden konnten.“ Christiane Dienel: *Bevölkerungspolitik in Deutschland*, Berlin 2007. [www.berlininstitut.org/fileadmin/user_upload/handbuch_texte/pdf_Dienel_Bevoelkerungspolitik_Deutschland.pdf, abgerufen am 4.12.2012].

¹⁷⁵ „Er glaubte an die ethische Kraft des Faktischen, an Naturwissenschaft und Vaterland.“ (S. 64) und „Tatsächlich kämpfte Hirschfeld mutig wie kaum ein zweiter gegen die Diskriminierung sexueller Minderheiten. Doch er konnte Experimenten am Menschen keinen reflektierten Widerstand entgegensetzen, weil er fortschrittsgläubig war.“ (S. 65). Volkmar Sigusch, „Man muß Hitlers Experimente abwarten“. Magnus Hirschfeld und die Hirschfeld-Renaissance (1985/1990)“, in: Andreas Seeck (Hg.): *Durch Wissenschaft zur Gerechtigkeit. Textsammlung zur kritischen Rezeption des Schaffens von Magnus Hirschfeld*, Münster/Hamburg/London 2003, S. 63-68.

¹⁷⁶ Magnus Hirschfeld: *Die Weltreise eines Sexualforschers*, Brugg/Schweiz 1933, hier Absatz VII, zitiert nach Sigusch, 2003 S. 65.

¹⁷⁷ Sigusch 2003, S. 65. Sigusch zitiert Hirschfelds Formulierung in *Geschlechtskunde, Bd. III*, Stuttgart 1930, S. 47.

¹⁷⁸ Die Zusammenfassung der Kontroverse siehe Seeck 2003, S. 13-14.

¹⁷⁹ Seeck 2003, S. 13.

¹⁸⁰ Seeck. 2003, S. 14.

¹⁸¹ Siehe den Eintrag dazu bei Cornelia Schmitz-Berning: *Vokabular des Nationalsozialismus*, Berlin/New York 2000, S. 481 ff.

¹⁸² Herrn 2008, S. 191.

¹⁸³ Ahmed 2006, S. 84.

6.1.12 Zusammenfassend: Gemischte Genealogie

Wie Magnus Hirschfeld unterstützt auch Sara Ahmed die Perspektiven „gemischter Genealogien“: Ahmed versteht darunter solche, „die sich von den Linien konventioneller Genealogien entfernen“.¹⁸⁴ Damit meint sie ausdrücklich nicht, „dass nur *mixed-race*-Körper über gemischte Genealogien verfügen würden oder dass es Körper gäbe, die rein oder ‚nicht gemischt‘ seien. [...] Wenn Genealogie sich geradezieht, wenn sie eine gerade Linie etabliert, haben wir einfach ihr Gemischt-Sein aus dem Blick verloren.“¹⁸⁵

Zwar enthält Hirschfelds Diagramm über die Fenns viele gerade Linien, aber das ist bei Ahmed nicht gemeint. Das Diagramm zeigt auf, dass eine Familie aus normalen *und* nicht-normalen Personen besteht und dennoch nicht zusammenbricht. Das liegt unter anderem an der breiten Basis, die die aufgefächerten Linien der untersten Ebene bilden; eine Basis, die zudem auf einem Zahlenfundament aufsetzt. Die Endpunkte, die herkömmlicherweise durch Abweichungen von der heterosexuell-reproduktiven Linie des Stammbaums entstehen, werden hier nicht systematisch zu sehen gegeben. Entweder stehen homosexuell markierte Endpunkte mit anderen Endpunkten auf einer Höhe (zum Beispiel in der Reihe der Geschwister von Vater und Mutter werden Kinder auch von heterosexuellen Familienmitgliedern aus gestalterischen oder Platzgründen teilweise nicht eingezeichnet, sodass vermeintliche Endpunkte entstehen), oder heterosexuelle Familienmitglieder ohne Nachwuchs sind durch ihren Platz im Familienbaum exponiert als Endpunkte der Familienlinie eingezeichnet (das normal-männliche Zeichen auf der Ebene der Kinder der Geschwister der Mutter ganz rechts, welches den „ganz männlich[en], verlobt[en]; Hotelbesitzer“¹⁸⁶ repräsentiert). Solche Brüche der Darstellungsregeln der ‚geraden Genealogie‘ stehen – zusammen mit der beschriebenen rechnerischen Normalisierung – trotz aller Anpassung an herrschende Begrifflichkeiten oder bipolare Denkmodelle nach meinem Erachten für eine Infragestellung dessen, was als Norm angesehen wird.

Eine ‚schräge Wahrnehmung‘, die die Desorientierung fördert, wie es sich Ahmed in Bezug auf allzu gerade familiäre Linien wünscht,¹⁸⁷ verfügt hier über begrenzte Hilfsmittel: Die buchstäbliche Umkehrung, die Hirschfeld in beiden Diagrammen vornimmt, einmal durch die unvor(her)gesehene Setzung der Begriffe Homo- und Heterosexualität im *Intersexuellen Konstitutions- und Variationsschema* (1923) und zweitens durch das Umkehren des weiblichen Venuszeichens in ein männliches. Die grafische 180-Grad-Wende steht zwar Lesegewohnheiten entgegen, setzt aber Wertmaßstäbe nicht automatisch außer Kraft.

¹⁸⁴ „[A] mixed genealogy is one that gets ‚away‘ from the lines of conventional genealogy“. Ahmed 2006, S. 143.

¹⁸⁵ „This is not to say that only mixed-race bodies have mixed genealogies, or that there are bodies that are pure or ‚not mixed.‘ [...] When genealogy straightens up, when it establishes its line, we have simply lost sight of its mix.“ Ahmed 2006, S. 143.

¹⁸⁶ Hirschfeld 1926, S. 571.

¹⁸⁷ „[Q]ueer moments happen when things fail to cohere. In such moments of failure, when things do not stay in place or cohere as place, disorientation happens.“ Ahmed 2006, S. 170.

6.1.13 Fazit zu Schema und Stammbaum: Eingebettete Evidenz

Hirschfelds Bestreben, durch Rückgriffe auf traditionelle Darstellungsformate wie den ‚Baum des Lebens‘ und den Stammbaum sowie durch Berechnung Evidenzeffekte zu erzeugen, lässt sich sicher mit dem Legitimationsbedürfnis seiner umstrittenen wissenschaftlichen Position¹⁸⁸ erklären.

In beiden Fällen – dem *Intersexuelle Konstitutions- und Variationsschema* und im Stammbaum der *Intersexuellen Familie „Fenn“* – bettet Hirschfeld die eigenen sexualwissenschaftlichen Darstellungen in bekannte Vorlagen ein, um die Lesbarkeit der Schaubilder zu erhöhen. Die Anlehnung der beiden vorliegenden Diagramme an Darstellungsformen, die auf anerkannte kulturelle Einheiten (Glaubensgemeinschaft oder Familie) verweisen, wirbt außerdem für die Akzeptanz des Gezeigten.

Anstatt jedoch nur auf die radikale Autonomie einer durch und durch homo- bzw. intersexuellen Familie zu setzen, hebt Hirschfeld im Baum der Familie Fenn die Verlässlichkeit der gemeinsamen gemischten Aszendenz hervor. Damit vergleichbar bindet das *Intersexuelle Konstitutions- und Variationsschema* unterschiedlich verfasste Formen von Geschlechtlichkeit und Sexualität in ein Weltmodell ein.¹⁸⁹ Dass beides nicht ohne Spannungen geschieht, ist im Fennschen Familienbaum sehr eindrücklich an den Diagonalen, die vom zentralen Elternpaar ausgehen, auszumachen. Vier diagonale Linien halten auf die vier Ecken des umgebenden Rahmens zu. Beim Jahrbuch-Schema von 1923 sind es Verstrebungen, die zum in der Mitte nach unten versetzten, ‚gefallenen‘ Infantilismus führen. Er befindet sich in der sechseckigen Zelle, eingeschlossen und gefasst, unter Kontrolle durch eine eckige Klammer. Evident wird also, dass in einem System mannigfaltiger Sexualitäten und Geschlechter starke Kräfte wirksam sind. Zusammenhalt oder die Vereinbarkeit von Differenzen ist nur unter der Voraussetzung machbar und erhaltbar, dass explosive oder auch abjekte Elemente des Systems – wie der Infantilismus – unter Kontrolle gehalten werden. Die Diagramme stellen zwar Harmonie dar, jedoch eine, die nicht einfach gegeben ist, sondern eine, die von Hirschfeld als Abstraktum projiziert wird und dabei immer gesellschaftlich verfertigt bleibt.

¹⁸⁸ „Den Homosexuellen erschien er zu altväterlich [es gab einen ‚virilen‘ Flügel der beginnenden Homosexuellenbewegung, der Hirschfelds Theorie ablehnte], den Linken als zu reformistisch. Für die Intellektuellen orientierte er sich zu sehr auf ein kleinbürgerliches Publikum: in seinen Schreibweisen, in dem vom Institut für Sexualwissenschaft angezogenen Klientel.“ Lautmann 2004, S. 310 f.

¹⁸⁹ Hirschfeld stellt in seinem Schema [gemeint ist das *Intersexuelle Konstitutions- und Variationsschema*] zunächst phänomenologische Verwandtschaften der Zwischenstufen-kategorien her, die er als *geschlossenes System* betrachtet.“ Eigene Hervorhebung. Herrn 2008, S. 185.

6.2 Das Diagramm als Datenbild am Beispiel der Kinsey-Reports

In diesem Abschnitt werde ich Visualisierungen aus den sogenannten ‚Kinsey-Reports‘ – das sind *Sexual Behavior of the Human Male* (1948)¹ und *Sexual Behavior of the Human Female* (1953)² – auf ihre Evidenz- und Normalisierungseffekte hin untersuchen. Dabei ist im Vergleich zu den sonstigen, hier verhandelten Diagrammproduktionen ein anderer Blickwinkel einzunehmen, da es sich bei den beiden Berichten um die Ergebnisse groß angelegter empirischer Interview-Studien handelt, die zunächst und vor allem quantitativ ausgewertet wurden und – hierbei waren die Diagramme hilfreich – kondensiert vermittelt wurden.

6.2.1 Das Diagramm *Principle involved in a twelve-way breakdown* (1948)

Ich beginne mit der näheren Betrachtung von Abbildung Nr. 3,³ dem ersten Baumdiagramm im Bericht über das sexuelle Verhalten des Mannes. Die erste Abbildung in *Sexual Behavior of the Human Male* (SBM) stellt die geografische Verteilung der Herkunft der befragten Männer auf einer US-amerikanischen Landkarte⁴ dar, die zweite ein kodifiziertes Protokoll in tabellarischer Form.⁵ Die dritte Abbildung, die hier näher betrachtet wird, ist so gesetzt, dass man das Buch drehen muss, um die Worte gut lesen zu können. Die Grafik ist unternitelt mit *Principle involved in twelve-way breakdown* (in der deutschen Ausgabe *Die bei der zwölffachen Unterteilung beachteten Gesichtspunkte*). Die Grafik führt also grundlegende Unterscheidungen ein, die für die Untersuchung von Gewicht sind.

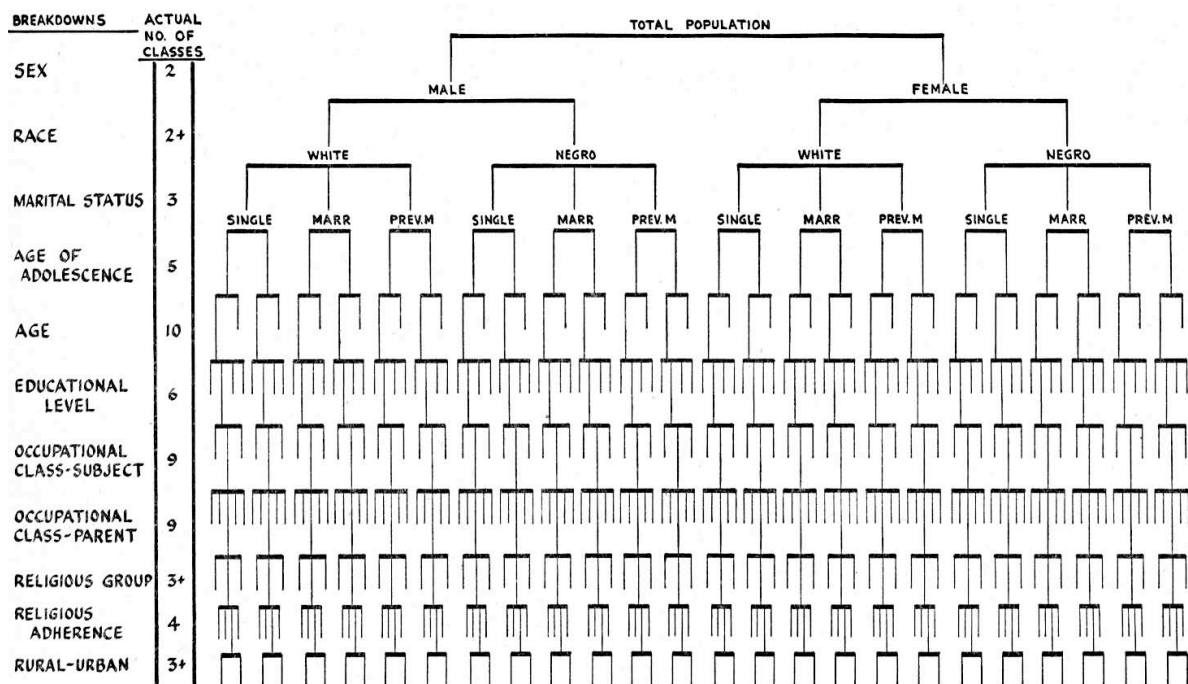


Abb. 17 Alfred Kinsey, Wardell Pomeroy, Clyde Martin, *Principle involved in a twelve-way breakdown* (1948)

¹ Alfred C. Kinsey, Wardell B. Pomeroy, Clyde E. Martin: *Sexual Behavior of the Human Male*, Philadelphia/London 1948 (dt.: *Das sexuelle Verhalten des Mannes*, Berlin/Frankfurt a.M. 1955).

² Alfred C. Kinsey, Wardell B. Pomeroy, Clyde E. Martin, Paul H. Gebhard: *Sexual Behavior of the Human Female*, Philadelphia/London 1953 (dt.: *Das sexuelle Verhalten der Frau*, Berlin/Frankfurt a.M. 1954).

³ Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 80.

⁴ Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 5.

⁵ Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 72. Siehe auch Abb. 18, S. 100.

Die Geometrie der Liniengrafik ist bestechend regelmäßig und feingliedrig. An ihrem linken Rand steht eine Leiste mit Begriffen, offenbar die Legende, die durch zwei Vertikalen von der größeren Hauptstruktur rechts abgeteilt ist. Die beiden Linien rahmen eine Zahlenkolonne, die Zahlen darin sind so untereinander angeordnet, dass sie jeweils auf eine Ebene der Baumstruktur rechts treffen.

Die Grundstruktur, die den größten Teil der Seite einnimmt, ist die eines Baumdiagramms; es beginnt, von oben nach unten gesehen, mit einer waagerechten Linie, deren Länge etwa der Hälfte der Breite der Gesamtstruktur entspricht. An den Enden dieser längsten Waagerechten zweigen zwei kurze Senkrechten nach unten ab, sie münden in den Worten ‚male‘ und ‚female‘. Unter diesen Begriffen liegt jeweils wieder eine, schon wesentlich kürzere Horizontale, die wieder in zwei Senkrechten mündet. Die insgesamt vier Senkrechten auf dieser Ebene treffen einmal in der linken Hälfte (von ‚male‘) und einmal in der rechten Hälfte (von ‚female‘) auf die Begriffe ‚white‘ und ‚negro‘. Damit stehen auf dieser Ebene vier Wörter nebeneinander. Wieder sind diese mit waagerechten Linien unterlegt, die diesmal in je drei Senkrechten übergehen. Am Ende dieser Linien angekommen, sind also viermal die drei Ausdrücke ‚single‘, ‚marr‘ und ‚prev-m‘ zu lesen. Der Platz lässt pro Wort gerade noch fünf normalbreite Buchstaben zu. Von jedem der inzwischen zwölf Begriffe, die nebeneinander stehen, geht wieder eine Verzweigung ab, die nun allerdings nicht mehr an ein neues Wort anschließt, sondern direkt an die nächste, noch kürzere horizontale Linie. Diese mündet, abweichend von den vorherigen Waagerechten, nicht wieder in zwei Senkrechten, die zur nächsttieferen Ebene aufschließen, sondern in einer Art Haken, der lediglich auf einer Seite hinab reicht. Damit ist das bis hierhin durchgehaltene Prinzip einer diagrammatischen Baumstruktur, dass *jeder* Zweig weiterführt, gestört. Das Prinzip hat sich mit dem Verschwinden der Benennung an den Einmündungen verändert: Ab der fünften waagerechten Ebene führt jeweils nur eine der Linien von einer Gabelung, die über bis zu fünf ‚Zinken‘ verfügen, weiter nach unten. Die übrigen kürzeren Senkrechten stoppen auf halber Höhe und bilden zusammen ein Muster, das je nach Anzahl der Ableger an (sehr gerade geschnittene) Teppichfransen oder Parkplatzmarkierungen erinnert. Auf der letzten horizontalen Ebene angekommen, ändert sich das Prinzip erneut und die letzte Teilung ergibt wieder je zwei Vertikalen, die bis zum unteren Rand der Grafik reichen, sodass keine von ihnen ‚in der Luft‘ stehenbleibt. Im Überblick wirkt die ganze Verzweigungsstruktur überaus aufgeräumt und sortiert. Gleichzeitig mutet sie durch die Rhythmuswechsel zwischen *mehr* und *weniger* Senkrechten, die *alle* oder *nur teilweise* auf der nächsten Horizontalen auftreffen, abwechslungsreich an. Präsentiert werden sich abwechselnde Ordnungen, wodurch sich teilweise sehr filigrane Stellen im Bild ergeben, sodass eine erste Botschaft ‚Differenzierung‘ zu lauten scheint.

Decodierung der Klassen durch die Legende

Als nächstes rücken die Begriffe und ihre Bedeutungen in den Blick. Bei einer Lektüre von links nach rechts fällt zunächst das unterstrichene Wort ‚Breakdowns‘ links oben auf. ‚Breakdowns‘ lässt sich im Kontext einer Untersuchung und angesichts des grafischen Gesamteindrucks übersetzen mit ‚Aufschlüsselungen‘ oder ‚Aufgliederungen‘. Direkt nebenan steht ‚Actual No. of Classes‘, also ‚tatsächliche Anzahl von Klassen‘. An der Spitze des Strukturbaumes zieht fast mittig ‚Total Population‘ (Gesamtbevölkerung) die Aufmerksamkeit auf sich.

Folgt man nun der Beschriftung der linken Leiste (hier stehen die größten Schriftzeichen), dann vermittelt sich, dass die Auswertung der Studie sich an elf Kategorien orientiert, die jeweils in einer bestimmten Anzahl von Klassen existieren. Dadurch dass die jeweilige Anzahl rechts von der Kategorie in einer konturierten Spalte steht, erinnert diese Liste an eine Tabelle, wie sie ja zuvor im Buch schon einmal zu sehen war.

‚Sex‘, übersetzbar mit ‚das biologische Geschlecht‘, steht ganz oben auf der Liste, direkt unter der Überschrift ‚Breakdowns‘. Zwei Klassen sind in dieser Kategorie vorgesehen. Da für die Mehrzahl der Leser und Leserinnen des Reports die Binarität von Geschlecht nicht in Frage gestanden haben dürfte, hatte diese erste Setzung, dass Sex hier in genau zwei Klassen erscheint, vermutlich versichernden oder klärenden Charakter in Bezug auf den Sinn der beiden Spalten der linken Leiste. Diese Versicherung, wie das System aufgebaut ist, ist schon in der zweiten Inhaltszeile hilfreich, da hier die Kategorie ‚Race‘ in ‚2 +‘ Klassen unterteilt wird, das heißt die Existenz von mehr als zwei, aber dann doch nicht drei oder vier ‚Race‘-Klassen angedeutet wird. Die Verwirrung, die sich durch das hinzugefügte Plus ergibt, lässt sich beim Blick auf die nebenstehende Baumstruktur und ihre Bezeichnungen nicht auflösen. Dort werden lediglich zwei Klassen aufgelöst als ‚white‘ und ‚negro‘ und auch die Linienführung ist auf dieser Ebene noch eindeutig gestaltet: Zwei Senkrechten führen weiter; es ist keine zusätzliche verkürzte Senkrechte vorhanden, die eine Alternative repräsentieren könnte.

Abgesehen davon, dass es mir schwer fällt, über die, für heutige Begriffe, rassistische Sprache hinwegzusehen, ist es angesichts der Geschichte und der Bevölkerungsstruktur der USA extrem unwahrscheinlich, dass Kinsey und co. lediglich ‚weiße‘ (sogenannte ‚Kaukasier‘) und ‚schwarze‘ Personen (afrikanischer Herkunft)⁶ befragt hatten. Vom umgebenden Fließtext ist hierüber Aufklärung zu erwarten.

Die folgende Zuordnung von drei Klassen zum ‚Marital Status‘ (Familienstand) immerhin wird auf der Baumseite klar eingelöst. Zum Tragen kommen die drei Zustände ‚single‘, ‚marr[ied]‘, ‚prev.[iously] m[arried]‘ (ledig, verheiratet, ehemals verheiratet). Die dritte Klassifizierung fasst also geschiedene und verwitwete Personen zusammen. Die Differenz zwischen Scheidung oder Tod der Ehefrau scheint in den Augen der Sexualwissenschaftler um Kinsey im Hinblick auf das zu erforschende sexuelle Verhalten des Mannes keine Rolle gespielt zu haben.

Ab der folgenden Unterteilung sind, wie im vorangegangenen Abschnitt beschrieben, die Klassifikationen im Strukturbaum aus Platzgründen nicht mehr ausgeschrieben, sodass bis dahin ein Grundverständnis der Leser_innen über die diagrammatische Syntax vorausgesetzt wird, und der erste Lernprozess am Diagramm abgeschlossen sein muss. Ab der vierten Gliederungsebene ist für ein genaueres Verständnis, in *welche* Klassen eine Kategorie unterteilt wird, ein Lesen des Textes notwendig.

‚Male‘ und ‚female‘ stechen als hervorragendste Klassifikationen der gesamten (US-amerikanischen) Bevölkerung ins Auge. ‚Male‘ steht links, also bei konventioneller Leserichtung an erster Stelle. Diese Privilegierung entspricht der Reihenfolge der Publikation der Untersuchungsergebnisse.

‚Male‘ und ‚female‘ nehmen nicht die Rolle von ‚Stammeltern‘ ein, da sie nicht gemeinsam über einer Klammer sitzen, aus der dann in einem Stammbaum Nachkommenschaft entstehen würde. Ihre Wege werden hier nicht zusammen geführt, sondern getrennt verhandelt. An dieser Stelle wird trotz der ähnlichen Baumstruktur der Unterschied zu einem Stammbaum wie in Hirschfelds Grafik *Intersexuelle Familie* „Fenn“ fassbar und unterstreicht die taxonomische Qualität dieser Darstellung.

⁶ Alternative Selbstbenennungen als *Black People* oder *People of Color* sind durch die Geschichte der Bürgerrechts- und andere aktivistische Bewegungen erst später entstanden. Der Begriff *citizens of color* wurde von Martin Luther King, Jr. im Jahr 1963 genutzt. Der Begriff *People of Color* wurde Ende der 1960er Jahre im Kontext der *Black Power* Bewegung geprägt. Beim Erscheinen des SBF 1953 konnte sich eine populäre Illustrierte noch *Negro Digest* nennen. Joanne Meyerowitz: „Beyond the Feminine Mystique: A reassessment of Postwar Mass Culture,“ in: *The Journal of American History*, Vol 79, No. 4, 1993, S. 1455-1482, hier S. 1457.

Mit der vierten Unterteilung ist die Grenze der quantitativ realistischen Darstellung aller Verzweigungen im Rahmen dieses Diagramms erreicht. Die Autoren haben offensichtlich 5 ‚Ages of Adolescence‘ (Altersgruppen bei Pubertätsbeginn) identifiziert, die sich ergebenden 60 Unterteilungen (2 Sexes x 2 Races x 3 Marital Stati x 5 Ages of Adolescence = 60 classes) finden auf der Seite nicht mehr ausreichend Platz. Jede der Familienstandsklassen vergabelt sich lediglich in zwei Spitzen; somit verliert die diagrammatische Visualisierung ab diesem Punkt ihren arithmetischen Charakter und verfolgt von da an die Strategie, Differenziertheit im Allgemeinen zu symbolisieren. Diese Differenzierung im Einzelnen jedoch steht dem Überblick, den die Baumstruktur repräsentiert, dennoch nicht im Weg.

Die Beschriftung ‚*Actual* Nr. of classes‘ [Hervorheb. nl] am oberen Ende der Zahlenkolonne kann als Reflexion der Tatsache verstanden werden, dass die tatsächliche Anzahl der Klassen in der Grafik nicht durchgängig ihrer Anzahl entsprechend dargestellt ist.⁷

Nach der weiteren Unterteilung in 10 ‚Age‘ Classes (Altersgruppen), 6 ‚Educational Levels‘ (Bildungsniveaus) und 9 ‚Occupational Classes [of the] Subject‘ (Berufsklassen des Befragten) sowie 9 ‚Occupational Classes [of the] Parent‘ (Berufsklassen eines Elternteils) wird der Entschluss einer abstrahierten Darstellung von Differenziertheit immer dringlicher. Allerdings bleibt unbestimmbar, ob ein spezifischer Darstellungsschlüssel der Gestaltung den einzelnen Gabelungen zugrunde liegt, oder ob die Entscheidung für 2 oder 4 oder 3 Zinken einfach dem Geschmack einer Grafikerin oder eines Wissenschaftlers geschuldet ist. Insgesamt entsteht ein minimalistisches, textiles Muster, das durch abwechselnde Verdichtungen und Lockerungen an Attraktivität gewinnt. Diese Schönheit des Musters signalisiert, dass soziale Verschiedenheit, denn es handelt sich bei den aufgeführten ‚Classes‘ ja um klassische soziologische Unterscheidungen, als etwas Positives wahrgenommen werden soll. Außerdem setzt die regelmäßige Struktur visuell das Thema Gleichbehandlung auf die Agenda. Eine zweite Botschaft könnte demnach heißen: Sex macht alle gleich.

Diese ästhetische Aussage, also der Anblick eines differenzierten und zugleich harmonischen Ganzen, lässt sich leicht übertragen auf das Textfeld ‚Total Population‘ (Gesamtbevölkerung), das aufgrund seiner Position auch als Überschrift der Grafik gelesen werden kann. Der Bezugsrahmen USA kommt zwar in diesem Schaubild und seiner Legende nicht vor, wird allerdings vorab durch die Abbildung einer Karte der USA, auf Seite 5 in *Sexual Behavior of the Human Male (SBM)* von 1948 eingeführt. So wird deutlich, dass wir es hier mit einem nationalen Komplex zu tun haben. Die Gleichbehandlung der unterschiedlichen Untersuchungskategorien, die sich auf einer Ebene befinden, lässt sich im übertragenen Sinne verstehen als demokratisches Gleichheitsprinzip, welches in der Zeit des Kalten Krieges in den Vereinigten Staaten als einer der herrschenden ideologischen Ansprüche in Abgrenzung gegen den Kommunismus sehr positiv bewertet und auf nationaler Ebene als identitätsstiftend verhandelt wurde.⁸

⁷ In der deutschen Übersetzung „Jeweilige [statt zum Beispiel: tatsächliche] Zahl der Klassen“ geht dieser Hinweis verloren.

⁸ „Festzustellen ist, dass auch die USA das Ziel einer globalen Ausbreitung der von ihr vertretenen Ideologie (Kapitalismus, Demokratie, Parlamentarismus, Selbstbestimmung des Individuums u.a.) verfolgte.“ [www.geschichtsverein-koengen.de/KalterKrieg.htm, abgerufen am 30.12.12].

Verteilung der Kategorien

Bevor ich den begleitenden Text einbeziehe, stellt sich noch die Frage nach der Reihenfolge der Klassen. Die Entscheidung, ‚Sex‘ als erste Unterscheidung aufzuführen, scheint angesichts des Themas der Studie einleuchtend. Allerdings steht die Mehrdeutigkeit von *sex* im Englischen – wahrscheinlich verstärkt durch einen geschlechterkritischen Blick von heute – einer Einsicht in die Entscheidung für diese Bevorzugung entgegen. Denn die Studie von Kinsey und seinen Mitautoren behandelt das Thema ‚Sex‘ im Sinne von ‚sexuellem Verhalten‘ – es wäre nicht zwingend notwendig gewesen, die Darstellung der Ergebnisse auf je ein Geschlecht (also ‚Sexus‘ in der Bedeutung von ‚biologischem Geschlecht‘) zu beschränken. Diese allererste Differenzierung also beinhaltet schon eine Bewertung, sowohl in der Diagrammstruktur wie in den nach Männern und Frauen getrennten Publikationen der Ergebnisse, nämlich die, dass Männlichkeit oder Weiblichkeit *der* entscheidende Unterschied bei der Frage nach sexuellen Verhaltensweisen sei.⁹ Auch im übrigen Verlauf der Skala lässt sich fragen, ob die Abfolge der Unterteilungen eine Prioritätensetzung impliziert und wenn ja, was die Folgen für das Verständnis des Diagramms sind. Diese Frage lässt sich alleine am Diagramm nicht beantworten, sie wird bei der Lektüre des Kapitels über das statistische Vorgehen wieder aufgegriffen werden: Welche Vorannahmen verbergen sich hinter dem Mehr oder Weniger an Berücksichtigung einzelner Klassen für den Aufbau und die Ergebnisse der Studie?

Vorstellbar ist außerdem, dass diese Setzungen für die Art der Fragestellung und die Auswahl der zu Befragenden eine Rolle spielte. Deutlich ist zum Beispiel aus heutiger Queer- oder Trans*-Perspektive, dass Personen, die nicht eindeutig männlich oder weiblich klassifizierbar sind, systematisch aus dieser Struktur ausgeschlossen sind (oder auch in sie eingeschlossen, falls sie unter das eine oder andere subsumiert wurden). Die Zweiteilung ist sehr unauffällig ins Bild gesetzt, erst bei genauem Hinsehen ist erkennbar, dass keine der Linien, die von der weiblichen Gabelung abgehen, die Sphäre der männlichen Linien berührt oder sich damit verbindet. Die Lücke, die das grafische Muster exakt in der Mitte teilt, verstärkt einerseits die Botschaft, dass es keine Mischung oder Übergänge zwischen Männlichkeit oder Weiblichkeit geben kann (ganz anders als im Theoriegebäude Hirschfelds). Diese kaum merkliche, aber strikte Trennung zwischen männlich und weiblich repräsentiert auch den Aus- oder Einschluss von Queers/Intersexen oder Trans*Personen, den ich eben angesprochen habe. Es ist außerdem zu beachten, dass erst beide Hälften gemeinsam die ganze Bevölkerung ergeben. Damit suggeriert die Zweiteilung der Bevölkerung die Zusammengehörigkeit der beiden Hälften und somit Heterosexualität. Zudem signalisiert die Gestalt des Diagramms, auch wenn sie nicht vollständig den Regeln eines Stammbaums gehorcht, heterosexuelle Reproduktion – angesichts des Titels unter dem (Schutz-)Schirm und zugleich im Dienst des Erhalts der Bevölkerung.

Die letzten aufgeführten Klassen sind ‚Religious Group‘ und ‚Religious Adherence‘ (in der deutschen Übersetzung: ‚Religiöse Gruppe‘ und ‚Religiöse Bindung‘), sowie ‚Rural – Urban‘ (ländlich-städtisch). Auffällig ist, dass die religiöse Zuordnung in zwei Schritten geschieht, damit also einen besonderen Stellenwert einnimmt. Das erneute Auftauchen von Zahlen mit der Hinzufügung ‚+‘ – im ersten und dritten Fall ist die Anzahl der Klassen als ‚3 +‘ angegeben – erinnert an die offene Frage, wie es zu einer solchen erweiterten Nummerierung kommt. Darüber hinaus ist auch nach näherer Betrachtung noch nicht verständlich, warum von einem ‚twelve-way breakdown‘ (einer zwölffachen Unterteilung) die Rede ist, denn es sind lediglich

⁹ Hier sehe ich Parallelen zu aktueller geschlechterdifferenzierter Hirnforschung. Die Biologin und Gender-Forscherin Sigrid Schmitz hat die Voreingenommenheit solcher Forschung aufgezeigt. Vgl. Sigrid Schmitz: „Frauen- und Männergehirne. Mythos und Wirklichkeit?“, in: Dies. und Smilla Ebeling (Hg.): *Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel*, Wiesbaden 2006, S. 211-234.

11 Unterteilungen im Diagramm dingfest zu machen. Auch diese Irritation lässt sich möglicherweise mit der Lektüre auflösen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Vielfalt der Kategorien wesentlich größer ist als aufgezeichnet und dass das Diagramm einen Überblick über eine differenzierte Klassifizierung der Befragten und somit in das Gerüst der Untersuchung zu geben scheint.

6.2.2 Kontext: Kapitel 3 „Statistical Problems“

Das Buch über das sexuelle Verhalten des Mannes beginnt mit einer „Historical Introduction“ (Geschichtliche Einführung) und einem zweiten Kapitel mit dem Titel „Interviewing“ (Die Befragung). Das dritte Kapitel, in dem die Kategorientafel abgedruckt ist, behandelt „Statistical Problems“ (Statistische Probleme) – so lautet auch seine Überschrift.¹⁰

Ausdrücklich richten sich die Autoren an Studierende, die sich für Bevölkerungsanalyse interessieren.¹¹ Gegen Ende des Absatzes werden auch andere Leser_innen angesprochen, die sich in erster Linie mit dem männlichen Sexualverhalten befassen wollen. Ihnen wird die Lektüre des Statistik-Kapitels freigestellt.¹²

Im folgenden Absatz „Nature of the Data“ (Art der Angaben) wird auf Kapitel eins verwiesen, in dem erklärt wurde, dass alle Daten in persönlichen Interviews erhoben wurden. Zur Erstellung der ‚Sexual Histories‘ (Sexualbiografien) konnten 521 Stichpunkte erfragt werden. Da jedoch nur diejenigen Aspekte notiert wurden, zu denen ein Subjekt Erfahrungen gesammelt hatte, sind üblicherweise nur ca. 300 Punkte Teil der *Sexual History* einer Person, bei jüngeren Personen oder solchen mit weniger Erfahrung häufig weniger. Dann folgt die Liste aller möglichen Untersuchungspunkte.

Diese Liste ist untergliedert in neun Themenfelder, wobei zunächst, unter dem ersten Stichpunkt die sozialen und ökonomischen Daten einer Person aufgelistet sind. Unter Stichpunkt zwei folgt ‚Marital History‘ (Familienstand). Somit werden alle für das *Breakdowns*-Diagramm notwendigen Daten zu Anfang der Interviews festgehalten. Nach zwei weiteren Frageblöcken drittens zu sexueller Aufklärung und viertens zu physischen wie physiologischen Daten (hierzu zählen auch sexuelle Gewohnheiten und Stimuli) geht es im fünften Teil um sexuelle Träume, anschließend um Masturbation, um heterosexuelle und um homosexuelle Erfahrungen und schließlich zuletzt um sexuelle Kontakte mit Tieren.

Ein abschließender Absatz informiert, dass die Liste nur als Leitfaden zu verstehen ist, dass also die Reihenfolge der Fragestellungen nicht der auf dem Chiffrierungsbogen entspricht. Die Interviews konnten variieren, Stichpunkte konnten übersprungen oder Nachfragen gestellt werden. Personen, die sich beim Militär, im Gefängnis oder in Straflagern aufgehalten hatten, wurden besonders über diese Zeiträume befragt.

Der Folgeabsatz thematisiert das „Coding“ (die Chiffrierung).¹³ Es wird erklärt, dass die Angaben aus den Interviews direkt in den Code übertragen werden, der auf Abbildung 2, dem Beispiel eines codifizierten Protokolls, zu sehen ist (siehe Abb. 18, S. 100). Das heisst, dass zu keinem Zeitpunkt der Untersuchung andere Aufzeichnungen über die Befragungen entstehen. Das Chiffrieren während des Interviews dient vor allem der Geheimhaltung des Berichts. Darüber hinaus fördert es die Genauigkeit des Berichts, da keine Verzögerung oder kein Übersetzungsprozess (von handschriftlichen Notizen in einen Code zum Beispiel)

¹⁰ Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 63 -119.

¹¹ Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 63.

¹² Hier adressieren also Kinsey und das Forschungsteam zuerst ein Fachpublikum. Diese Tatsache steht im Widerspruch zu den Vorwürfen des Populismus, die in der öffentlichen Debatte des Berichts laut wurden.

¹³ Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 71-73.

Reaktionsstärke und anderen nicht-diskreten Themen¹⁵ – durch die unterschiedlichen Forscher im Sinne der Standardisierung des Codes anzugleichen, wurden deren Ergebnisse hinsichtlich ausgewählter Posten miteinander verglichen und koordiniert.

Der Abschnitt über „Supplementary Data“ (ergänzende Daten)¹⁶ legt dar, dass über die Interviews hinaus weiteres Material gesammelt wurde, welches jedoch wenig zu den statistischen Ergebnissen beitrug.¹⁷ Hier handelte es sich um Informationen aufgrund sozialer Kontakte mit den Befragten und um Tagebücher über sexuellen Aktivitäten, die dem Forschungsteam überlassen wurden. Der letzte Absatz dieses Abschnitts handelt vom Teilhaben an den Gemeinschaften, in denen die Teilnehmer_innen der Studie lebten. Das längere Eintauchen in eine Gemeinschaft diente einerseits dazu, das Vertrauen von Personen zu gewinnen, die zögerten, ihre sexuelle Geschichte preis zu geben, andererseits dem Verständnis, wie die allgemeine Haltung einer Umgebung das sexuelle Verhalten der befragten Subjekte beeinflusste.

Der nächste Abschnitt „The Twelve-Way Breakdown“ (Die zwölfwache Unterteilung)¹⁸ ist von zentralem Interesse für die Interpretation des Diagramms. Hier wird zunächst erklärt, dass die Studie auf einer Unterteilung der Gesamtbevölkerung auf der Basis von zwölf biologischen oder ökonomischen Faktoren beruht. Jede der resultierenden Gruppen ist in der Konsequenz homogen in Bezug auf die genannten zwölf Punkte.

Im Anschluss folgt eine genaue Aufschlüsselung der Faktoren, die die Grundlage für das betrachtete Diagramm bilden. Hierzu gehört erstens ‚Sex‘: Die zweifache Unterteilung in eine männliche und eine weibliche Population wird nicht erläutert. Beim zweiten Stichpunkt – zur Erinnerung ‚Race‘ war mit dem Faktor ‚2 +‘ versehen und als ‚white‘ und ‚negro‘ dargestellt – erzeugt die Erläuterung mehrere Verschiebungen. Erstens ist die Benennung der Kategorie verändert: Sie firmiert als ‚Race-cultural Group‘. Außerdem sind wesentlich mehr als zwei Fälle aufgeführt, nämlich elf. Im anschließenden Kommentar wird darauf verwiesen, dass ‚Race‘ hier nicht in einem ausschließlich biologischen Sinn¹⁹ verstanden wird, sondern als kultureller Hintergrund, der mit dem Geburtsort, dem Wohnort während der Kindheit und Jugend sowie der Heimat der Vorfahren der Eltern zusammen hängt. Es wird hinzugefügt, dass eine Person diesbezüglich auch zwei- oder mehrfach zugeordnet werden könne, falls er_sie für zu würdigende, längere Zeiträume an zwei oder mehreren Orten gelebt hat. Diese Positionierung gegen einen biologisch-rassifizierenden Essentialismus stand in der Nachkriegszeit für eine außergewöhnlich liberale politische Einstellung.²⁰

¹⁵ „[Standardization] is especially important in coding attitudes, intensities of response, and other non-discrete materials.“ Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 73.

¹⁶ Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 73-75.

¹⁷ „While these supplementary records have contributed little to the statistical tabulations of the data, they have provided a considerable portion of detail which is given in this volume on the physical nature of sexual arousal and orgasm, and on the psychologic and social concomitants of sexual behavior, particularly in relation to factors which motivate and control the activities.“ Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 74. ‚concomitants‘ bedeutet ‚Umstände‘.

¹⁸ Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 75-82.

¹⁹ „The question is one of race-cultural, rather than racial background in an exclusively biologic sense.“ Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 76.

²⁰ Bis 1964 existierte in den USA eine gesetzliche Diskriminierung per Gesetz, die sogenannte ‚Rassentrennung‘ (die vor allem zwischen Afroamerikaner_innen und Weißen unterschied). Diese wurden erst im Zuge der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung in den 1950er und 1960er Jahren nach und nach abgeschafft. Vgl. [http://de.wikipedia.org/wiki/Jim_Crow, angerufen am 19.12.2012].

Daneben wird deklariert, dass die vorliegende Publikation *SBM* sich beschränkt auf einen Bericht über amerikanische und kanadische Weiße.²¹ Eine Auswertung des ebenfalls gesammelten Materials über amerikanische und kanadische Personen afrikanischer Herkunft solle in späteren Publikationen erfolgen. Darüber hinaus würden mehrere Hundert ‚Sexual Histories‘ von anderen ethnischen Gruppen aufzeigen, dass es hier „fundamentale Unterschiede [...] im Sexualverhalten“²² gebe. Für eine statistische Auswertung gebe es allerdings für diese Gruppen noch zu wenige Daten.²³

Im folgenden Abschnitt über den Familienstand wird der dritte Status ‚previously married‘, im Text auch ‚post-marital‘ genannt,²⁴ (für den ersten Bericht, *SBM*) über Witwer und geschiedene Männer hinaus differenziert, nämlich ergänzt durch Männer, die von ihren Ehefrauen permanent getrennt leben.

Nach Alter kategorisiert wurden eigentlich 18 Gruppen: Die jüngste umfasst Kinder bis zum Alter von fünf Jahren, die älteste Personen bis zu einem Alter von neunzig Jahren. Im Text wird beschrieben, dass es bezüglich der Altersangaben Klassenunterschiede gebe, dass „persons of lower levels“ (in der dt. Übersetzung: Personen der unteren Schichten)²⁵ sich mit ihrer Altersangabe an ihrem nächsten Geburtstag orientierten, während „better educated persons“ (dt. Übersetzung: Angehörige besserer Bildungsniveaus)²⁶ ihr Alter zurückdatierten auf den vorangegangenen Geburtstag. Außerdem gebe es Personen, mehrheitlich in der Mittelschicht, die ihr Alter nach dem Geburtstag angeben, der zeitlich am nächsten liegt.²⁷ Die Variation der Altersangaben, die sich hier offenbar je nach Klassenzugehörigkeit ergibt, werde jedoch selten kompensiert in der sozialwissenschaftlichen Literatur.²⁸ Damit seien – wie im Fall auch anderer institutioneller Aufzeichnungen – Fehler von bis zum einem Jahr bei Altersangabe unvermeidlich. Im Diagramm hingegen tauchen nur zehn Altersgruppen auf.

Das Alter der Adoleszenz wurde in sechs Gruppen aufgeteilt (hier wird auf Kapitel fünf und neun verwiesen, in denen die Bestimmung genauer beschrieben ist). Im Diagramm sind lediglich fünf Alter der Adoleszenz eingetragen.

Bei der sechsten Differenzierung nach Bildungsniveaus wird nach der Dauer schulischer und akademischer Bildung unterschieden. Erfasst wird eine minimale Anwesenheit von null bis zwei Schuljahren bis zu maximal 17 und mehr Jahren in Bildungsinstitutionen. Thematisiert

²¹ Die Vernachlässigung der Daten von *Women of Color* im zweiten Bericht *SBW* wurde unter afro-amerikanischen Journalist_innen – beispielsweise der Magazine *Ebony* und *Courier* – nicht als Ausschluss kritisiert. Im Gegenteil, sie bewerteten die Konzentration des Kinsey-Reports auf weiße Angehörige der Mittelklasse als positiv, weil sie „die weitverbreitete Assoziation von Afro-Amerikaner_innen mit sexueller Devianz und Exzess unterbrach.“ Miriam G. Reumann: *American Sexual Character. Sex, Gender and National Identity in the Kinsey Reports*, Berkeley/Los Angeles/London 2005, eigene Übersetzung, S. 117.

²² Im Original: „fundamental differences [...] of sexual behavior“. Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 76.

²³ Hieran wird eine Besonderheit der Erhebung deutlich: „Die Daten [der Kinsey-Berichte] stammen aus einem unsystematischen, repräsentativen Quota-Sample, d.h. einer ‚planlosen‘ Sammlung von Interviews, die tendenziell so lange dauerte, bis die Auswahl nach Größe und Gliederung gut genug war, um nach den Gesetzen der statistischen Wahrscheinlichkeit über die gesamte Bevölkerung der Vereinigten Staaten aussagen zu können.“ Reiche 1965, S. 16.

²⁴ Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 76.

²⁵ Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 76; in der dt. Ausgabe 1955, S. 71.

²⁶ Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 76; in der dt. Ausgabe 1955, S. 71.

²⁷ Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 76.

²⁸ Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 76. Im Original heißt es: „The error introduced by these diverse systems is rarely compensated for in the literature of the social sciences.“

werden im Text sowohl die Zuordnung von Personen, die private oder informelle Bildung erworben haben, sowie die Bewertung von institutioneller Bildung, sofern sie Schüler_innen wenig Leistung abfordert.²⁹ Somit wird auch die Eingruppierung in Bildungsniveaus hier problematisiert und nicht als absolut verstanden. Im Diagramm kommen sechs Bildungsniveaus vor.

Siebtens gehen die Autoren auf die Art der Beschäftigung der interviewten Personen ein. Diese tritt in neun Varianten auf. Mit der Nummerierung dieser Liste hält in diesem Fall eine sehr starke Bewertung Einzug. Zur ersten Gruppe „Dependents“³⁰ die als ‚0‘ gezählt wird, gehören Erwachsene, die von staatlicher Unterstützung leben oder von anderen Personen finanziell abhängig sind. Ausgenommen hiervon sind beispielweise Ehefrauen, auf die die berufliche Klassifizierung ihres Ehegatten übertragen wird, nicht jedoch abhängige Minderjährige, die selbst mit einer Null markiert werden, der in Klammer die Zahl der beruflichen Klasse der Eltern hinzugefügt wird. Diese Markierungen sagen etwas darüber, dass finanzielle Abhängigkeit innerhalb einer Ehe hier als selbstverständlich und unproblematisch dargestellt werden soll.³¹

Mit der Nummer eins werden Beschäftigungen in der „Underworld“ versehen.³² Zu den unerlaubten Aktivitäten werden (Alkohol-)Schmuggel, Drogenhandel, Glücksspiel, Raubüberfälle, Prostitution und Zuhälterei gezählt. Angesichts dieses kriminellen Profils wirkt die Einordnung von *Welfare*-Empfänger_innen in eine noch niedrigere Klasse extrem stigmatisierend.

Die folgende Nummer zwei wird ungelerten Arbeiter_innen zugewiesen, die auf dem Bau, in der Fabrik oder im Haushalt arbeiten, Botendienste verrichten oder ähnliches. Der berufliche Aufstieg in diesem System beginnt bei Nummer drei mit Arbeiten, die ein kurzes Training verlangen („Semi-skilled Labor“)³³ – laut dem Forschungsteam gehören dazu Kochen, Lastwagenfahren, Tankstellen- oder Militärdienst, Feuerwehr etc.

Unter Nummer vier, „Skilled Labor“,³⁴ werden Tätigkeiten verstanden, die eine Ausbildung und Erfahrung verlangen. Die weiteren Klassen reichen von den sogenannten „niederen Angestellten“ (in Banken, Büros, der Krankenpflege, der Grundschule usw.), über Nummer sechs, die „Upper White Collar Group“ (die „höheren Angestellten“ wie kirchliche Angestellte, Eigentümer_innen besserer Geschäfte, Positionen im Management der Bauindustrie).³⁵ Die drei höchsten Klassen heißen „Professional Group“ (Professor_innen, Ärzt_innen, ausgebildete Ingenieur_innen, Anwälte_innen u.ä.), „Business Executive Group“ (leitende Positionen in Unternehmen, Personen mit einem hohen gesellschaftlichen Rang) und „Extremely Wealthy Group“ (Personen mit großem Vermögen und hohem Ansehen, das auch familiär bedingt sein kann). Was aus dieser Reihenfolge hervorgeht, ist die diskriminierende, sowohl im Sinn von verfeinerte als auch kapitalistische Schichtung, die die US-amerikanische Nachkriegsgesellschaft prägt.³⁶ Analoge Daten werden

²⁹ Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 77.

³⁰ Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 78.

³¹ Laut Joanne Meyerowitz war in der Massenkultur der Nachkriegsära das Thema von Lohnarbeit von Frauen in den meisten Medien positiv besetzt. Die Vereinbarkeit mit der traditionellen Aufgabe der Haushaltsführung machte daraus jedoch ein ambivalentes Thema. Meyerowitz 1993, S. 1458.

³² Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 78.

³³ Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 78. Im Original heißt es: „school systems which pass pupils [...] even into high school without respect to their actual achievement“.

³⁴ Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 78.

³⁵ Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 78; in der dt. Ausgabe 1955, S. 73.

³⁶ „Mit dem kontinuierlichen wirtschaftlichen Aufschwung ab 1946 kommt es weiterhin zu einer beträchtlichen Steigerung des materiellen Lebensstandards breiter Schichten der Bevölkerung und damit zur Entfaltung der Wohlstandsgesellschaft in den USA.“ Tanja Kohlpoth: *Gesellschaftsbild und soziologische*

über die Eltern der Befragten eingeholt. Diese sollen als Hintergrundinformationen über Kindheit und Erziehung dienen. In beiden Fällen werden alle neun Klassifikationen in die Diagrammlegende aufgenommen.

Die letzten drei Klassen sind im Text anders sortiert als in der Grafik: Zuerst wird hier die ländliche versus städtische Herkunft beschrieben, es werden fünf Kategorien beschrieben, wobei hier erneut eine Null-Klasse vorkommt – wie sonst nur bei den Beschäftigungsklassen. Die mit ‚0‘ markierte Kategorie formiert sich *ex negativo* als städtische Herkunft, indem nämlich erfasst wird, dass die_der Interviewte „nie auf einem Bauernhof gelebt hat, der als solcher bewirtschaftet wurde (damit gelten also beispielweise Personen, die einen Bauernhof als Wohnhaus umgenutzt haben, noch lange nicht als Landbewohner_innen). Die restlichen vier Posten zu diesem Thema unterscheiden danach, in welchem oder bis zu welchem Alter jemand länger auf dem Land gelebt hat. Diese fünf Kategorien im Text reduziert der Diagrammschlüssel auf ‚3 +‘. Auch zu dieser Reduzierung ist hier weiter nichts zu erfahren.

Als letztes behandelt der Text die Faktoren der religiösen Zugehörigkeit (hier wird in protestantisch, katholisch, jüdisch unterschieden) und der „Religiösen Bindung“.³⁷ Letztere wird anhand der mehr oder weniger aktiven Teilnahme am Gemeindeleben in vier Gruppen unterteilt wird.

Als zwölfte Unterscheidung wird die der geografischen Herkunft festgehalten. Diese Differenzierung ist diejenige, die im Diagramm nicht benannt oder gezeigt wird. Die Erklärung für ihr Fehlen wird gleich als erstes formuliert: „Diese Aufteilung wird vorgenommen, sobald die Stichprobe groß genug ist“.³⁸ Residenz wird ab mindestens einem Jahr registriert, jede Person kann so mehr als eine geografische Herkunft haben. Auch hier wird auf den Wohnort einer Person in Kindheit und Jugend besonderen Wert gelegt.

An den Erläuterungen zu den einzelnen Klassen sind meiner Ansicht nach einige Besonderheiten zu bemerken. Grundsätzlich ist zu sagen, dass an dieser Übersicht über die erfragten Themen nachvollziehbar wird, dass die Studie – wie jede wissenschaftliche Untersuchung – bestimmte Sachverhalte fokussiert und andere ausblendet. So kann zunächst für das vorliegende Beispiel festgestellt werden, dass die Untersuchung als ein von einem Biologen initiiertes Unternehmen außerordentlich detailliert auf soziale Umstände und Differenzen eingeht. Die wenigen medizinischen Untersuchungen, die nur in Ausnahmefällen durchgeführt werden, beeinflussen also nicht systematisch die Ergebnisse. Daraus lässt sich schließen, dass der Befragung *keine* Vorstellung einer vorwiegend biologischen Determinierung des sexuellen Verhaltens liegt.

Bestätigend wirkt, dass auch im Hinblick auf die Eltern der Befragten nicht nach deren Sexualverhalten, sondern nach deren Klassenzugehörigkeit und Beschäftigung gefragt wird. Damit ist die Befragung nicht geeignet, beispielsweise eine Vererbungsthese zu belegen. Die Auffassung der sozialen Unterteilung orientiert sich allerdings an einer privilegierten, weißen Sichtweise. Bemerkenswert ist die Wertschätzung von Lohnarbeit (oder alternativ hohem Einkommen), die sich in der Kommentierung zur sozialen Klasse ausdrückt. Die unterschiedlichen Bewertung der finanziellen Abhängigkeit von Ehefrauen und anderen Personen

Theorie. Talcott Parsons' Funktionalismus im Kontext der gesellschaftlichen Entwicklung der USA in den 1950er und 1960er Jahren (Dissertation), Kassel 2006, S. 34.

[www.uni-kassel.de/upress/online/frei/978-3-89958-287-1.volltext.frei.pdf, abgerufen am 31.12.2012].

³⁷ Kinsey, Pomeroy, Martin 1955, S. 74.

³⁸ „A breakdown which will be made as soon as the sample is sufficiently large“. Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 81.

reproduziert ein traditionelles Familienbild, welches so kurz nach dem Krieg nicht mehr unbedingt selbstverständlich war.³⁹

Im Anschluss an den Kommentar der Klassen nimmt der Text direkt Bezug auf das Diagramm, welches als „geometrically expanding array“ (eine sich ausdehnende Aufstellung) beschrieben wird.⁴⁰ Wenn die zwölffache Aufteilung – ähnlich, wie durch das Diagramm simuliert – durchgeführt würde, erhielte man eine große Anzahl an Populationen, von denen jede für die bezeichneten 12 Kategorien identisch wäre. Rechnet man die aufgezählten Variationen in den 12 Klassen aus, so erhält man fast 2 Milliarden jeweils bezogen auf das Klassifikationssystem in sich homogene Gruppen. Da angesichts von ‚nur‘ 12.000 aufgenommenen ‚Sexual Histories‘ die Zahlenbasis zu klein für statistische Aussagen in dieser Differenziertheit ist, wurden bei der Erstellung der Studie also nur Kombinationen von 5 bis 7 Klassen berechnet. Im folgenden Abschnitt von *SBM* wurden die Klassen dahingehend konkretisiert, dass die Proben, die für die Studie verwendet wurden, hinsichtlich Geschlecht, ‚Race‘, Familienstand, Alter, Bildungsniveau und entweder den städtisch-ländlichen oder den religiösen Hintergrund der Individuen homogen waren.

Hieran wird deutlich, dass das Diagramm eher einem taxonomischen Ideal absoluter Differenzierung entspricht als der statistischen Wirklichkeit und dass mehrere Abstraktionsebenen die erfassten Erfahrungen vom Resultat der Studie trennen. Davon zeugt das leicht selbstironische Zitat: „Unfortunately, human subjects cannot be regimented as easily as cards in a deck, and the investigator of human behavior faces sampling problems which are not sufficiently allowed for by pencil and paper statisticians.“⁴¹

Dennoch bestand der Plan, die Stichprobe deutlich zu erweitern, um eine zwölffache Klassifizierung möglich zu machen und mehr über unterschiedliche Gruppen und damit die ganze Bevölkerung sagen zu können. Die Widmung in der amerikanischen Originalausgabe von *SBM* dankte also nicht nur den „12.000 Personen, die zu den Daten beigetragen haben“, sondern auch „den 88.000 weiteren Personen, die eines Tages helfen werden, diese Studie zu vervollständigen.“⁴² Denn: „Es ist die Aufgabe des Taxonomen, die Ausdehnung der ganzen Gruppe aufzuzeigen, die er untersucht hat [...]“.⁴³

³⁹ Wie in anderen am Zweiten Weltkrieg beteiligten Nationen hatte der weibliche Teil der verheirateten US-Bevölkerung während des Krieges häufig die Rolle des berufstätigen Familienoberhaupts übernommen. In den USA startete beispielsweise „1942 die breit angelegte Kampagne ‚Women in War-Jobs‘. Sie stellte die Arbeit in den Fabriken nicht als Tabubruch, sondern als nationale Pflicht dar. [...] Die Kampagne war ein voller Erfolg. [...] Innerhalb weniger Monate waren die zwei Millionen fehlenden Arbeiterinnen rekrutiert. Insgesamt legte die Zahl der Frauen mit Jobs in den Kriegsjahren um 50 Prozent zu.“ [<http://einestages.spiegel.de/s/tb/25965/1/rosie-the-riveter-frauen-in-der-ruestungsindustrie-im-zweiten-weltkrieg.html>, abgerufen 30.12.2012].

⁴⁰ Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 81.

⁴¹ „Unglücklicherweise können Menschen nicht so herumgeschoben werden wie Spielkarten und wer menschliches Verhalten untersucht, begegnet Problemen, die eine Statistikerin kaum je berücksichtigen würde“. Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 93, eigene Übersetzung.

⁴² Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, Schmutztitel, eigene Übersetzung. Die Widmung lautet im Originaltext: „TO the twelve thousand persons who have contributed to these data AND TO the eighty-eight thousand more who, someday, will help to complete this study“. In der deutschen Ausgabe ist die zweite Widmung verschwunden, wahrscheinlich, weil zum Zeitpunkt der Veröffentlichung 1955 in Deutschland dem Institute for Sex Research die Forschungsmittel entzogen worden waren. John Bancroft, späterer Leiter des Kinsey Institute in Sex, Gender, and Reproduction, schrieb 2004 über den Förderstopp. John Bancroft: „Kinsey and The Politics of Sex Research“, in: *Annual Review of Sex Research*. Vol. 15, 2004, S. 1 - 39, hier S. 8.

[<http://indiana.edu/~kinsey/publications/PDF/Bancroft%20Kinsey%20and%20Politics%20of%20Sex.pdf>, abgerufen am 17.12.12]. Abgesehen davon ist anzumerken, dass von den 12.000 genannten Teilnehmer_innen auch die Frauen mitgezählt worden waren und nur 5.300 für die erste Studie ausgewertet wurden.

⁴³ „It is the function of the taxonomist to show the magnitude of the whole group he has studied“. Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 17.

Folglich werde ich in Abschnitt 6.2.4 auf Ähnlichkeiten mit taxonomischen Visualisierungen eingehen sowie auf wissenschaftliche Grundsätze in Kinseys früherer Forschung, die meiner Einschätzung nach auf die Konzeption der Kinsey-Studien Einfluss hatten. In diesem Zusammenhang werden die Beteiligten in kurzen Biografien vorgestellt.

6.2.3 Alfred C. Kinsey, Wardell B. Pomeroy, Clyde E. Martin und Paul H. Gebhard

Alfred C. Kinsey⁴⁴ (1894-1956) begann im Alter von zwanzig Jahren gegen den Willen seines Vaters und ohne finanzielle Unterstützung seiner Familie Biologie zu studieren. 1916 schloss er als einer der Besten seines Jahrgangs ab und erhielt in der Folge ein Stipendium an der Harvard University. Dort promovierte er 1919 bei dem Taxonomen und Insektenforscher William Morton Wheeler mit einer Arbeit über Gallwespen.⁴⁵ Aufgrund der Qualität auch dieser Arbeit wurde er erneut gefördert und konnte sein Interesse an biologischer Feldforschung und Taxonomie⁴⁶ weiter vertiefen. Noch während der Untersuchung bekam er das Angebot, am Zoologie-Department der Indiana University zu lehren. 1920 nahm er die Arbeit dort auf und lehrte achtzehn Jahre lang Allgemeine Biologie, Insektenkunde, Taxonomie und Evolutionstheorie. 1937 wurde er wegen herausragender Leistungen mit der Auszeichnung *Starred Scientist* bedacht. 1938 begann Kinsey mit sexualwissenschaftlichen Erhebungen über den Menschen. Am Ende dieses Jahres „hatte er einen Leitfaden und das Code-Schema für die Erhebung von Sexualbiografien erarbeitet und 37 sogenannte ‚Sexual Histories‘ gesammelt.“⁴⁷ Bis 1946 stellte er ein Forschungsteam zusammen, zu dem Wardell B. Pomeroy, Clyde E. Martin und Paul H. Gebhard gehörten (siehe die folgenden Kurzbiografien). 1947 gründete er an der Indiana University das Institute for Sex Research. 1948 erschien *Sexual Behavior of the Human Male (SBM)* und fünf Jahre später *Sexual Behavior of the Human Female (SBF)*. Beide Bücher wurden breit rezipiert; sie erregten großes Aufsehen und provozierten kontroverse Debatten, weil sie in einer Zeit „repressive[r] Sexualmoral“⁴⁸ die Vielfalt tatsächlich ausgeübter sexueller Praktiken zum Vorschein brachten. Von 1940-54 wurden Kinseys empirische Studien vom National Research Council mit Geld von der Rockefeller Stiftung gefördert.⁴⁹ Bis 1963 interviewte das Forschungsteam 17.502 Personen. Alle Aussagen wurden anonymisiert, chiffriert und maschinell ausgewertet. Nur ein Teil der ‚Sexualbiografien‘ jedoch – circa 11.240 – fanden Eingang in die beiden Publikationen. Kinseys Annahme, dass „alle Männer und Frauen die Kapazität haben, gleich- und gegengeschlechtlich zu reagieren und dass Präferenzen sich eher zufällig den sexuellen Erfahrungen [...] verdanken“⁵⁰ wurde tendenziell

⁴⁴ Die Grundlage für diese Kurzbiografie ist: Gunter Schmidt: „Alfred C. Kinsey (Lexikonartikel)“, in: Günter Grau, Volkmar Sigusch (Hg.): *Personenlexikon der Sexualforschung*, Frankfurt a. M./New York 2009, S. 350-359.

⁴⁵ Gallwespen sind eine Familie der Hautflügler. Die Gallen, die Kinsey ebenfalls untersuchte, sind Wucherungen an Pflanzen, die zum Zweck der Fortpflanzung der Gallwespen entstehen und in denen sich deren Larven entwickeln. „Die Gallen haben eine artspezifische Form und sind in vielen Fällen leichter bestimmbar als das auslösende Insekt“, insofern sind sie bei der Zuordnung der Arten hilfreich. "[B]ei der Gallenentstehung [werden] hormonell wirkende Stoffe abgegeben [...], die Wachstumsprogramme der Pflanze [...] umsteuern und für sich ausnutzen.“
[<http://de.wikipedia.org/wiki/Gallwespen>, abgerufen am 17.12.12].

⁴⁶ „Eine Taxonomie oder ein Klassifikationsschema ist ein einheitliches Verfahren oder Modell, um Objekte eines gewissen Bereichs (ggf. unter Zuhilfenahme eines Klassifikationsinstruments) nach bestimmten Kriterien zu klassifizieren, das heißt sie in bestimmte Kategorien oder Klassen (auch Taxa genannt) einzuordnen.“ [<http://de.wikipedia.org/wiki/Taxonomie>, abgerufen am 18.12.12]. In der Biologie: Einordnung in ein biologisches System.

⁴⁷ Paul H. Gebhard, Alan B. Johnson: *The Kinsey Data: Marginal Tabulations of the 1938-1963 Interviews Conducted by the Institute for Sex Research*, Philadelphia 1979.

⁴⁸ Schmidt 2009, S. 353.

⁴⁹ Die politischen Umstände des Förderstopps sind beschrieben in: Bancroft 2004 (wie Fn. 41), S. 8.

⁵⁰ Schmidt 2009, S. 357.

durch die Ergebnisse der Studien bestätigt. „[H]omo- und heterosexuell [bezog er] nur auf Akte, nie auf Menschen.“⁵¹

Wardell B. Pomeroy⁵² (1913-2001) graduierte an der Indiana University und schloss seinen Ph.D. in Psychologie 1954 an der Columbia University ab. 1941 arbeitete er als Gefängnispsychologe. Kinsey lernte er bei einem Vortrag in South Bend kennen, wo ihn dieser zunächst als Kontaktperson für seine Erhebung anwarb. 1943 stieß er als reguläres Mitglied zum Forschungsteam dazu. Er und Kinsey führten etwa 75 Prozent der Interviews durch (davon Pomeroy knapp 6.000, Kinsey fast 8.000).⁵³ Pomeroy publizierte 1982 ein Buch über die Technik der Kinsey-Interviews.⁵⁴

Clyde E. Martin⁵⁵ (geboren 1918) studierte ab 1937 Wirtschaft an der Indiana University. 1938 suchte er den Kontakt zu Alfred Kinsey und wurde von ihm interviewt. Ab 1939 assistierte er bei der tabellarischen Ordnung der Daten. 1941, als das Projekt eine Finanzierung vom National Research Council bekam, wurde er als erster Forscher angestellt. 1960 beendete er dann seine Mitarbeit am Institute for Sex Research, um seiner Doktorarbeit nachzugehen. Er schloss sie 1966 mit einem Ph.D. in Social Relations an der Johns Hopkins University ab. Bis 1989 forschte er auf den Gebieten der Gerontologie und Soziologie am Francis Scott Key Medical Center in Baltimore.

Paul H. Gebhard⁵⁶ (geboren 1917) erwarb seine Abschlüsse, einen Bachelor sowie einen Ph.D. in Anthropologie, in Harvard. 1946 fragte Kinsey ihn an, ob er dem Forschungsteam beitreten wolle. Gebhard wurde Koautor des zweiten Berichts über das sexuelle Verhalten der Frau. Er blieb am längsten von allen Mitarbeitern am Institut. 1956, nach Kinseys Tod, bis 1982 übernahm er die Position des Direktors. 1979 veröffentlichte er gemeinsam mit Alan B. Johnson eine Stellungnahme zum statistischen *Bias* (Schräglage), der den Studien nachträglich häufig vorgeworfen wurde.⁵⁷

⁵¹ Schmidt 2009, S. 357.

⁵² Biografische Daten siehe [http://en.wikipedia.org/wiki/Wardell_B._Pomeroy und www.pbs.org/wgbh/amex/kinsey/peopleevents/p_circle.html, abgerufen am 17.12.12].

⁵³ Die Zahlen stammen aus zwei unterschiedlichen Quellen (Schmidt 2009 und die Wikipediaseite über Pomeroy). Sie ergeben gemeinsam mehr als die genannten 75 % der 17.502 geführten Interview.

⁵⁴ Wardell B. Pomeroy, Carol C. Flax, Connie Christine Wheeler: *Taking a Sex History - Interviewing and Coding*, New York 1982.

⁵⁵ Biografische Daten siehe [http://en.wikipedia.org/wiki/Clyde_Martin, abgerufen am 17.12.12].

⁵⁶ Biografische Daten siehe [http://en.wikipedia.org/w/index.php?title=Paul_Gebhard und www.pbs.org/wgbh/amex/kinsey/peopleevents/p_circle.html, abgerufen am 17.12.12].

⁵⁷ Gebhard, Johnson 1979.

6.2.4 Das Diagramm *Principle involved in a twelve-way breakdown* als taxonomisches Dendrogramm

Wie am vorliegenden Diagramm zu sehen war, entsteht mit dem Anspruch der Differenzierung ein Darstellungsproblem, obwohl es sich lediglich um die prinzipielle Darstellung aller möglichen Subkategorien handelt (und beispielsweise nicht etwa um die einzelnen beteiligten Personen). Dieses Problem ist in der biologischen Taxonomie, wie sie bis 1938 Kinseys Insektenforschung prägte, allgegenwärtig.

Zwei grundlegende Techniken bestimmen – laut der Bildwissenschaftlerin Julia Voss – die sich seit dem 19. Jahrhundert explosionsartig entwickelnde taxonomische Wissenschaft: „Die eine war die Vergabe von Namen und der Eintrag in den Katalog; die andere war das Verorten der Art im natürlichen System der Natur. Beide Techniken gehörten der Taxonomie an, der Lehre von der Bestimmung der Arten, fanden aber in unterschiedlichen Medien statt. Bei der Benennung ordnete man anhand von Namen, bei der Einordnung in das natürliche System machte man sich im wahrsten Sinne des Wortes ein Bild. Der Platz, den eine Art im natürlichen System einnahm, wurde in komplexen geometrischen Figuren verzeichnet, die zugleich die Einzelposition und das System als Ganzes charakterisierten.“⁵⁸

Eine mögliche Lösung der Veranschaulichung von Mannigfaltigkeit wird in der Taxonomie als „differentielle Auflösung“ (differential resolution) bezeichnet, also eine teilweise Darstellung, die in verschiedensten Formen der Vereinfachung der Baumstrukturen (tree simplification) in Erscheinung tritt.⁵⁹ So zeigt die folgende obere Abbildung (a) ein voll aufgelöstes Baumdiagramm mit 63 Kladen, das sind Einteilungseinheiten oder Klassen. Die darunter abgedruckten drei Baumstrukturen repräsentieren ausschnittscharf beziehungsweise differenziell die gleiche Ordnung. Hierbei wird auf eine Auflösungsebene verzichtet (bei b) oder nur bestimmte Äste (Kladen) ausgewählt (bei c und d).

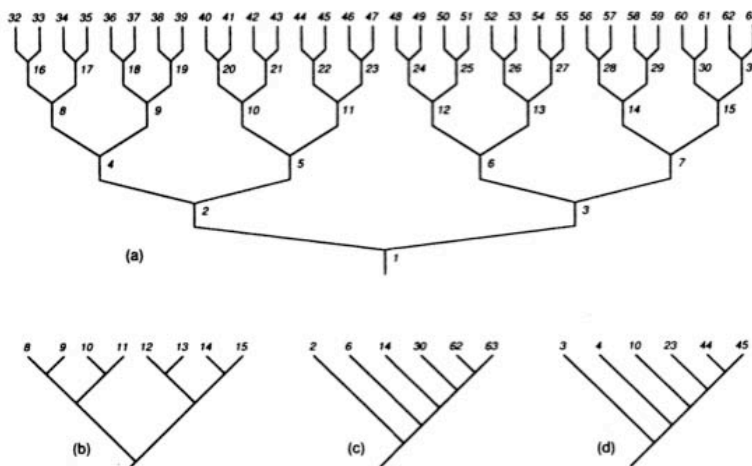


Fig. 5. The problem of differential resolution, illustrated by a fully resolved tree made up of 63 clades (a), and three of the possible simplifications of that tree (b-d). Of the thousands of possible simplifications of the tree shown in (a), 16 are perfectly comb-like.

Abb. 19: Robert J. O’Hara, *Das Problem differentieller Auflösung, illustriert an einem voll aufgelösten Baum mit 63 Kladen (a) und drei der möglichen Vereinfachungen dieses Baumes (b-d)* (1992)

⁵⁸ Voss schreibt weiter: „Das 19. Jahrhundert kannte eine große Bandbreite solcher systematischer Bilder und Diagramme, die alle Möglichkeiten der Geometrie ausschöpften, von Kreisen, Leitern und Quadraten über Linien, Sterne und Klammern.“ Julia Voss: *Darwins Bilder. Ansichten der Evolutionstheorie 1837-1874*, Frankfurt a.M. 2007, S. 106f.

⁵⁹ Robert J. O’Hara: „Telling the tree: narrative representation and the study of evolutionary history“, in: *Biology and Philosophy*, 7(2), 1992, S. 135-160, hier S. 149ff.

Die Parallele zur abstrahierten Darstellung der Anzahl von Klassen ab der vierten Ebene in der oben beschriebenen Prinzipiendarstellung (siehe den Ausschnitt unten, in dem zehn Altersklassen mit einem Haken oder sechs Bildungsniveaus durch einen Vierzack repräsentiert sind) belegt, dass hier Kinseys Kenntnis taxonomischer Gestaltungsmittel in das Diagramm eingeflossen ist. Die Vereinfachungen ermöglichen es, trotz großer Differenzierung, einen Überblick über das Ganze zu bieten. „Descriptive taxonomy [in biology] provides an over-all survey; the experimental techniques are better suited to the examination of ultimate details“.⁶⁰

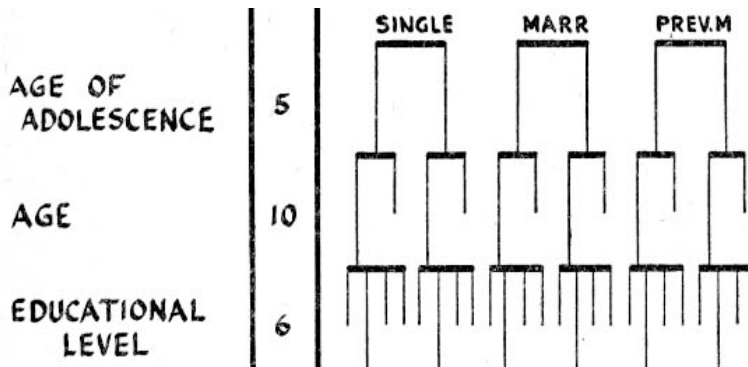


Abb. 20: Alfred Kinsey, Wardell Pomeroy, Clyde Martin, *Principle involved in a twelve-way breakdown* / Ausschnitt (1948)

Die Auswirkungen seiner früheren entomologischen⁶¹ Tätigkeit auf die sexualwissenschaftliche Arbeit verbarg Kinsey nicht, er reflektierte sie ausdrücklich in *Sexual Behavior in the Human Male*. So schrieb er zum Beispiel im ersten Kapitel über den taxonomischen Ansatz: „The techniques of this research have been taxonomic, in the sense in which modern biologists employs the term. It was born out of the senior author’s long time experience with a problem in insect taxonomy. The transfer from insect to human material is not illogical, for it has been a transfer of a method that may be applied to the study of any variable population“.⁶²

Der Biologe Stephen Jay Gould hat zwei Aspekte isoliert, die sowohl für Kinseys Gallwespenuntersuchungen als auch für die anschließende Sexualforschung von zentraler Relevanz waren. Erstens ist Kinsey davon überzeugt, dass Variation das primäre und irreduzible „Kardinalprinzip“⁶³ der Biologie ist. Diese Auffassung resultierte in der Notwendigkeit, *viele* Exemplare einer Population zu untersuchen. Sie war also sowohl verantwortlich für das Einsammeln einer großen Anzahl von Gallwespen⁶⁴ als auch für die massenhafte Erhebung der Sexualbiografien.

⁶⁰ „Beschreibende Taxonomie stellt [in der Biologie] einen Gesamtüberblick zur Verfügung; experimentelle Techniken sind besser geeignet für die Untersuchung der letzten Details.“ Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 18, eigene Übersetzung.

⁶¹ ‚Entomologie‘ ist der Zweig der Zoologie, der sich mit der Insektenforschung befasst.

⁶² „Die Technik dieser Untersuchung war taxonomisch in einem biologischen Sinn. Sie ist durch die lange Erfahrung des Seniorautors mit einem Problem der Insektenklassifikation entstanden. Die Übertragung von Insekten auf menschliche Untersuchungsgegenstände ist nicht unlogisch, denn es handelt sich hier um den Transfer einer Methode, die für das Studium jeder beliebigen veränderlichen Population angewendet werden kann.“ Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 9, eigene Übersetzung.

⁶³ „Still, Kinsey pursued his copious collecting because he operated and centered his biological beliefs upon one cardinal principle: the primacy and the irreducibility of variation.“ Stephen Jay Gould: *The flamingo’s smile: reflections in natural history*, New York u.a., 1987, dt. Ausgabe 1995: S. 131.

⁶⁴ Er hatte mehr als eine Million Wespen gesammelt, sein Ziel waren 100.000 menschliche Sexualbiografien. Vgl. John Bancroft: „Kinsey, Alfred Charles“ (Lexikoneintrag), in: *Complete Dictionary of Scientific Biography*, 2008. [www.encyclopedia.com/doc/1G2-2830905820.html, abgerufen am 21.12.2012].

Kinsey und sein Team kontextualisierten diese Auffassung in dem schon genannten Abschnitt über den taxonomischen Ansatz folgendermaßen: „Modern taxonomy is the product of an increasing awareness among biologists *of the uniqueness of individuals, and of the wide range of variation which may occur in any population of individuals*. The taxonomist is, therefore, primarily concerned with the measurement of variation in series of individuals which stand as representatives of the species in which he is interested“.⁶⁵

Mit der Betonung von Individualität und Variation geht eine anti-essentialistische Haltung einher, der zweite Aspekt nach Gould. Mit diesem Antiessentialismus steht die Studie in der Tradition des Populationsdenkens, welches die Klassifikation von klar abgegrenzten Typen oder die Annahme von ‚natürlichen Zuständen‘ für lebende Organismen ablehnt.

Der Taxonom John O’Hara beschreibt den Unterschied zwischen essentialistischem Denken und Populationsdenken sehr plastisch: „In simple terms, an essentialist sees individual variation within a species as error. An essentialist would in no way deny the existence of individual variation; it obviously does exist. But for an essentialist every species has a natural form, a true type, and individual variation within a species represents accidental deviation from that true type caused by external environmental influences. In the absence of external influences [...] all individuals of a species would be forever the same, because each species’ type remains fixed through time“. Zwei Absätze weiter schließt er daran an: „In contrast to the essentialist, the population thinker rejects entirely the idea that species have ‚types‘ or ‚natural states‘. Individual variation within a species is not deviation from a natural state under the influence of natural forces, a natural state to which the species will return if the forces are removed. Rather, the range of individual variation within a species is the result of ongoing processes of mutation and recombination“.⁶⁶

Der elementare Glaube an Variation und Diversität fand seinen konsequenten Ausdruck in der Art und Weise, in der die Interviews durchgeführt und die Ergebnisse dargestellt wurden. Ohne moralische oder rechtliche Bewertung ging es um eine neutrale Aufzählung dessen, was an sexuellem Verhalten existierte. Dieses Bestehen auf Faktizität und ihr Widerspruch zur öffentlich reklamierten amerikanischen Sexualmoral der Nachkriegszeit sorgten für größte Aufregung besonders in konservativen, kirchlichen wie politischen Kreisen.⁶⁷

⁶⁵ „Moderne Taxonomie ist das Ergebnis eines wachsenden Bewusstseins unter Biolog_innen über *die Einzigartigkeit von Individuen* und *über die große Spannweite von Variation, die in einer Gruppe von Individuen vorkommen kann*. Der_die Taxonomist_in befasst sich vor allem mit der Messung von Variation an Reihen von Individuen, die die Spezies, die ihn interessieren, repräsentiert.“ Kinsey, Pomeroy, Martin 1948, S. 17, eigene Übersetzung und Hervorhebung.

⁶⁶ „Einfach gesagt sieht ein_e Essentialist_in individuelle Variation in einer Art als Fehler an. Ein_e Essentialist_in würde keinesfalls die Existenz individueller Variation negieren; sie existiert ganz offensichtlich. Aber für ein_e Essentialist_in verfügt jede Art über eine natürliche Form, einen echten Typus und individuelle Variation stellt eine zufällige Abweichung von diesem echten Typ dar, die durch äußere Umwelteinflüssen hervorgerufen wurde. Bei Abwesenheit von äußeren Einflüssen [...] würden alle Individuen einer Spezies für immer gleich bleiben, weil der Typ jeder Spezies festgelegt ist für alle Zeit.“ Und: „Im Unterschied zu dem_der Essentialist_in weist der_die Populationsdenker_in die Idee zurück, dass Arten über ‚Typen‘ oder ‚natürliche Zustände‘ verfügen. Individuelle Variation innerhalb einer Spezies ist keine Abweichung von einem natürlichen Status unter dem Einfluss von Naturkräften, ein Status, zu welchem die Art sich zurückentwickelt, wenn die Kräfte verschwunden sind. Der Spielraum individueller Variation innerhalb einer Art ist vielmehr das Resultat fortwährender Mutations- und Rekombinationsprozesse.“ Robert J. O’Hara: „Population Thinking and tree thinking in systematics“, in: *Zoological Scripts* 26, 1998, S. 323-329, hier S. 324, eigene Übersetzung.

⁶⁷ Der Sexualforscher Reimut Reiche beschreibt die „ideologische Abwehr“ in Deutschland: „Die Verteidigung der traditionellen kapitalistischen Sexualmoral ist gegen Kinsey in Deutschland vor allem als ‚Norm/Faktizitäts‘-Kritik geführt worden, und zwar, im Umkreis der Deutschen Gesellschaft für

Diese Betrachtung des Kontexts bestärkt die vor-ikonografische Lektüre des Diagramms als Bild der Differenzierung und visuellen Gleichbehandlung (siehe S. 97). In einem weiteren Schritt will ich die Kinsey-Reports daraufhin überprüfen, wie weit sie sich als Phänomene des (flexiblen) Normalismus eignen, wie Jürgen Link argumentiert hat.

6.2.5 Die Kinsey-Kurven als Medien des flexiblen Normalismus

Wie im Kapitel 3.4 (S. 35ff.) zu lesen war, zieht Jürgen Link als ein Beispiel für seine Beobachtung des flexiblen Normalismus die Kinsey-Reports heran. Die Verarbeitung und Darstellung der erhobenen Daten in Tabellen und Kurven sind laut Link typische Phänomene der Normalisierung, die mit der zunehmenden Wirkmacht der Statistik einhergehen. Ich nutze diese Gelegenheit, um den Umfang und die Bedeutung diagrammatischer und tabellarischer Darstellungen darzulegen. Beide Studien umfassen im Original etwa 800 Seiten. In der Studie über den Mann, *SBM*, sind 162 Tabellen und 173 Diagramme abgebildet, in der Studie über die Frau, *SBF*, sind es 179 Tabellen und 155 Diagramme. Die Diagramme erscheinen als Balken-, Säulen- und Kurvendiagramme. Die Kurvendiagramme, die hier im Zentrum stehen sollen, sind meistens mit einem Hintergrundraster versehen. Dieses Kurvenformat wird für die Darstellung kumulativer sexueller Erfahrungen verwendet, das heißt für die Anzeige, welcher Personenanteil eines bestimmten Alters jemals eine bestimmte sexuelle Erfahrung gemacht hat. Solche Kurven können sich nur positiv entwickeln, da zu den gezählten Erfahrungen auf einer bestimmten Altersstufe ja nur neue Erfahrungen hinzukommen können, während alte Erfahrungen nicht gelöscht werden. Hier werden sogenannte *incidences* eingetragen. „Incidence“ meint, ob oder ob nicht durch eine der sechs Quellen sexueller Erregung (*outlets*) [die Studie unterscheidet zwischen nächtlichen Pollutionen, Masturbation, heterosexuellem Petting, heterosexuellem Geschlechtsverkehr, homosexuellen Kontakten und Kontakten mit Tieren] jemals ein Orgasmus erzielt wurde.“ [Hervorh. i.O.]⁶⁸ Auch Korrelationen – beispielsweise von Angaben zum Heiratsalter mit solchen zum Alter bei Pubertätsbeginn – werden an Kurven mit Hintergrundraster aufgezeigt.

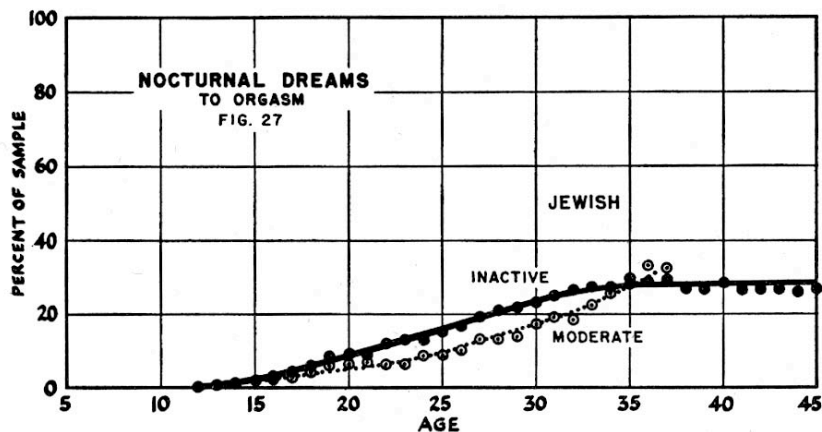


Abb. 21: Alfred Kinsey, Wardell Pomeroy, Clyde Martin, Paul Gebhard, *Accumulative incidence: nocturnal dreams to orgasm, by religious group* (1953)

Sexualforschung“. Reimut Reiche: „Die Aufnahme der Kinsey-Berichte“, in: *Das Argument. Sexualität und Herrschaft*. Heft 4/65, Berlin 1965, S. 15-34, hier S. 24ff.

Die Befürchtung zum Beispiel von Wolfgang Hochheimer war, „wie sich spezialisierte wissenschaftliche Tatsachenfeststellungen in ihren den Raum der wissenschaftlich Sachkundigen und Kritikfähigen weit überschreitenden Publizität in Verhaltens- und Selbstdeutungsmotive einer breiten Menge umsetzen.“ Wolfgang Hochheimer: „Aufklärung und Gegenklärung in der Sexualanthropologie“, in: *Psyche*, Heft 4/1956/57, S. 763-784, ohne Seitenangabe zitiert nach Reiche 1965.

⁶⁸ Reiche 1965, S. 17.

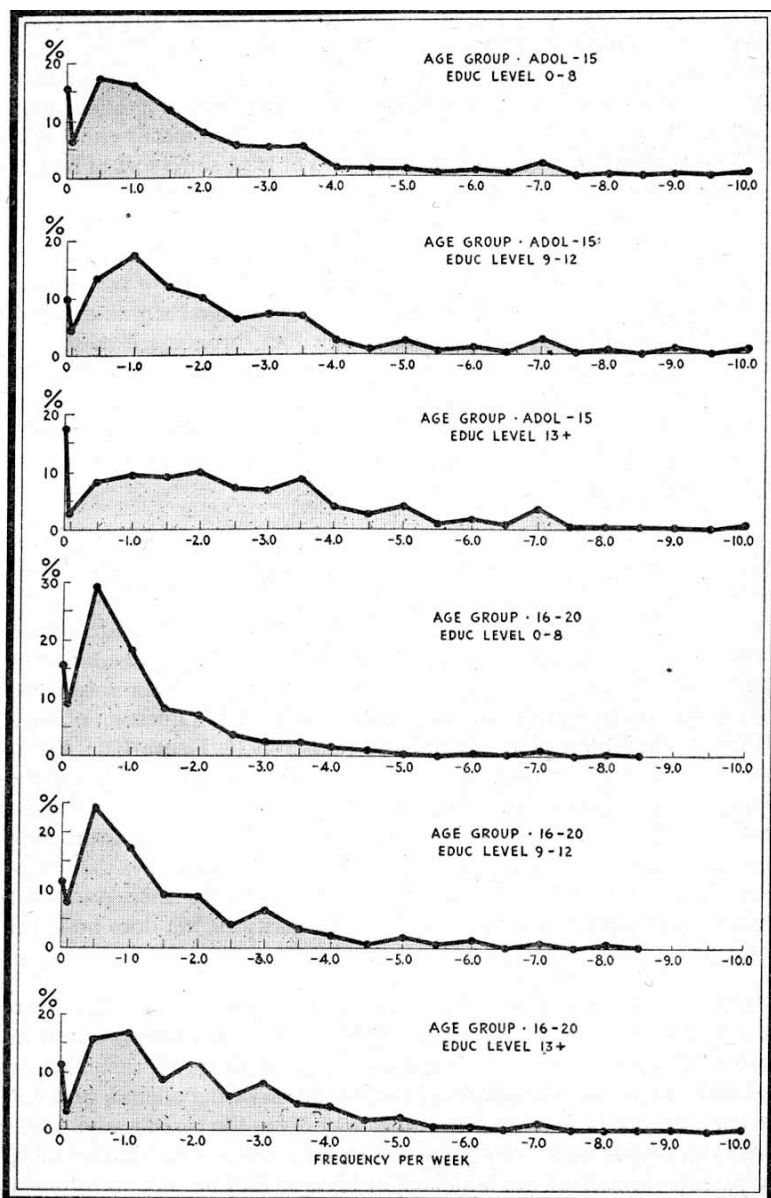


Abb. 22: Alfred Kinsey, Wardell Pomeroy, Clyde Martin, *Masturbation: Individual variation in frequencies at ages adolescent-15 and 16-20, for three educational levels* (1948)

Die zweite Gruppe der Kurvendiagramme ohne Hintergrundraster stellen jeweils die Frequenz⁶⁹ unterschiedlich motivierter Orgasmuserfahrungen von spezifischen Gruppen im Vergleich dar. Hier setzt die Hauptkritik von Link an. Er sieht in ihnen (ich übertrage hier seine generelle Äußerung über die Berichte) „Dokumente eines dynamischen, flexibilisierten Normalismus, [deren] eigentlicher Subjekt-Appell die Leistungssteigerung (in einem banalen quantitativen Sinne von Anzahl der Orgasmen pro Zeiteinheit) ist.“⁷⁰ Gerade angesichts der gelangten Ausläufer fast aller vergleichenden Kurven, die also signalisieren, dass nur eine kleine Minderheit ein Maximum an Orgasmen erlebt, ist es meiner Ansicht nach schwierig, sich hier im Sinne einer „sportliche[n]“⁷¹ Konkurrenz angesprochen zu fühlen. Zudem ließe sich den in den Diagrammen eingefügten Hinweisen auf Alter und Bildungsgrad (bezüglich

⁶⁹ Der zweite zentrale Wert, der vor allem *SBM* bestimmt, ist ‚frequency‘, die durchschnittliche Orgasmushäufigkeit pro Woche, die jeweils in Fünfjahresperioden abgefragt wurde.

⁷⁰ Jürgen Link: *Versuch über den Normalismus: wie Normalität produziert wird*, Wiesbaden 1999, S. 95.

⁷¹ Link 1999, S. 95.

derer die Frequenzen meistens unterschieden werden), auch ein alternativer Appell entnehmen, nämlich der, seinen Bildungsgrad, soweit möglich, zu verändern oder sich eventuell aufs Älterwerden zu freuen. Denn ein Wettrennen, das zum Ziel hat, in der Orgasmusfrequenz zu gewinnen, kann sowieso nur als Gruppe gewonnen werden. Die beschriebene Betonung der Zugehörigkeit zu sozialen Klassen ist es auch, die Skepsis gegenüber dem Vorwurf des Biologismus hervorruft, den Link nutzt, um aus einer angeblichen Herausforderung zur Anpassung an die Kinsey-Kurven eine bio-mächtige⁷² Maßnahme zu konstruieren.

Anhand von zwei Zitaten kritisiert Link den vermeintlichen Biologismus von Kinsey (den er anstelle des Autorenteams nennt). Beispielsweise verwendet er die folgende Aussage aus dem ersten Bericht über den Mann dazu, um am Ende seiner Betrachtung der Kinsey-Reports auf deren „primär biologistische und behavioristische[...] Orientierung“⁷³ zu schließen: „Unsere heute gültigen gesetzlichen Definitionen sexueller Akte als ‚zulässig‘ oder ‚natürlich‘ oder als ‚widernatürlich‘ fußen nicht auf Daten, die Biologen erarbeitet haben, noch auf der Natur selbst.“⁷⁴ Diese Behauptung widerspricht meiner Beschreibung des Untersuchungsinteresses, wie es sich in der Liste der zwölffachen Unterteilung darstellt. Meiner Meinung nach greift Links Schluss auch aus anderen Gründen zu kurz. Zwar ziehen die Autoren des Reports an der zitierten Stelle die Biologie als Naturwissenschaft heran und beanspruchen eine gewisse Expertise, etwas über ‚Natur‘ aussagen zu können, dies tun sie jedoch in einem sehr spezifischen kulturellen und normativen Kontext – und zwar aus gutem Grund. Denn das Bestehen darauf, als Naturwissenschaftler⁷⁵ etwas über Natürlichkeit zu sagen zu haben, wendet sich gegen die Argumentation, die der damals bestehenden rechtlichen Situation in den USA, die den größten Teil der von Kinsey und co. erfragten Praktiken unter Strafe stellte, zugrunde lag. Die Gesetzgebung (je nach Bundesstaat galten und gelten bis heute verschiedene Regelungen) verbot sexuelle Praktiken von außerehelichem⁷⁶ bis Analverkehr „mit der Begründung, daß es sich hier um ein Vergehen gegen die Natur handelt [...]“.⁷⁷

Ich zitiere hier aus einem Artikel von Kinsey, Pomeroy, Martin und Gebhard, der 1954 ins Deutsche übersetzt wurde. Damit handelt es sich um einen Text, der im direkten zeitlichen Zusammenhang mit dem Erscheinen des ersten Reports stand. In diesem Artikel wird durchgängig der Kriminalisierung von sexuellen Praktiken widersprochen, wenn sie „weder fremdem Eigentum noch einer anderen Person Schaden zufügen“.⁷⁸ Die Autoren unterstreichen, dass sie vier mögliche „Quellen der menschlichen Sexualität“ sehen:⁷⁹ Dazu gehören „Faktoren in der unmittelbaren Umwelt des Menschen“, individuelle Vorerfahrungen, das

⁷² „Normalität‘ ist für Kinsey also eine Art ursprüngliche Bio-Macht (im konkreten Sinne von Bio-Potenz) im Sinne Foucaults, die es gegen ihre soziohistorischen Einschränkungen zu stimulieren gilt.“ Link 1999, S. 95.

⁷³ Link 1999, S. 100.

⁷⁴ Link 1999, S. 100. Link zitiert hier aus der deutschen Fassung des Berichts *Das sexuelle Verhalten des Mannes* (1955), S. 196.

⁷⁵ Hieran wird deutlich, dass Alfred Kinsey selbst doch sehr prägend gewesen sein muss für die Äußerungen des Autorenteams, die ja alle über Qualifikationen außerhalb der Naturwissenschaften verfügten.

⁷⁶ Vgl. „Legal Aspects [of pre-marital coitus]“. Kinsey, Pomeroy, Martin, Gebhard 1953, S. 324.

⁷⁷ Alfred C. Kinsey, Wardell B. Pomeroy, Clyde E. Martin, Paul H. Gebhard: „Begriff des Normalen und Abnormen im Geschlechtsverhalten“, in: Hans Giese: *Mensch – Geschlecht – Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 1954, S. 849-867. Dieser Konflikt zwischen Recht und Wissenschaft ähnelt dem, der in Deutschland in Bezug auf die rechtlich alleine gültige binäre Definition von Geschlecht ausgefochten wird, wobei sich die Gesetzgebung auf nichtvorhandene medizinische Definitionen beruft.

⁷⁸ Kinsey, Pomeroy, Martin, Gebhard 1954, S. 849. Hier ist hinzuzufügen, dass eine der Auswirkungen, die durch die Kinsey-Reports beeinflusst war, die Änderung des Strafgesetzes auf Bundesebene 1955 war. Das neue Gesetz empfahl die Entkriminalisierung aller Formen von privatem, einvernehmlichem, sexuellen Verhalten unter Erwachsenen. Die Übersetzung dieser Empfehlung in die Gesetze der einzelnen Staaten variierte. Vgl. Bancroft 2004, S. 5.

⁷⁹ Kinsey, Pomeroy, Martin, Gebhard 1954, S. 855.

„persönliche Erbgut“ und das „phylogenetische Erbgut der biologischen Gruppe“.⁸⁰ Hieran wird deutlich, dass *nicht nur* biologische Faktoren als alleinige Gründe für sexuelles Verhalten herangezogen werden und dass dieser Biologismus im Zusammenhang seiner Zeit und im Zusammenspiel mit den restlichen Faktoren bewertet werden sollte.

6.2.6 Zusammenfassend: Evidenzen, Normalisierungsbestreben und die Differenzierungslücke Geschlecht

Die von Link aufgebrachte Idee, die Kinsey-Reports als prototypische Angelegenheiten des flexiblen Normalismus zu bewerten, hat sicher teilweise ihre Berechtigung. Allerdings konzentriert sich seine Argumentation zu sehr auf die Rezeption der Berichte – Link selbst spricht von dem „diskursive[n] Ereignis“.⁸¹ Die dadurch gefärbte Wahrnehmung deutet er in Absichten der Autoren um.⁸² Dies ist gerade angesichts der einförmigen Diskussion dieser Untersuchungen problematisch.

Die weit verbreitete Kritik an der Überbewertung des Orgasmus im ersten Kinsey-Report über den Mann⁸³ hat zu verschiedenen Änderungen bei der Auswertung und Darstellung des zweiten Berichts über das sexuelle Verhalten der Frau geführt. Unter anderem verschwanden hier die die Orgasmusfrequenz vergleichenden Diagramme, die Link als Anleitung zur Leistungssteigerung gelesen hat.

An diesem Punkt ist hervorzuheben, dass die Bio-Macht für Männer und Frauen verschiedene Anforderungen bereit hält. Die Zielsetzung, beim ungeschützten Koitus einen Orgasmus zu erreichen, ist für die Mehrzahl der heterosexuellen Frauen mit dem Risiko oder der Chance behaftet, schwanger zu werden. Diese Aussicht, das eigene Leben absehbar zu optimieren oder zu verschlechtern, jedenfalls entscheidend zu verändern, hat gewiss einen Einfluss auf die sexuelle Reaktion der Frau. Zu dem Ergebnis, dass die Einstellung von Frauen lediglich gegenüber „sexuellen Befriedigungen, bei denen sie, die Frauen, auf Männer angewiesen sind“,⁸⁴ weniger ‚tolerant‘ war als in anderen Fällen, kam eine Nachfolgestudie, die sich auf *SBM* bezog.⁸⁵ Somit wäre auch beim Nachdenken über normalisierende Effekte der Kinsey-Studien und ihre Diagramme geschlechterkritisches Denken angebracht.

⁸⁰ Kinsey, Pomeroy, Martin, Gebhard 1954, S. 855-856.

⁸¹ Link 1999, S. 94.

⁸² Das lässt sich beispielsweise verdeutlichen, wenn Link die schon 1965 von Reiche konstatierten stereotypen ‚Bedenken‘ der Kinsey-Kritiker_innen wiederholt. Reiche fasste zusammen: „Alle ihre Bedenken, Kritiken und Beschimpfungen haben zum Zentrum den Vorwurf, Kinsey erhebe die Faktizität zur Norm, d.h. er legitimiere jede Form des sexuellen Verhaltens samt allen Perversionen allein aufgrund der Häufigkeit ihres Vorkommens“. Reiche 1965, S. 18. Link schreibt 1999: „Explizit herrscht das Pathos der puren Deskription der empirischen Tatsachen vor, faktisch haben die vielen Rekordmeldungen appellativen Charakter [...]“ Link 1999, S. 95.

⁸³ „According to many critics, sex should not be reduced to the orgasm, and furthermore, orgasms from disparate sources should not be combined to derive a ‚total sexual outlet.‘ This is one of the principal issues on which Kinsey has been misunderstood and misinterpreted. He regarded orgasm, at least in the male, as the most precise and specific indicator of a sexual experience. [...] By the time Kinsey wrote *Sexual Behavior in the Human Female*, his position had shifted somewhat on this issue. [...] Early in the volume on women, he comments that a considerable portion of female sexual activity does not result in orgasm, and he goes on to report incidences and frequencies of women’s sexual experiences both with and without orgasm. [...] But Kinsey retained his belief in the value of ‚total sexual outlet‘ as a useful measure of a woman’s interest in or need for sex, and he presented this data, not as in the male volume as the first chapter, but rather as the last chapter of results.“ Bancroft 2008. Vgl. auch Kinsey, Pomeroy, Martin, Gebhard 1953, S. 371.

⁸⁴ Reiche 1965, S. 32.

⁸⁵ Clifford Kirkpatrick, Sheldon Stryker, Philip Buell: „An Experimental Study of Attitudes Toward Male Sex Behavior with Reference to Kinsey Findings“, in: *American Sociological Review*, 17 (October 1952), S. 580-587. Zitiert nach Reiche 1965, S. 25.

Das gleiche gilt für die Autoren der Studie selbst. Obwohl Kinsey „radikal zwischen Sexualität und Zeugungs- bzw. Gebärfunktion“⁸⁶ unterschied, wurde der Verfügbarkeit von Verhütungsmitteln bei der Befragung keine besondere Wichtigkeit zugemessen. Lediglich an einer Stelle im Bericht über das sexuelle Verhalten der Frau gibt es eine Anmerkung dazu.⁸⁷

Die durch das hier zentral betrachtete Prinzipendiagramm aufgerufenen Themen ‚Differenzierung‘ und ‚Gleichbehandlung‘, die bis zu einem gewissen Grad auch die Grundsätze der Kinsey-Befragungen wiedergeben, sind in den systematisch gleich gestalteten statistischen Kurven weiter zu verfolgen. Die visuelle Homogenisierung, die damit einhergeht, steht in meinen Augen nur in Teilen für ein soziales Normalisierungsbestreben (wie es Jürgen Link vermutet hat). Nicht zu vergessen ist der bestehende juristisch-normative Kontext, gegen den der Diagrammkorpus (und die statistischen Aussagen, auf denen er beruht) einen visuellen Einspruch darstellt.

⁸⁶ Reiche 1965, S. 25.

⁸⁷ „The increased knowledge of contraception [...] may have contributed to the increase in the incidence in pre-marital coitus”. Kinsey, Pomeroy, Martin, Gebhard 1953, S. 300.

6.3 Das Diagramm als Karte eines Staffellaufs am Beispiel Money/Ehrhardt

Der Sexualwissenschaftler und Psychologe John Money hat über Jahrzehnte hinweg immer wieder auf ein bestimmtes Diagramm zurückgegriffen, um die ‚Differenzierung der Geschlechtsidentität‘ bzw. den Ablauf der psycho-sexuell-somatischen Entwicklung beim Menschen zu veranschaulichen. Es nimmt also als Darstellungsmedium einen zentralen Platz in seiner Theorie ein. Erstmals wurde es in einer Gemeinschaftsproduktion mit Anke Ehrhardt abgedruckt, die den Gegenstand der folgenden Analyse bildet.

6.3.1 *Diagram to illustrate the sequential and interactional components of gender-identity differentiation (1972)*

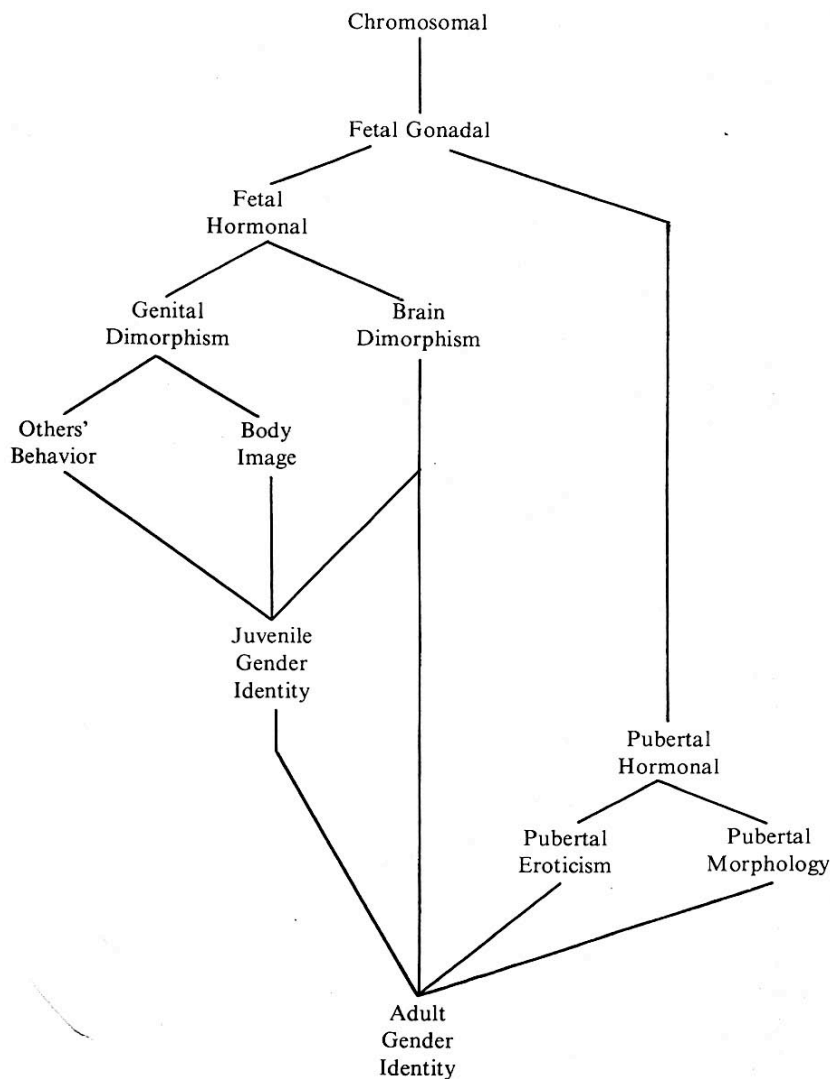


Abb. 23: John Money, Anke Ehrhardt, *Diagram to illustrate the sequential and interactional components of gender-identity differentiation (1972)*

1972 erschien *Diagram to illustrate the sequential and interactional components of gender-identity differentiation* (Diagramm über die sequentiellen und interagierenden Komponenten der Geschlechtsidentität) auf den ersten Seiten der Publikation *Man & Woman, Boy & Girl. Differentiation and dimorphism of gender identity from conception to maturity* von Money und Ehrhardt,

welche 1975 auf Deutsch erschien¹ und breit rezipiert wurde.² Das Diagramm befindet sich auf der dritten Seite des anfänglichen Übersichtskapitels („Synopsis“). Insgesamt lässt sich sagen, dass Money/Ehrhardt sehr viel sparsamer mit Illustrationen umgehen als die bisher im Rahmen dieser Arbeit betrachteten Protagonisten der Sexualwissenschaft. Abgesehen von dem hier zu analysierenden Diagramm sind in dem Buch zwei Baumdiagramme zu finden, die ‚geschlechtsumkehrende‘ Kreuzungen von Spornfröschen und Japankärpflingen³ vorführen und ein oktogonales Schema der Variablen von chemisch-hormonellen Versuchen an Tieren,⁴ Visualisierungen von Varianten innerer und äußerer menschliche Geschlechtsorgane⁵ sowie Darstellungen eines männlichen Chromosomensatzes,⁶ des Gehirns⁷ und des limbischen Systems.⁸

Diese Abbildungen, die auch in der übersetzten Version auftauchen, sind auf Strichzeichnungen reduziert und monochrom schwarz gedruckt. In der amerikanischen Originalfassung sind außerdem Fotografien von Tierversuchen und menschlichen Genitalien abgebildet.

Das oben gezeigte Diagramm passt sich an das Hochformat der Seite an. Auf den ersten Blick setzt es sich aus Dreiecken, teilweise auch Trapezen zusammen, die sich aus den sich verzweigenden Linien und den Textfeldern (jeweils am Ende einer Linie) ergeben. Die Beschriftung ist knapp gehalten, zusammengesetzte Begriffe wie ‚Body Image‘ oder ‚Juvenile Gender Identity‘ sind auf zwei oder drei Zeilen aufgeteilt. So gliedern sich die Textelemente optisch in das Schema ein.⁹

Es verfügt in der oberen Hälfte über eine einfache Baumstruktur, die an einem Ausgangspunkt („Chromosomal“) an der Spitze des Schemas beginnt und sich von dort aus verzweigt. So präsentiert die Visualisierung deutlich voneinander abgegrenzte, binär organisierte Positionen.¹⁰ Weitere Bifurkationen leiten den Blick zunächst nach links, wo eine Verdichtung von miteinander verbundenen Begriffen geschieht, die sich bis zum linken Seitenrand ausbreiten. Wortwiederholungen fallen auf: Zweimal steht da ‚Fetal‘, zweimal ‚Dimorphism‘.

¹ Der deutsche Titel lautet: John Money, Anke Ehrhardt: *Männlich - Weiblich. Die Entstehung der Geschlechtsunterschiede*, Reinbek/Hamburg 1975. Ich werde auf die englischsprachige Originalausgabe *Man & Woman, Boy & Girl. Differentiation and dimorphism of gender identity from conception to maturity*, Baltimore 1972, und wo notwendig auf Differenzen der übersetzten Fassung eingehen. Das Diagramm steht in der amerikanischen Originalfassung auf S. 3, in der dt. Fassung auf S. 15, beide Male auf der rechten Buchseite.

² Gunter Schmidt beschreibt es als „wohl einflussreichstes Buch“ von Money. Gunter Schmidt: „John Money (Lexikonartikel)“, in: Günter Grau, Volkmar Sigusch (Hg.): *Personenlexikon der Sexualforschung*, Frankfurt a.M./New York 2009, S. 521-526, hier S. 523. Ulrike Klöppel geht auf die Wichtigkeit dieses Buchs für das Bekanntwerden von Moneys Konzepten im deutschen Sprachraum ein. Ulrike Klöppel: *XXOXY ungelöst. Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin. Eine historische Studie zur Intersexualität*, Bielefeld 2010, S. 506.

³ Money, Ehrhardt 1972, S. 27, 28.

⁴ Money, Ehrhardt 1972, S. 70.

⁵ Money, Ehrhardt 1972, S. 41, 44.

⁶ Money, Ehrhardt 1972, S. 31.

⁷ Money, Ehrhardt 1972, S. 237.

⁸ Money, Ehrhardt 1972, S. 239.

⁹ In der deutschen Fassung sieht das anders aus. Die deutschen Übersetzungen der Textfelder sprengen hier den Rahmen nicht nur, weil deutschsprachige Übersetzungen von englischen Texten allgemein länger sind, sondern weil hier offenbar von einer Leser_innenschaft ausgegangen wurde, die mit Fremdwörtern und sexualwissenschaftlichen Spezialausdrücken wenig anzufangen wusste. So kam es zu ergänzenden bzw. erklärenden Übersetzungen. Deutlich wird es zum Beispiel bei der deutschen Variante von „Pubertal Morphology“: „Körperliche Veränderungen durch die Pubertät“.

¹⁰ Das zugehörige Kapitel beginnt zwei Seiten vor der Grafik mit der Feststellung, dass von allen Systemen der embryologischen Entwicklung allein das reproduktive System bimorph angelegt sei. Money, Ehrhardt 1972, S. 1.

Am Punkt maximaler Ausdehnung nach links angekommen, wird die Gerade wieder zur Blattmitte umgelenkt: Bei dieser Gelegenheit werden drei Linien zusammengeführt, sie laufen auf einen relativ freistehenden Knotenpunkt („Juvenile Gender Identity“) zu. Durch die Positionierung, den offenen Umraum und den Hinweisscharakter der auf sie zulaufenden Linien erhält dieser Punkt der Grafik eine besondere Wichtigkeit.

In der rechten Hälfte des Blattes überbrücken zwei lange senkrechte Linien den Leerraum auf dem Weg nach unten. Die mittlere mündet direkt in den Endpunkt, während die rechte Linie noch einen Umweg über eine Gabelung nimmt. Sie erreicht zunächst einen Begriff, der den Beginn einer Dreiecksformation markiert. Ausgehend von dieser Ecke teilt sich die Linienstruktur und läuft auseinander und auf zwei Unterbegriffe zu. Das Dreieck, welches sich hier kurz vor dem Ziel auftut, handelt von der Pubertät: Vom Eckpunkt „Pubertal Hormonal“ aus verläuft eine Linie weiter Richtung Mitte zu „Pubertal Eroticism“, eine andere nach rechts außen zu „Pubertal Morphology“. Unter diesem Begriffspaar laufen beide Linien wieder zusammen und vereinigen sich zugleich mit den Linien der linken Hälfte des Schaubilds. Das Feld „Adult Gender Identity“ in der Mitte unten bildet den gemeinsamen Abschluss.

Durch die asymmetrische Anordnung und die Verdichtungen des Entwicklungsdiagramms links oben und rechts unten ergibt sich eine dynamische Anleitung des Blicks entlang der Diagonale (von links oben nach rechts unten), die von (m)einer westlich geprägten Leserichtung unterstützt wird. Das Diagramm legt durch seine Form also das Querlesen nahe, was möglicherweise eine „flüchtige“, überspringende Wahrnehmung herausfordert.

An mindestens zwei Stellen entstehen geöffnete, verzogene oder unvollständige Würfel als Teilkörper des Ganzen. So sind in der Verdichtung links oben ein kleinerer Würfel oder drei Stufen zu sehen. Entlang der längeren Linien, die zum Dreieck rechts unten führen, ist ein aufrechtstehender Quader angedeutet. Diese beiden Auffaltungen des Diagramms wirken wie gegenläufige Verwerfungen unterschiedlicher Komplexität. Mehr Komplexität – also mehrere Knotenpunkte und dadurch auch optisch mehr Gewicht – bietet die kubische Form im linken oberen Viertel, während die Dreiecksformation unten rechts eine schärfere Spitze (einen plötzlicheren Einfluss?) konturiert. Die ungewöhnliche Silhouette des Diagramms, die sich aus der oben genannter Baumstruktur und den geometrischen Effekten ergibt, suggeriert so eine sich auffächernde Räumlichkeit. Die Erscheinung entspricht jedoch nicht den Konventionen einer perspektivischen Konstruktion. Die zu erfassenden Würfel und Stufen kippen, sie verschieben sich gegeneinander. So stellen sie Regeln räumlicher Wahrnehmung in Frage, ähneln einer kubistischen Zeichnung. Das Diagramm lässt sich darum auch als Skizze eines abstrakten, dynamischen Raumes ansehen.

Spätestens jetzt gerät der Titel der Abbildung in den Blick: *Diagram to illustrate the sequential and interactional components of gender-identity differentiation* (in der deutschsprachigen Ausgabe *Differenzierung der Geschlechtsidentität*). Moneys/Ehrhardts erstes Diagramm soll also Differenzierung darstellen, einen Unterscheidungsprozess, für den bestimmte sequentielle und miteinander interagierende Komponenten relevant sind und in dem sich Geschlechtsidentität entwickelt.

Im weiteren Textverlauf werde ich auf historische Umbrüche in der Forschung zur Geschlechtsentwicklung eingehen sowie auf Metaphern und Bilder, die meiner Meinung nach auf die Gestaltung des Diagramms Einfluss nahmen. Vorab werden Money und Ehrhardt kurz vorgestellt.

6.3.2 John Money und Anke Ehrhardt

John Money (1921-2006) studierte in Neuseeland Psychologie und Pädagogik. 1947 ging er in die USA. Dort promovierte er 1952 zum Thema *Hermaphroditism: An inquiry into the nature of a human paradox*. Schon ein Jahr zuvor hatte ihn Lawson Wilson, Leiter der dortigen Abteilung für Endokrinologie¹¹ für Kinder und Jugendliche, am Johns Hopkins Universitätsklinikum Baltimore, angestellt. Dort forschte und praktizierte er bis zu seinem Tod, also mehr als 50 Jahre.¹² John Money war einer der einflussreichsten Sexualwissenschaftler des 20. Jahrhunderts. Bekannt wurde er durch die Einführung des Begriffs ‚gender‘ in die Medizin. Dieser aus der Sprachwissenschaft übernommene Terminus, der für die kulturell konstruierte Seite von Geschlecht steht, wurde in Moneys Händen zentrales Argument für seine spätere Behandlungspraxis an zwischen- oder trans*geschlechtlichen Kindern und Jugendlichen. Er vertrat die Ansicht, dass in solchen Fällen die Zuweisung des männlichen oder weiblichen Geschlechts in den ersten 18 Lebensmonaten erfolgreich sein könne, wenn das körperliche Erscheinungsbild ‚normalisiert‘ würde und die Erziehung konsistent sei. Im Zuge solcher Behandlungen wurden an Kindern und Jugendlichen Genitaloperationen, andere chirurgische Eingriffe und Hormontherapien durchgeführt mit dem Ziel, ihnen ein Leben als Mann oder Frau zu ermöglichen. Diese Langzeitbehandlungen wurden häufig von psychologischen Studien begleitet. Der Fall eines Jungen, dessen Penis durch einen Unfall bei einer Beschneidung versehrt worden war, verschärfte eine in den 1960er Jahren aufgekommene Debatte um Moneys Methoden. Die Eltern hatten sich an John Money gewandt, der die ‚Feminisierung‘ des äußeren Genitales und eine Entfernung der Hoden empfahl. Das Kind wuchs als Brenda auf. Bis zum Alter von 13 Jahren besuchte es die Nachuntersuchungen Money. Danach verweigerte Brenda die Fortsetzung der Behandlung und beschloss wenig später, als David weiter zu leben. Im Alter von 38 Jahren, nach entgegengesetzten, also ‚maskulinisierenden‘ Hormongaben und Operationen, brachte sich David Reimer um. Ein Journalist veröffentlichte die Hintergründe dieses Selbstmords und erhob heftige Vorwürfe gegen Money. Dieser bezeichnete schon die Ausgangssituation als Dilemma und bestand auf der Option der Geschlechtsneuzuweisung in ähnlichen Fällen.

Anke Ehrhardt, geboren 1940 in Hamburg, ist Psychologin und arbeitete von 1964-67 an der Johns Hopkins Universität in der Psychohormonal Research Unit, die Money leitete.¹³ In ihrer Doktorarbeit, die im Rahmen ihrer Mitarbeit dort entstand, beschäftigte sie sich mit „den Effekten der pränatalen Androgenisierung auf die psychosexuelle Entwicklung“.¹⁴ 1972 erschien

¹¹ Die Lehre von den endokrinen Drüsen – dazu gehören beim Menschen Zirbeldrüse, Hypophyse, Schilddrüse/Nebenschilddrüsen, Thymus, Nebenniere, Pankreas, Ovar und Hoden. Durch die Ausschüttung von über 30 unterschiedlichen Hormonen werden Körperfunktionen wie Wachstum, Fortpflanzungsfähigkeit oder die Verdauung gesteuert.

¹² Die biografischen Angaben zu John Money sind kompiliert aus dem Lexikonartikel im *Personenlexikon der Sexualforschung* (Schmidt 2009) und der Lektüre von *XXOXY ungelöst. Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin* (Klöppel 2010).

¹³ Die biografischen Daten über Anke Ehrhardt stammen aus den Angaben zur Autorin in Money/Ehrhardt 1972 und aus Online-Quellen: [http://en.wikipedia.org/wiki/Anke_Ehrhardt und http://asp.cumc.columbia.edu/facdb/profile_list.asp?uni=aae1&DepAffil=Psychiatry, beide abgerufen am 7.12.2012]

¹⁴ Ehrhardt reichte sie 1969 an der Universität Düsseldorf ein: Anke Ehrhardt: *Zur Wirkung fötaler Hormone auf Intelligenz und geschlechtsspezifisches Verhalten*, Düsseldorf 1969. Inhaltliche Zusammenfassung: Klöppel 2010, S. 506.

die Originalausgabe von *Man & Woman, Boy & Girl: Gender Identity from Conception to Maturity*, drei Jahre später erschien das Buch in der deutschen Übersetzung von Ehrhardt zusammen mit Gunter Schmidt. In der Folge wurde Ehrhardt Kodirektorin am psychoendokrino-logischen Programm des Kinderhospitals der State University of New York, Buffalo. Sie praktizierte als klinische Psychologin vor allem mit intersexuellen Kindern und ihren Eltern. 1977 wechselte sie an die Columbia University, wo sie 1987 das HIV-Zentrum für klinische und Verhaltensstudien (HIV Center for Clinical and Behavioral Studies) gründete. Unter ihrer Leitung entwickelte sich der dortige Arbeitsschwerpunkt hin zur Berücksichtigung der Faktoren Geschlecht, Sexualität und mentale Gesundheit bei der Forschung über HIV-Infektionen.

6.3.3 Anordnung und Begriffe im Bild

Was spielt sich in diesem Schema ab? Welche Begriffe werden darin von Money/Ehrhardt geometrisch angeordnet? Wie sind sie verteilt und welche Bedeutungen ergeben sich vor der Lektüre des Artikels, in dem das Diagramm platziert ist?

Für die Beantwortung bietet der Titel der Abbildung *Diagram to illustrate the sequential and interactional components of gender-identity differentiation* einen ersten Ansatz. Einer der darin auftauchenden Begriffe, ‚(Adult) Gender Identity‘, steht leicht versetzt neben diesem Untertitel und bestätigt so seine Rolle als Abschluss der Differenzierung am unteren Ende der Grafik.

Der oberste Punkt der Grafik ist mit ‚Chromosomal‘ markiert. Er führt mit einer Linie geradeaus – ohne Umweg, ohne Option – zum Textfeld ‚Fetal Gonadal‘ (fetale Keimdrüsen). Da beide Begriffsfelder adjektivisch konstruiert sind, ist der die Leser_in aufgefordert, sich über die nominale Ergänzung Gedanken zu machen; der Einbezug des Diagrammtitels liegt nahe. Sinn machen die Adjektive, wenn sie als (aufeinanderfolgende und interagierende) Komponenten der Differenzierung der Geschlechtsidentität verstanden werden.

Sammelt man nun alle alleinstehenden Eigenschaftswörter im Diagramm ein, so bekommt man es mit chromosomalen, fetal-gonadalen, fetal-hormonellen und pubertär-hormonellen Komponenten zu tun. Hiermit sind drei zentrale biologische Faktoren der Geschlechtsentwicklung benannt: Gene/Chromosomen, Keimdrüsen (Hoden oder Eierstöcke) und Hormone. Drei von vier der oben genannten biologischen Komponenten stehen in der oberen Hälfte, also am Anfang des Diagramms. Der pubertär-hormonelle Faktor steht auf der rechten Seite ebenfalls am Anfang einer Gabelung, die jedoch nach unten ‚verrutscht‘ scheint (eine der vorhin beschriebenen überbrückenden Senkrechten führt auf ihn zu).

Wenn man die Abfolge der Komponenten als Ganzes betrachtet, wäre eine einfache Interpretation, dass durch eine bestimmte genetische Disposition (bestimmte) Keimdrüsen beim Fötus entstehen. Der folgende Faktor, ob durch eine kürzere oder längere Linie erreichbar, ist hormoneller Art. Links oben geht es offenbar um Hormone (die Wirkungen von Hormonen) im fetalen Stadium, rechts unten um solche im Stadium der Pubertät. Die vier genannten biologischen Faktoren scheinen Einfluss zu haben auf oder Auslöser zu sein für die ihnen folgenden Komponenten, die sich alle durch ihren Status als Substantive auszeichnen.

Die Beobachtungen bis hierhin ergeben außerdem eine zeitliche Bedeutungsebene des Diagramms, welches demnach (ausschnitthaft) die Entwicklung eines menschlichen Wesens aufzeichnet: vom Fötus zum Erwachsenen.

Getreu der binären Organisation der oberen Diagrammhälfte leiten sich – mit Ausnahme des allerersten – aus jedem der Adjektive jeweils zwei neue Begriffe ab. Die Hormone des Fötus leiten hin zu ‚Genital Dimorphisms‘ (links) und ‚Brain Dimorphism‘ (rechts bzw. in der Gesamtform mittig gelegen), also zur Binarität der Genitalien und zu jener des Gehirns. Durch die Kenntnis des Untertitels lässt sich die Zweiförmigkeit leicht als geschlechtlich codiert

verstehen. Dahinter verbirgt sich die Vorstellung, dass es zwei klar zu unterscheidende Versionen von Genitalien gibt, männlich und weibliche. Außerdem gehen die Autor_innen offenbar von zwei geschlechtsdifferenzierten Fassungen des Gehirns aus. Selbst wenn man sich von diesen Annahmen nicht irritieren lässt (1972 nicht irritieren ließ), so wirft doch der nächste Schritt links außen Fragen auf. Die Zweiförmigkeit der Genitalien verweist einerseits, am linken Rand der oben beschriebenen Verschachtelung, auf das Verhalten anderer (‘Others‘ Behavior‘) und andererseits nebenan auf ‚Body Image‘, ein Körperbild also. Aus dieser Nachbarschaft lässt sich nicht ohne weiteres Bedeutung generieren. Der Aspekt des Verhaltens am Rand benennt zum ersten und einzigen Mal weitere Akteur_innen im Prozess der Geschlechtsdifferenzierung.

Schaut man – wie oben vorgeschlagen – tatsächlich flüchtig über die Grafik, so stechen vor allem die Benennungen körperlicher Prozesse oder Merkmale hervor.

Betrachten wir die Einflüsse des Diagramms der Geschlechtsdifferenzierung im Detail: Gerade weil Money/Ehrhardt von dem Paradigma der psychosexuellen Entwicklung, das ist die Differenzierung der Geschlechts-Identität (und nicht die des Geschlechtskörpers beispielsweise), ausgehen, ist das Übergewicht biologischer beziehungsweise körperlicher Faktoren in dieser Gesamtdarstellung auffällig.¹⁵ Der einzelne (psycho)soziale Faktor, der in dem Diagramm einen randständigen Platz findet, ist ‚Others‘ Behavior‘ (in der deutschen Übersetzung: ‚Verhalten (Einflüsse) anderer Menschen‘), das sich ausgerechnet aus dem Feld ‚Genital Dimorphism‘ ergibt. Die einzige Einwirkung von außen markiert auch den äußersten Punkt einer grafischen Verwerfung der Grafik, das ‚Herz‘ eines Kräftefeldes.

Durch die Parallelität der Faktoren ‚Genital Dimorphism‘ und ‚Brain Dimorphism‘ fällt auf, dass die Differenzierung des Gehirns in dieser Darstellung keinem vergleichbaren (psycho)sozialen Faktor wie der Differenzierung der Genitalien ausgesetzt ist. Warum spielt auf der Seite der Differenzierung des Gehirns das Verhalten anderer Menschen keine Rolle? Es lässt sich fragen, warum soziale Faktoren hier nicht abgebildet sind, welche anderen Grundlagen also die Entwicklung eines solchermaßen geschlechtsdifferenzierten Gehirns hat und welche Vorstellung von Differenzierung diesbezüglich zugrunde liegt.

Das Fehlen eines sozialen Einflusses ist außerdem bemerkenswert, da davon ausgegangen werden kann, dass die Aktivität des Gehirns eines Individuums von weit mehr Mitmenschen wahrgenommen werden kann als jene seiner Genitalien.¹⁶ Auch stellt sich die Frage, was genau an dieser Stelle mit der Differenzierung der Genitalien und des Gehirns gemeint ist, die materielle Beschaffenheit oder die praktischen Fähigkeiten dieser Körperteile?

Unter Berücksichtigung der oben aufgeführten Moneyschen Thesen lässt sich hier ein Bruch, nämlich die Gleichstellung ungleicher Faktoren im Schema, feststellen: Die Differenzierung der (kindlichen) Genitalien, die in diesem Modell ausschlaggebend ist, basiert vor allem auf deren äußerer Erscheinung, während bei der Differenzierung des Gehirns dessen Äußerungen und Fähigkeiten registriert werden.

¹⁵ Ulrike Klöppel vertritt – aufgrund detaillierter Kenntnisse über Moneys Theorie – in ihrer Interpretation des Schemas hierzu eine andere Ansicht. (In anderer Hinsicht gleichen sich jedoch unsere Lektüren). Zitat Klöppel: „Doch schienen die pränatalen Hormone aufgrund ihres Gegengewichts der postnatal steuerbaren Faktoren von untergeordneter Bedeutung zu sein. [...] Damit war eine Perspektive geschaffen, in der die biologisch fundierten sexuellen Antriebe bzw. die biologische Kraft nicht mehr das eruptive, unkontrollierbare Potential besaßen, das ihnen etwa noch 1961 von [Hedwig] Wallis oder 1963 von [Robert] Stoller zugeschrieben worden waren.“ Klöppel 2010, S. 508-509.

¹⁶ Der Soziologe Stefan Hirschauer hat festgestellt, dass „die Alltagserfahrung offensichtlicher Geschlechtszugehörigkeit in einem eigentümlichen Spannungsverhältnis zur alltäglichen Unsichtbarkeit des ‚ersten Geschlechtsmerkmals‘ [steht]“. Stefan Hirschauer: *Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel*, Frankfurt a.M. 1993, S. 29.

Die Tatsache, dass die Einflüsse anderer Menschen auf die Gehirntätigkeit also im vorliegenden Diagramm ausgeblendet werden (können), lässt darauf schließen, dass hier angenommen wird, dass das Gehirn sich relativ unabhängig von gesellschaftlichen Kontexten entwickelt. Eine solche Vorstellung ist charakteristisch für deterministische Theorien über das zentrale Nervensystem.

„Deterministische Konzepte heben genetische und hormonelle Ursachen für Unterschiede in Hirnstruktur und Arbeitsweise hervor. Sie gehen davon aus, dass die biologischen Voraussetzungen im Gehirn mehr oder weniger festgelegt sind und im Folgenden die Prozesse der Informationsverarbeitung, des Denkens und des Handelns bestimmen.“¹⁷ Allerdings widerspricht ein alleiniger Determinismus Moneys/Ehrhardts Thesen, die folgen.¹⁸ Alternative Ansätze der Hirnforschung, die von der Plastizität des Gehirns ausgehen, „verstehen die Entwicklung von Hirnstrukturen und Hirnfunktionen dagegen stärker als Ergebnis der individuellen Erfahrung. Das Verhalten, das Denken und die Verarbeitung von Informationen formen erst die Nervennetzwerke im Gehirn.“¹⁹ Dieses Konzept der Hirnplastizität, das die „Offenheit der Hirnentwicklung gegenüber Umwelteinflüssen beinhaltet“,²⁰ wurde in den 1970er Jahren entwickelt. Es gewann aber vor allem seit den 1990er breiteren Einfluss, sodass die Position der Autor_innen zwischen einem biologischen und einem durch soziale Faktoren beeinflussbaren Verständnis vom Gehirn und seiner Funktionen auch als ein Zeichen ihrer Zeit zu lesen ist. Festzuhalten ist hier, dass das Diagramm die biologisch-deterministische Seite der sich im Text komplexer darstellenden Differenzierung des Gehirns hervorhebt.

Die Einwirkungen des ‚Brain Dimorphism‘ auf ‚Juvenile‘ und ‚Adult Gender Identity‘ sind ungleich dargestellt. Eine gerade senkrechte Linie verläuft vom dimorphen Gehirn direkt zur erwachsenen Geschlechtsidentität, die Linie, die in das Jugendalter im linken oberen Viertel abzweigt, ist kürzer und läuft der Leserichtung entgegen, sodass sie eher als Umweg oder sekundäre Verbindung zu verstehen ist.

Im rechten unteren Viertel, also etwas ‚später‘ im Differenzierungsprozess, münden die hormonellen Komponenten der Pubertät in pubertärem Erotizismus (‚Pubertal Eroticism‘) und pubertärer Morphologie (‚Pubertal Morphology‘), worunter man sich „Körperliche Veränderungen durch die Pubertät“ vorzustellen hat.²¹

Am unteren Ende des Diagramms laufen alle Linien in einem Punkt, der Geschlechtsidentität im Erwachsenenalter (‚Adult Gender Identity‘) zusammen. Diese Engführung beziehungsweise die Zielsicherheit der gezeigten Entwicklung beruht auf einer festgelegten Folge. Hier wird deutlich ein monodirektionales Prinzip illustriert, das durch die spitz nach unten zeigenden Enden der Teildreiecke, die den Blick von oben nach unten ziehen, produziert wird. Solche pfeilähnlichen Einheiten tauchen an zwei Stellen des Diagramms auf, sie laufen auf die beiden Geschlechtsidentitäts-Felder zu. Neben der formalen Betonung dieser zentralen Stationen des Liniennetzes führt das Zusammenlaufen von Linien dazu, dass das Diagramm

¹⁷ Sigrid Schmitz: „Frauen- und Männergehirne. Mythos und Wirklichkeit?“, in: Dies. und Smilla Ebeling (Hg.): *Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel*, Wiesbaden 2006, S. 211-234, hier S. 212.

¹⁸ „Untersuchungen zeigen, daß pränatale Hormone über das Gehirn einen Einfluß auf spätere Geschlechtsunterschiede im Verhalten haben können.“ und „Die höheren Primaten und vor allem der Mensch werden sehr viel stärker von der postnatalen Lebensgeschichte beeinflusst“. Beides Money 1975, S. 21.

¹⁹ Schmitz 2006, S. 212.

²⁰ Schmitz 2006, die sich hier auf (Boniface&Ziemann 2003) und (Kolb&Wishaw 1998) bezieht, S. 226.

²¹ So lautet die deutsche Übersetzung. ‚Pubertal Eroticism‘ ist mit ‚Sexuelle Veränderungen durch die Pubertät‘ übersetzt. Money, Ehrhardt 1975, S. 15.

auf einer Spitze steht. Diese Tatsache signalisiert, dass nach Money/Ehrhardt Geschlechtsdifferenzierung ein zwar zielführender, aber doch relativ instabiler Gesamtprozess sein müsste.²²

Was wird nicht gezeigt? Die Geschlechtsidentität²³ über das Erwachsenenalter hinaus ist nicht dargestellt, scheint also nicht von Interesse zu sein. Damit wird auch auf die Darstellung von erwachsenem Sexualleben oder Fortpflanzungsverhalten verzichtet. Die menschliche Entwicklung, die in der Biologie meist in vier Entwicklungsstufen (Embryonal- oder Fetalentwicklung, Jugendentwicklung, (adulte) Reifeperiode, Periode des Alterns) unterteilt ist, wird hier auf die drei ersten reduziert.

Der entwickelten (oder aufgefalteten) erwachsenen Geschlechtsidentität, die den diagrammatischen Endpunkt darstellt, geht eine weitere voraus, jene ‚im Jugendalter‘ (‚Juvenile Gender Identity‘ im Original). Je nach Auslegung kann Jugendalter Kindheit ein- oder ausschließen. Die Dynamik der drei auf diesen Begriff einwirkenden Linien, die sich zu einer Pfeilspitze vereinen, plus die Lage auf der virtuellen Zeitskala fördert eine Interpretation, die das Kind-Sein ausschließt. Folgt man dieser Deutung, so gibt dieses Diagramm einen Differenzierungsprozess von Geschlechtsidentität zu sehen, der in der Kindheit zwar geschlechtsspezifische Differenzierungen, aber keine nennenswerte Geschlechtsidentität aufzeigt (damit scheint diese disponibel zu sein, ein Freiraum für Moneys/Ehrhardts Behandlungspraxis von Kindern).

Durchblättert man das Buch, so wird schnell deutlich, dass einige Textfelder in eigenen Kapiteln behandelt werden und in den meisten dieser Fälle offenbar Beziehungen zwischen zwei Feldern (also quasi die Linien) beleuchtet werden, dass also dieses Diagramm die Argumentationslinien der gesamten Publikation skizziert. Nur ein Kapitel in der Buchmitte gibt keinen terminologischen Bezug zum Diagramm zu erkennen: *Gender Dimorphism in Assignment and Rearing*.²⁴

²² Vgl. Money, Ehrhardt 1975, S. 16: „Wenn die Geschlechtsidentität einmal differenziert ist, wird sie durch die hormonellen Veränderungen in der Pubertät weiter bestärkt; in den wenigen Fällen des Ausbleibens dieser Veränderung kann die Geschlechtsidentität ins Wanken geraten.“

²³ Money, Ehrhardt definieren Geschlechtsidentität als „überdauernde Erfahrung der eigenen Individualität, des eigenen Verhaltens und der eigenen Erlebnisweisen als uneindeutig und eingeschränkt männlich, als eindeutig und uneingeschränkt weiblich oder in größerem bzw. kleinerem Grad ambivalent“. Sie gilt als „die eigene Erfahrung der Geschlechtsrolle“, die wiederum die Geschlechtsidentität nach außen manifestiert. Money, Ehrhardt 1975, S. 16.

²⁴ In diesem Kapitel geht es um Erfahrungen mit Geschlechtsneuzuweisungen bei Kindern, auch um den o.g. Fall von David Reimer. Daneben werden verschiedene kulturelle Kontexte herangezogen, um die Variabilität von Geschlechtermodellen und Erziehung, u.a. am Beispiel des Umgangs mit Homosexualität, zu illustrieren. Dennoch kommen die Autor_innen gegen Ende zu dem Schluss, dass „[d]ie Freiheitsgrade [...] nicht grenzenlos“ seien. Die Konsequenz, die sie trotz der Varianz der Beispiele ziehen, ist, dass es für die konfliktfreie Geschlechtsidentifizierung von Kindern unerlässlich sei, dass „die Erwachsenen, besonders die den Kindern am nächsten stehenden, ihre Geschlechtsidentität *klar* und *eindeutig* in ihrem Verhalten ausdrücken“. Money, Ehrhardt 1975, S. 146, eigene Hervorhebung.

6.3.4 Historischer Kontext: Umbrüche in den Forschung zur Geschlechtsentwicklung

Money war als Sexualpsychologe seit den 1950er Jahren äußerst einflussreich mit seinen Thesen zur Entstehung und Behandlung von Abweichungen von der Geschlechtsidentität oder -rolle (im Original ‚gender identity/role‘), wozu er ebenfalls Intersexualität zählte. Seine Schriften haben bis heute Einfluss auf medizinische Richtlinien und Behandlungsmethoden. Moneys Theorie wurde oft auf die kurze Formel gebracht, Erziehung (‚nurture‘) sei stärker als die Natur (‚nature‘), die biologischen Anlagen also. Dieses Kräfteverhältnis gelte jedoch nur für eine frühe Phase kindlicher Entwicklung, sodass er sich für die schnelle und frühe ‚Korrektur‘ von körperlichen ‚Anormalitäten‘ (meist von Genitalien) und anpassende psychosexuelle Behandlung einsetzte. Auf diesem Weg überzeugte er die Mehrheit westlicher Sexualmediziner_innen,²⁵ dass die Eindeutigkeit der Genitalien im Zweifel chemisch und operativ hergestellt werden müsse, um eine gesunde psychische und sexuelle Entwicklung und Ausbildung einer ungestörten Geschlechtsidentität zu gewährleisten. Anfang der 1960er Jahre jedoch veränderten sich verschiedene Faktoren im Forschungsfeld der Psychoendokrinologie, in dem sich Money als zentraler Spieler bewegte.

Ein Faktor resultierte aus dem „Aufschwung der tierexperimentellen Verhaltensforschung um 1960“,²⁶ die neue Erkenntnisse formulierte: „Sexualhormoneinwirkungen in der Phase der vorgeburtlichen Entwicklung des Zentralen Nervensystems [wurden] als entscheidend für das spätere Sexualverhalten dargestellt.“²⁷ Jedoch mussten diese Prädispositionen durch nachgeburtliche Hormoneinwirkung aktiviert werden. Dieses sogenannte ‚organizational/aktivational model‘ wurde jedoch zunächst nur für männliche Tiere postuliert. Die weibliche sexuelle Entwicklung ergebe sich „ohne spezifische hormonelle Einflüsse“.²⁸

Ein weiterer wichtiger Faktor war die Theoriebildung des Psychiaters und Psychologen Robert Stoller, der ab 1963 seine erst 1962 mit dem Soziologen Harold Garfinkel veröffentlichte These der Erziehungsabhängigkeit von Geschlecht einschränkte. „Stoller [schwächte] die These der Umweltbedingtheit zugunsten der Biologie entscheiden ab.“²⁹ In diesem Zuge entstand sein Konzept einer anlagebedingten ‚gender (core) identity‘.

„Nunmehr folgte Money dem neusten Forschungstrend dahingehend, dass auch er für den Menschen von einer genetisch festgelegten hormonalen geschlechtsspezifischen Vorprägung des ZNS [des Zentralen Nervensystems] – im Sinne von Schwelleneffekten [...] – ausging. Allerdings wies er zugleich darauf hin, dass die Auswirkungen dieser biologischen Prädisposition beim Menschen beschränkt seien. [...] Money setzte [...] hinzu, dass umgekehrt auch die Umwelt den Spielraum für genetisch determinierte Verhaltenscharakteristiken einschränke. Auf dieser Basis definierte er sein Interaktionskonzept“ und bezeichnete die Dichotomie von ‚angeboren‘ versus ‚erworben‘ (auf der seine bis dahin vertretene Position beruht hatte)

²⁵ Money etablierte dieses Behandlungsvorgehen am Johns Hopkins Hospital in Baltimore in den 1950er Jahren. Die positive Rezeption und Nachahmung in den USA führte zur Übernahme in ärztliche Behandlungsrichtlinien. Im deutschsprachigen Raum jedoch orientierten sich die Mediziner_innen bis in die 1960er Jahre an der Richtlinie des ‚subjektiven Geschlechts‘ und schlossen sich mehrheitlich erst nach einem längeren Rezeptionsprozess dem Behandlungsmodell von Money an. Erst in den letzten Jahren werden durch Proteste von Intersex-Aktivist_innen und die Herausbildung einer öffentlichen Kritik Gegenstimmen auch in der Sexualmedizin lauter. Eine solche Veränderung sieht so aus, dass „die Deutsche Gesellschaft für Kinderheilkunde und Jugendmedizin zur Zurückhaltung bei Genitalplastiken im Kindesalter rät, sofern diese rein kosmetischen Zwecken dienen. Der Rat gilt allerdings nicht für das so häufig vorkommende AGS [Androgenitales Syndrom]“ Siehe Klöppel 2010, S. 601. Den Rezeptionsprozess und die Veränderungen der theoretischen Argumentation von Money über die Jahre hat Ulrike Klöppel sehr genau dargestellt. Klöppel 2010, vor allem S. 475-545.

²⁶ Klöppel 2010, S. 495. Klöppel beruft sich hier auf Anne Fausto-Sterling: *Sexing the body: gender politics and the construction of sexuality*, New York 2000, S. 195 und 216, Fn. 100.

²⁷ Klöppel 2010, S. 495.

²⁸ Klöppel 2010, S. 495-496.

²⁹ Klöppel 2010, S. 500.

als überkommen.³⁰

Dieser Richtungswechsel bedeutete zudem „implizit eine Antwort auf [frühere] Vorwürfe des Sozialdeterminismus“.³¹ Er „zeichnete sich bereits an einer 1963 erschienenen Veröffentlichung Moneys [...] ab“.³² Die Integration der Biologie in sein Entwicklungsmodell hat Money meinem Eindruck nach 1972 bei Erscheinen des hier verhandelten Buchs komplett vollzogen. Vor diesem Hintergrund beziehe ich den Text, der das Diagramm umgibt, in die weitere Analyse mit ein.

6.3.5 Kontext: Einführung ‚Synopsis‘

Das Diagramm hat keine statistische, wohl aber eine empirische Grundlage. Die publizierten Erkenntnisse beruhen laut Money/Ehrhardt auf zwanzig Jahren Forschung³³ und klinischer Praxis. Diese Tatsache wird im Vorwort anhand einer Liste von Studien am Johns Hopkins Hospital seit 1951, aus denen der präsentierte Wissensstand gefolgert wurde, dargelegt. Der ausdrückliche Anspruch der Autor_innen ist es, „altes und neues Wissen“³⁴ aus unterschiedlichen Disziplinen über die Zweiförmigkeit von Verhaltensweisen und die Differenzierung von Mann und Frau so zu organisieren, dass es über herkömmliche Theorien psychosexueller Entwicklung hinausgeht. An diese Abgrenzung vom Paradigma der Entwicklung wird im ersten Kapitel ihres Buches angeknüpft.

Gleich im einführenden Absatz ist erkennbar, woraus die Erneuerung bestehen soll.³⁵ Unter psychosexueller Differenzierung verstehen Money und Ehrhardt einen Prozess, in dem sich die embryonale Geschlechtsentwicklung fortsetze. In dieser Phase entwickle sich alleine das Fortpflanzungssystem dimorph, woraus sich in der Folge ebenso dimorphe Verhaltensweisen und psychische Konstitutionen ergäben.

Anschließend an diese begriffliche Entscheidung werfen sie die Opposition Natur gegen Erziehung („nature versus nurture“) über Bord. Hierbei stützen sie sich auf die ‚moderne‘ Theorie der Genetik („Modern genetic theory“): Damit Gene sich ausdrücken können, seien sie stammesgeschichtlich auf bestimmte Umweltbedingungen angewiesen. Damit gerät die Wechselwirkung zwischen Genetik und Umwelt in den Blick.

In den anschließenden Ausführungen, die das Verhältnis von chromosomaler Konstitution und mögliche ‚Idiosyncrasien‘ der persönlichen Geschichte („idiosyncracies of personal history“)³⁶ vor der Geburt zum Inhalt haben, fallen zwei Metaphern auf: Einmal wird der bestimmende Einfluss von genetischen Faktoren als „imprimatur“ bezeichnet. So hieß ursprünglich die kirchliche Erlaubnis zum Druck, die mit der Indizierung von Büchern durch Papst Paul IV. im 16. Jahrhundert begann.³⁷ Mir scheint der Ausdruck hier für eine normative Gewährung einer

³⁰ Klöppel 2010, S. 497.

³¹ Klöppel 2010, S. 495.

³² Klöppel 2010, S. 496.

³³ Money, Ehrhardt 1972, S. XVIII. Die Liste besteht aus einer Aufzählung von Fällen, die den Kategorien ‚Absent Genitalia‘, ‚Chromosome Anomalies‘, ‚Gynecomastia‘, ‚Hermaphroditism‘, ‚Puberty, Precocious‘, ‚Puberty, Delayed‘, ‚Psychosexual Disorders‘ und ‚Sex Reassignment‘ zugeordnet sind. Money, Ehrhardt 1972, S. XVI – XVII.

³⁴ Im Originaltext: „One goal of the book is to organize old and new knowledge into a theoretical formulation of the behavioral dimorphism and differentiation of male and female – [...] into a theory encompassing all the determinants of human sexual behavior more comprehensively than is done by traditional developmental theories of masculinity and femininity“. Money, Ehrhardt 1972, S. XV.

³⁵ Alle Zitate in diesem Absatz: Money, Ehrhardt 1972, S. 1.

³⁶ Alle Zitate in diesem Absatz, wo nicht anders angegeben: Money, Ehrhardt 1972, S. 2.

³⁷ „Wenn die [katholische] Kirche die Druckerlaubnis für ein Buch gibt, bedeutet es, dass das darin Enthaltene der kirchlichen Lehre nicht [...] widerspricht (Nihil ostat).“ Dieses Kirchenrecht gilt bis heute. [www.kathpedia.com/index.php?title=Druckerlaubnis, abgerufen 26.11.12].

Materialisierung/Artikulation zu stehen. Die zweite Formulierung, die ausdrücklich ein Konzept für die hier behandelte Differenzierung bieten soll, ist die eines ‚Programms‘ beziehungsweise des ‚Programmierens‘. Das 14-fache Vorkommen des Wortes „program“ oder „programing“ auf der gegenüberliegenden Seite der Grafik bekräftigt diese Auslegung. Informationstechnologische Bezeichnungen³⁸ wie diese – Money/Ehrhardt benutzen auch die Redewendung vom „genetic code“³⁹ – stellen eine Verbindung zwischen dem Diagramm und dem kybernetisch geprägten Vokabular der Genetik seit den 1950er Jahren her.⁴⁰

Entscheidend für die Wahl kybernetischer Terminologie ist die Idee, dass etwas gesteuert werden soll. Das Versprechen der Programme als protokollierbare und schrittweise Verfahren berechenbaren Outputs zu liefern, muss für eine Forschung reizvoll sein, die für komplexe, aus vielen Faktoren entstandene ‚Probleme‘ Lösungen sucht.⁴¹

Schon diese Einführung auf den ersten Seiten verdeutlicht, dass Money/Ehrhardt inzwischen gewillt waren, genetische Faktoren in ihre Theorie zu integrieren. Ihre Hauptwirkung wurde allerdings sehr klar begrenzt auf die pränatale Phase. Postnatal wurde die ‚Programmierung‘ der psychosexuellen Differenzierung auf eine Funktion der entwicklungsgeschichtlich und sozial geformten Biografie begrenzt.⁴² Die soziale Prägung hinterlasse, besonders in den 18 Monaten nach der Geburt, ein ebenso starkes Imprimatur wie die genetische. Sobald diese beide Phasen durchlaufen seien, seien beide Anordnungen fest und haltbar und ihre Ursachen manchmal nicht mehr unterscheidbar.⁴³ Die genetische Disposition zum Erwerb von (Erst-) Sprache wird als Parallele behandelt.

Danach thematisiert der Text das Diagramm: „In the history of the egg from fertilization to birth, the sequence of developmental events can be likened to a relay race (Figure 1.1 [= das Diagramm]). The program is first carried by either the X or the Y sex chromosome“. Auf sprachlicher Ebene entsteht hier eine Irritation, indem nämlich einerseits die Programm-Metapher fortgeführt wird und zusätzlich jene des Staffellaufs („relay race“) hinzukommt. Das Verb ‚carry‘, also tragen, welches im zweiten Satz eingesetzt wird, verknüpft beide Metaphern: Ein Programm benötigt einen Träger, ein Medium, auf dem es abläuft. Ebenso wird in einem Staffellauf etwas getragen, nämlich der Stab. Interessanterweise kommt hinzu, dass in der deutschen Übersetzung von 1975 ‚relay race‘ zu „Schaltkreis“⁴⁴ wurde, also zur Relais-Technik uminterpretiert wurde.

³⁸ „Mit der Entwicklung des Computers wurde das Programm als Metapher in den genetischen Diskurs aufgenommen. Diese Metapher führte zu einer deterministischen Deutung der Genetik, die trotz ihres Potenzials, missverstanden zu werden, für die Vermeidung von Tabus in der Auswahl von Forschungsobjekten sicherlich eine wichtige diskursive Leistung erbrachte.“ László Kovács: *Medizin – Macht – Metaphern. Sprachbilder in der Humangenetik und ethische Konsequenzen ihrer Verwendung*, Frankfurt a.M. 2009, S. 119.

³⁹ Money, Ehrhardt 1972, S. 1.

⁴⁰ Vgl. Lily E. Kay: *Das Buch des Lebens. Wer schrieb den genetischen Code?*, Frankfurt a.M. 2005.

⁴¹ „Die Programm-Metapher hatte einen großen Vorteil im genetischen Diskurs: Sie war geeignet, alle früheren Abhandlungen beinahe unverändert weiter zu führen und zugleich den immer komplexer werdenden Diskurs zur Information mit einem vieles zusammenfassenden Begriff zu vereinfachen.“ Kovács 2009, S. 110.

⁴² Im Original: „Postnatally, the programing of psychosexual differentiation is, by phyletic decree, a function of biographical history, especially social biography.“ Money, Ehrhardt 1972, S. 2.

⁴³ Money, Ehrhardt 1972, S. 2.

⁴⁴ „In der Geschichte des Eies, von der Konzeption zur Geburt, sind die Geschehnisse wie in einem Schaltkreis angeordnet (vgl. Abb. 1 [= das hier analysierte Diagramm]).“ John Money, Anke Ehrhardt: *Männlich - Weiblich. Die Entstehung der Geschlechtsunterschiede*, Reinbek/Hamburg 1975, S. 14.

Was das Bild des Staffellaufs der Lektüre des Diagramms hinzufügt, sind Botschaften von Körperlichkeit und Geschwindigkeit, außerdem die einer Abfolge von entscheidenden Übertragungen. Es ist gut nachvollziehbar, dass Money/Ehrhardt gerade angesichts der Kenntnisse über die vielen aufeinanderfolgenden Bedingungen ‚normaler‘ körperlicher Entwicklung und kongruenter geschlechtlicher Identität ein Staffellauf, bei dem die Leistung auf jeder Einzelstrecke zählt und zudem bei keiner Übergabe etwas schief gehen darf, als passenden Vergleich wählten. Sie verdeutlichen kurz darauf, was der Vorteil der Staffel-Metapher ist. Es gelingt ihnen damit beispielsweise, den Einfluss von Erbfaktoren als zeitlich eingegrenzt darzustellen. Wenn die Chromosomen den Anfang des ‚Rennens‘ bestreiten, so haben sie doch keinen direkten Einfluss mehr auf den Verlauf des Rennens auf den übrigen Streckenabschnitten. Ich zitiere Money/Ehrhardt: „The XX or XY chromosomal combination [of the parents] will pass the program to the undifferentiated gonad, to determinate its destiny as testis or ovary. Thereafter, the sex chromosomes will have no known direct influence on subsequent sexual and psychosexual differentiation“.⁴⁵ Damit bleibt die postnatale Differenzierung zu klären.

Die Einleitung verläuft weiterhin entlang des Aufbaus des Diagramms und fügt den diagrammatischen Stationen Kommentare hinzu. Nach dem chromosomalen Start erreicht das Programm die zweite Station, die Gonaden (Keimdrüsen).

Hier macht die Beschreibung eine Unterscheidung, die das Schema nicht macht: Lediglich testikuläre Hormone (Hodenhormone) würden wirklich im Sinne einer Differenzierung wirken. Hormone seien bei der Entwicklung von Eierstöcken nicht relevant. Schon die Abwesenheit von testikulären Hormonen reiche aus, um das undifferenzierte Gonadengewebe in Eierstöcke umzuwandeln. Diese Art der Beschreibung beinhaltet eine klare Bewertung der weiblichen Keimzellen als undifferenziert und damit als niedrig entwickelt. Das zugrundeliegende Wissen veränderte sich mit dem Voranschreiten von Moneys Karriere.⁴⁶

Dass in dem Text festgehalten wird, dass nur Hodenhormone die Differenzierung von Genitalien (und bestimmter Organisationsmuster des Gehirns, besonders im Hypothalamus) voranbringen, widerspricht der vermeintlichen Geschlechtsneutralität des Diagramms. Das Diagramm hat an dieser Stelle vorwiegend die ‚männliche‘ Entwicklung im Auge. Dass auch das Fehlen einer Komponente etwas – die ‚weibliche‘ Entwicklung – auslösen würde, ist in keiner Weise diagrammatisch angedeutet.

⁴⁵ Money, Ehrhardt 1972, S. 2.

⁴⁶ Nach aktuellem Wissenstand benötigt auch die Bildung von Vagina und Schamlippen hormonale Faktoren. Diese Aktualisierungen führten schon 1980 und 1995 zur Überarbeitung und Präzisierung des hier betrachteten Diagramms vor allem im ersten Streckenabschnitt, siehe Abb. 35, 36 im Anhang, S. 181.

„So ist durch Gen-Expressionsanalysen gezeigt worden, dass in derjenigen Phase der Embryonalentwicklung, in der sich die Genitalfurche (als Vorstufe der Genitalien) herausbildet, in den relevanten Bereichen etwa tausend Gene exprimiert werden. Diese Vielzahl möglicherweise beteiligter Gene und Genprodukte verweist darauf, dass die Geschlechtsentwicklung nicht so einfach verläuft, wie lange angenommen wurde. [...] Die Genetikerinnen Eva M. Eicher und Linda L. Washburn erklärten bereits in den 1980er Jahren, dass auch bei der ‚weiblichen‘ von einer aktiven Entwicklung ausgegangen werden müsse. Seit Anfang der 1990er Jahre sind nun einzelne Gene beschrieben worden, die für die Eierstockentwicklung, an die sich die weitere ‚weibliche Entwicklung‘ anschließen, bedeutsam sein sollen. [...] Mittlerweile verbreitet sich in der Forschung die Annahme, dass auch die Eierstockentwicklung von einem Netzwerk mehrerer Gene beziehungsweise Genprodukte bestimmt wird.“ Heinz-Jürgen Voß: „Angeboren oder entwickelt? Zur Biologie der Geschlechtsentwicklung“, in: *Gen-ethischer Informationsdienst - GiD Spezial*, Nr. 9, Dezember 2009, S. 13-20, hier S. 16.

[<http://dasendedessex.blogspot.de/images/voss2009GiDangeborenerentwickelt.pdf>, abgerufen am 31.12.12].

Die beiden Abzweigungen von ‚Fetal Hormonal‘ zu ‚Genital Dimorphism‘ und ‚Brain Dimorphism‘ stehen für die Annahme der beiden Wissenschaftler_innen, dass die Differenzierung von Gehirn und Genitalien aneinander gekoppelt ist: „Thus they pass on the program, dividing it between two carriers, namely the genital morphology and [a] part of the central nervous system“.⁴⁷

Der Dimorphismus des Gehirns wird im Vergleich zum Diagramm im Text sehr viel genauer gefasst, um nicht zu sagen relativiert. Erstens wird beschrieben, dass es sich nur um einen Teil des zentralen Nervensystems handle: „that part of the central nervous system, peripheral and intracranial, which serves the genital morphology“.⁴⁸ Zweitens sagen die Autor_innen, dass diese Prägung außerdem Einfluss auf das sexuelle Verhalten habe: „[C]ertain patterns of organization in the brain, especially, by inference, in the hypothalamic pathways, [...] will subsequently influence certain aspects of sexual behavior“.⁴⁹ Letzteres bildet sich vermutlich in den Linien von ‚Brain Dimorphism‘ zu ‚Juvenile Gender Identity‘ und ‚Adult Gender Identity‘ ab.

Der Text unterscheidet den Begriff der ‚Gender Identity‘ von ‚Gender Role‘, d.i. eine Bezeichnung, die im Diagramm nicht aufzufinden ist.

‚Gender Identity‘ sei: „The sameness, unity and persistence of one’s individuality as male, female, or ambivalent, in greater or lesser degree, especially as it is experienced in self-awareness and behavior; gender identity is the private experience of gender role.“⁵⁰ In der deutschen Übersetzung wird sie mit Geschlechtsidentität übersetzt.

‚Gender Role‘ hingegen sei: „Everything that a person says and does to indicate to others or to the self the degree that one is male, or female, or ambivalent; it includes but is not restricted to sexual arousal and response; gender role is the public expression of gender identity“.⁵¹ In der Übersetzung wird ‚Gender Role‘ mit Geschlechtsrolle wiedergegeben. Seltsamerweise und meines Erachtens nicht wirklich konsistent mit bestimmten Ausführungen in den weiteren Kapiteln wird hier allein die Geschlechtsrolle mit Sexualität in Verbindung gebracht; sie stellt denjenigen Persönlichkeits- und Verhaltensaspekt dar, der sich nach Außen richtet. ‚Gender Identity‘ hingegen, die qua Definition Selbstwahrnehmung in Bezug auf Geschlechtlichkeit einschließt, hätte nichts mit Sexualität, also beispielsweise der Wahrnehmung von eigenem sexuellem Begehren oder von eigenem sexuellem Verhalten zu tun.

‚Adult Gender Identity‘, das abschließende Diagrammfeld, auf das die Differenzierung zuläuft, wird damit frei gehalten von Fragen nach sexuellen Interessen und Verhaltensmustern. Eventuell könnte man hier auch die Abwehr von unerwünschten Fragen nach sexuellen Abweichungen erkennen, wo doch die ganze Bearbeitung des Themas Geschlecht schon auf körperlichen Abweichungen fußt. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, wie ausführlich die Autor_innen auf das Phänomen des ‚Tomboyism‘ eingehen, welches sie mit genetisch weiblichen Personen, die in Utero maskulinisiert wurden und als Mädchen aufgezogen werden, verknüpfen.⁵² Die Elemente des ‚Tomboyism‘ (ein mögliches Wort im Deutschen dafür wäre ‚Wildfang‘) nehmen eine ganze Seite der Synopsis ein, wobei die Lokalisierung im Diagramm eine Herausforderung darstellt. Angesichts der Rede von „tomboyish girls“ und deren ‚jungenhaftem‘ Verhalten in der Kindheit kommt die ‚Juvenile Gender Identity‘ als diagram-

⁴⁷ Money, Ehrhardt 1972, S. 4.

⁴⁸ Money, Ehrhardt 1972, S. 4.

⁴⁹ Money, Ehrhardt 1972, S. 3-4.

⁵⁰ Money, Ehrhardt 1972, S. 4.

⁵¹ Money, Ehrhardt 1972, S. 4.

⁵² Vgl. Money, Ehrhardt 1972, S. 9 unten. Anmerkung nI: Tomboys existieren auch unabhängig von dieser Bedingung.

matischer Referenzpunkt am ehesten in Frage. Erneut wird im Text die Gelegenheit genutzt, um eine Bezugnahme zwischen Geschlechts- und sexueller Identität zu unterbinden. Das geschieht an dieser Stelle, indem eine etwaige Beziehung zwischen dem gender-inkongruenten Verhalten des Tomboys und sich entwickelnder lesbischer Sexualität in Abrede gestellt wird: „There is no special likelihood of lesbianism“.⁵³ Für ‚mädchenhaftes‘ Verhalten von als Jungen sozialisierten Personen gibt es angeblich keinen Ausdruck, „sissyness, as it is ordinarily defined and understood“⁵⁴ sei es nicht! Diese Ablehnung lässt sich mit der zu starken Gleichsetzung von ‚sissy‘ mit schwuler Identität erklären. Money und Ehrhardt wollen ihr Diagramm und ihre Theorie also offenbar nicht mit der Integration ‚anormaler‘⁵⁵ Sexualitäten belasten.

Im Anschluss hieran greifen die Autor_innen im Abschnitt *External Morphologic Sex and Assigned Sex* („Äußeres morphologisches Geschlecht und Zuweisungsgeschlecht“)⁵⁶ das Bild des Staffellaufs wieder auf. (Im Schema befinden wir uns mitten in der ‚Verwerfung‘ links oben.) ‚Genital Dimorphism‘ – im Text „the morphology of external genitals“ – wird das Entwicklungsprogramm übergeben, die äußerliche Erscheinung wird also zum „Träger des Differenzierungsprogramms“.⁵⁷

Dem folgt eine Beschreibung dimorpher Reaktionen der Eltern und Umwelt bei der Geburt: „Yet, as soon as the shape of the external genitals is perceived, it sets in motion a chain of communication: It’s a daughter! It’s a son! This communication itself sets in motion a chain of sexually dimorphic responses, beginning with pink and blue, pronominal use, and name choice, that will be transmitted from person to person to encompass all persons the baby ever encounters, day by day, year in and year out, from birth to death.“⁵⁸

Money und Ehrhardt bestehen in diesem Absatz explizit auf die Zweiförmigkeit der Reaktionen auf den Anblick von Geschlechtsorganen: „Dimorphism of response on the basis of the shape of the sex organs is one of the most universal and pervasive aspects of human social interaction.“⁵⁹

Die Feststellung dieses binären Reaktionsmusters würde eine Gabelung auch unter dem Begriff ‚Other’s Behavior‘ rechtfertigen und damit den sozialen Einfluss bei der Verfertigung des Zwei-Geschlechter-Systems verdeutlichen. Dass dieser Dimorphismus im Diagramm jedoch keinen Platz findet, signalisiert den Rezipient_innen, dass er vernachlässigbar sei.

Diese beobachtete Eingeschränktheit elterlicher Reaktionen auf ihr Neugeborenes führt in der klinischen Praxis von Money/Ehrhardt allerdings nicht zu einem Versuch, gesellschaftliche Normen und elterliche Erziehungsleitlinien zu verändern, sondern zu dem Schluss, dass die Form der Geschlechtsorgane im Zweifel den vereindeutigenden Erwartungen angepasst werden

⁵³ Money, Ehrhardt 1972, S. 10. In der deutschen Version wird diese Beziehung komplett ausgeschlossen: „Eine besondere Neigung zu lesbischen Beziehungen besteht *ganz offenbar* nicht.“ Money, Ehrhardt 1975, S. 23, eigene Hervorhebung.

⁵⁴ Money, Ehrhardt 1972, S. 11.

⁵⁵ ‚Normal‘ ist ein Wort, das in der Synopsis völlig unkommentiert und häufig an prominenter Stelle verwendet wird. Auf der Doppelseite 6-7 zum Beispiel beginnen drei Absätze damit: „In normal differentiation of sexual morphology,“ „In normal fetal development“ und „The normal rule in embryonic development“. Money, Ehrhardt 1972, S. 6-7.

⁵⁶ In der dt. Übersetzung: Money, Ehrhardt 1975, S. 24. Im Original: Money, Ehrhardt 1972, S. 11.

⁵⁷ Money, Ehrhardt 1975, S. 24. Im Original: „The new program-bearer is the morphology of the external genitals“. Money, Ehrhardt 1972, S. 11.

⁵⁸ Money, Ehrhardt 1972, S. 12.

⁵⁹ Money, Ehrhardt 1972, S. 12.

müssen. Diese Anpassung wird als Voraussetzung der Entwicklung gesunder Selbstwahrnehmung von Geschlechtsidentität verstanden. Dies wieder bestätigt die zeitliche Anordnung der Komponenten, die den genitalen Dimorphismus als Bedingung und ‚Vorläufer‘ von erwachsener (= reifer) Geschlechtsidentität präsentiert. (Auf den Folgeseiten ist ein Plädoyer für frühkindliche ‚Normalisierung‘⁶⁰ von Genitalien zu finden.)

Die Wiederaufnahme der Metapher des Staffellaufs wird flankiert von den wiederholten Formulierung der „chain of communication“,⁶¹ die durch den Anblick des Genitals des Neugeborenen in Bewegung gesetzt wird. Der Ablauf der Kommunikation, also die Übertragung von vergeschlechtlichten Anrufungen und Erwartungen wird als Kommunikationskette beschrieben und ist somit automatisiert und programmiert konnotiert. In dieser Kette gibt es – wie beim Staffellauf – kein Zurück. So wird der Ausruf „Es ist ein Mädchen!“ oder „Es ist ein Junge!“ als quasi schicksalhaft dargestellt, als wäre ein Hinterfragen oder eine Beratung im Hinblick auf Geschlechternormen, die hier wirksam werden, insbesondere durch psychologisch geschultes Krankenhauspersonal, nicht denkbar.

Denkt man, angeregt durch die Computermetaphern im Text, über die Aktivierbarkeit einzelner Stellen im Bild nach, so scheinen die Felder am Ende der sich auffächernden Äste tendenziell festzustehen, während die beiden angezielten, von Pfeilen anvisierten Punkte – wieder die Geschlechtsidentitäten – eher aktivierbar wirken.

Der Pfeil als Repräsentation einer Zeigegeste (oder auch einfach des Hin-Sehens) ermöglicht Orientierung und gleichzeitig den emotionalen, intellektuellen wie körperlichen Einbezug der Rezipient_innen.⁶² Der Pfeil als indexikalische Struktur legt Projektionen oder Identifikationen der Betrachtenden an diesen Stellen nahe.

Während die beiden großen Pfeile im Diagramm eine Dynamik erzeugen,⁶³ bremsen die einfließenden Linien die Anschauung sozusagen ab und erzeugen so passive Stellen im Bild, an denen keine besondere Identifikation, aber zugleich auch keine persönliche Einbeziehung der Rezipient_innen stattfindet; dabei handelt es sich um die Punkte, die die Keimdrüsen, Hormone, Genitalien und das Gehirn repräsentieren.

Die Zonen, in denen keine Interventionen de_r Betrachter_in vorgesehen sind, die Mehrheit der Zonen also, bezeichnen die biologischen Faktoren, die so als statisch beziehungsweise unveränderlich visualisiert werden. (Das ist der theoretischen Wende von Money geschuldet).

Über diese Orientierungspunkte wird eine Identifikation, ein Sich-Hineinbegeben in das Modell denkbar. Wenn diese visuelle Orientierung die Betrachter_innen einfängt und an die Identitätspunkte bindet, befinden sie sich im Money- und Ehrhardtschen Liniennetz. Die aufgezeichneten Einflüsse laufen durch sie hindurch beziehungsweise auf sie zu und schließen sie zugleich ein. Diese Engführung beziehungsweise die Zielsicherheit der gezeigten Entwicklung beruht auf einer festgelegten Folge, einem Programm.

⁶⁰ „Der Begriff der Normalisierung [im Sinne von operativen ‚Korrekturen‘] wurde auch bereits in den 1950er Jahren in mehreren deutschsprachigen Publikationen verwendet (Züblin 1953: 118; Bleuler 1954: 109 & 185; Wallis 1967: 104; Prader 1971: 758f.).“ Klöppel 2010, S. 494, Fn. 15.

⁶¹ Money, Ehrhardt 1972, S. 12.

⁶² Vgl. Andrea Sick: *Kartenmuster. Bilder und Wissenschaft in der Kartografie*, Dissertation Hamburg 2001/Veröffentlichung 2003, S. 166-169. „Pfeile werden auch zu Verbots- und Disziplinarzwecken herangezogen“. Sick 2001, S. 166-167.

[<http://ediss.sub.uni-hamburg.de/volltexte/2004/1179/pdf/dissertation.pdf>, abgerufen am 25.11.2012].

⁶³ Bei Andrea Sick zum Beispiel der Wegweiser als dynamisches Prinzip. Sick 2001, S. 273.

Das entspricht der Baumform,⁶⁴ die zunächst weit verzweigt, dann wieder engeführt wird: Verzweigungen, die nur kurzzeitig in die Breite gehen dürfen, schließen sich wieder zusammen. Keine Entwicklungslinie führt am Ende ins Offene, kein Parameter bleibt unverbunden. Damit produziert die Grafik den Anschein eines allumfassenden, totalen Systems, welches alle Einflüsse und Ereignisse, die bei der Entwicklung der Geschlechtsidentität potentiell möglich sind, abbildet.

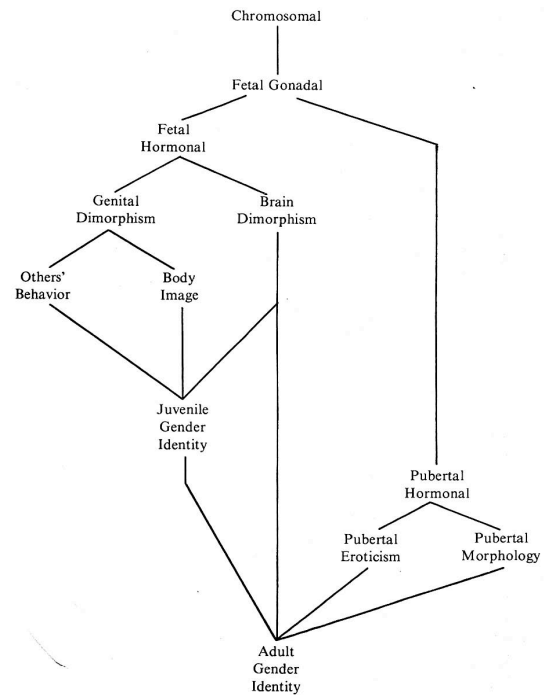


Abb. 24 (links): Strecke des Olympischen Fackellaufs, GB (2012)

Abb. 23 (rechts): John Money, Anke Ehrhardt, *Diagram to illustrate the sequential and interactional components of gender-identity differentiation* (1972)

6.3.6 Das Diagramm als Programm und Karte eines Staffellaufs

Nach diesem Abgleich, wie sich die Betrachtung des Diagramms mit der Lektüre des nebenstehenden Textes verschränkt, sollen noch einmal die wichtigsten Reduktionen und Problemzonen der Darstellung zusammengefasst werden, um die Rhetorik des Diagramms heraus zu arbeiten. Angesichts der Komplexität der binär organisierten Wege bleibt es eine Herausforderung, sich die Differenzierung der am unteren Rand des Diagramms bildlich dargestellten, *einen möglichen* Geschlechtsidentität vorzustellen. Ein herkömmliches Baumdiagramm geht in die Breite und mündet in vielen Endpunkten. Das vorliegende Schema jedoch zeigt ein Öffnen und Schließen der Verzweigungen und endet schließlich in einem einzigen Punkt.

⁶⁴ Astrit Schmidt-Burckhardt geht auf die Bedeutung des Baums als einer bevorzugten Metapher für Geschichte ein. „An ihm lassen sich sowohl in physiologischer wie in funktionaler Hinsicht Unterscheidungsmöglichkeiten treffen, die es erlauben, historische Entwicklungen einmal im Sinne des praktischen Zusammenwirkens von Wurzeln, Stamm und Ästen, ein anderes Mal als naturbedingte Folge von Wachsen, Blühen und Welken zu beschreiben.“ Astrit Schmidt-Burckhardt: *Stammbäume der Kunst. Zur Genealogie der Avantgarde*, Berlin 2005, S. 40. Ich denke, dass das Aufrufen einer Assoziation von natürlichem Wachstum durchaus in Moneys und Ehrhardts Interesse war.

Mit der Einführung von sprachlichen Wendungen, die die Bilder eines Schaltplans und eines Staffellaufs aufrufen, verändert sich die Betrachtung des Diagramms.⁶⁵ Überführt frau die Termini in diagrammatische Darstellungsformate, so werden Vorbilder wie Flussdiagramme oder Streckenpläne beim Staffellauf relevant. Da ich, vom amerikanischen Originaltext ausgehend, den Staffellauf für bedeutungsbestimmend halte, stelle ich dem Diagramm eine Vergleichskarte gegenüber. Auffindbar war der Plan einer Route des Olympischen Staffel- bzw. Fackellaufs in Großbritannien von 2012 (s.o. Abb. 24).⁶⁶ Zwar ist es eher unwahrscheinlich, dass Money/Ehrhardt eine solche grafische Vorlage im Kopf hatten; allerdings ist es wegen einiger besonderer Merkmale aufschlussreich, einen Streckenplan zu betrachten. Was im abgebildeten Plan gut zu sehen ist, ist die Nummerierung, das heißt die eindeutige Abfolge von Stationen. Die Abfolge ist beim Staffellauf durch Streckenabschnitte und die Übergabe des Stabs/der Fackel von einem_r Läufer_in an die_den nächste_n reglementiert. Daneben sind, wie oben zu sehen ist, beim Fackellauf zu einer Olympiade Umwege Usus. Das Ziel, d.h. das Stadion, ist jedoch von Anfang an lokalisiert und unverrückbar; es muss vom/von der letzten Läufer_in erreicht werden, um den Lauf zu beenden (und die Spiele zu eröffnen).

Der Aspekt jedoch, der meiner Ansicht nach entscheidend für die Heranziehung der Metaphorik des Staffellaufs ist, ist die Vorstellung, sich im Wettlauf mit der Zeit zu befinden. Diese Botschaft setzt sich erst in der Kombination von Visualisierung und *diesem* sprachlichem Bild durch (in der Metapher des Schaltkreises geht die Idee von Zeitdruck verloren). Somit verwenden Money/Ehrhardt diese Koppelung von Diagramm und Kommentar kaum merklich zur Begründung ihrer Theorie, die nach wie vor für *frühkindliche* körperliche Anpassung votiert. An dieser Zielsetzung hat sich auch durch die theoretische Wende nichts geändert. Darüber hinaus ist in der Metapher des Staffellaufs die Konkurrenz zwischen verschiedenen Mannschaften enthalten. Dieser Gedanke lässt sich übertragen auf die bestehende Konkurrenz von medizinischen Modellen, die die Konkurrenz mit anderen Mediziner_innen impliziert.

6.3.7 Zusammenfassend: Produktion von Evidenz und Dynamik

Was also sind die Vorannahmen dieser Diagrammproduktion?

Was wird ein- und was wird ausgeschlossen?

Ausgeschlossen ist alles, was nicht dimorph ist, wobei die beiden möglichen Varianten immer ‚eindeutig männlich‘ oder ‚eindeutig weiblich‘ sind. Weder ein Genital, noch ein Gehirn oder Verhalten, das nicht diesem Entweder-Oder entspricht, ist in diesem Schaubild vorgesehen. Der Dimorphismus menschlicher Entwicklung ist die zentrale Vorannahme, der eine Zweigleisigkeit von Sexualität in Form von männlicher und weiblicher Heterosexualität mit sich bringt. Eine chromosomale Disposition führt in eine eindeutige Richtung,⁶⁷ zu einer erwachsenen eindeutig männlichen oder weiblichen Geschlechtsidentität. Ihre geschlossene Gestalt stützt den sexualwissenschaftlichen Autoritäts- wenn nicht sogar Machtanspruch von Money/Ehrhardt.

Die Subjektivierungs- und Handlungsangebote, die innerhalb dieses Systems gemacht werden, sind unterschiedlich für Mediziner_innen und für alle anderen. Ziel ist die Herstellung einer bestimmten, binär organisierten Geschlechtsidentität, im Zweifel mithilfe medizinisch *verordneter* Maßnahmen. Damit geht es dieser Sexualwissenschaft nicht um Anerkennung von geschlechtlichen oder sexuellen Varianten, sondern um deren Korrektur im Sinne einer

⁶⁵ So hat sich Ulrike Klöppel bei ihrer Beschreibung des Diagramms von der Metapher des Schaltkreises leiten lassen, die allerdings nur in der deutschen Übersetzung existiert. Vgl. Klöppel 2010, S. 507-508.

⁶⁶ Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, dass ein Olympischer Fackellauf ein anderes Ziel verfolgt als ein Staffellauf, bei dem verschiedene Stafetten um die Wette laufen.

⁶⁷ Damit erleichtert eine solche Diagrammatik eine „Gängelung des Blicks“, für die die Philosophin Käthe Trettin die strenge, logische ‚Begriffsschrift‘ von Gottlob Frege kritisiert hat. Vgl. Käthe Trettin: *Die Logik und das Schweigen: zur antiken und modernen Epistemotechnik*, Weinheim 1991, S. 73.

psychosozialen und somatischen Anpassung an eine als stabil und eindeutig (männliche *oder* weibliche) imaginierte Norm. Die Veränderung wird hierbei aus der ExpertInnenposition des Therapeuten/der Therapeutin verordnet, wobei an die Veränderung der gesellschaftlich verfestigten Geschlechterordnung nicht zu denken ist.

Die positive Botschaft, die die Zielstrebigkeit des Diagramms vermitteln soll, ist die, dass es sich lohnt, am Wettlauf teilzunehmen, um im ‚Team‘ mit den medizinischen und psychologischen Begleiter_innen am Ende den richtigen Weg zur ‚Gender Adult Identity‘ zu finden. Denn auch so ist, wenn man das Wissen um die ärztliche Praxis von Money einbezieht, die ‚Karte‘ zu lesen: als die Aufzeichnung (möglicher) Anlässe zum Kontakt mit PsychologInnen, EndokrinologInnen oder ChirurgInnen.

Wenn man die sportliche Metaphorik dieses (Ab-)Laufplans im Auge behält, lässt sich vielleicht Moneys/Ehrhardts Sexualtheorie eindeutiger als Anrufung der normalistischen Leistungsgesellschaft – nach Jürgen Link – verstehen als die der *Kinsey-Reports*. Geleistet werden soll hier die überzeugende, evidente Aufführung von erwachsener, also ‚reifer‘ Geschlechtsidentität in möglichst vielen Fällen.⁶⁸ Wenn dies eine_r Patient_in gelingt – so geben Money und Ehrhardt zu verstehen – sind die Anstrengungen und Schmerzen vergessen, die das ‚relay race‘ von den Beteiligten abverlangt hat. Der dynamische Prozess der Geschlechtsdifferenzierung, die man hinter sich hat, ist unumkehrbar und soll auch nicht zurückverfolgt werden.⁶⁹

Von einem geschlechterkritischen Standpunkt aus gesehen, könnte hier angesichts der Eindeutigkeit der Grenzziehung zwischen ‚richtiger‘ und ‚falscher‘ Geschlechtsidentität nur von Protonormalismus die Rede sein. Dabei stellt sich jedoch die Frage, ob ‚Normalismus‘ als Etikett überhaupt angebracht ist für eine Praxis, die menschliche Körper und Psychen auf konkrete Maße und vorab fixierte Verhaltensweisen hin autoritär zurechtet.

⁶⁸ Eine reife *Gender Identity* schloss 1972 definitiv Homosexualität aus, die als Bedrohung in die medizinischen Begründungen von Money/Ehrhardt für geschlechtliche Vereindeutigung („Normalisierung“) eingeht (vgl. die Heterosexualisierung der_des *Tomboy* auf S. 125-126) aus.

Vgl. auch Christina Annalena Eckert: *The Historicisation of the Hermaphroditic/Intersexed Body: From Medicalisation to De-Medicalisation*. Master Thesis in Gender History, University of Essex, S. 39 ff. [www.aissg.org/PDFs/Eckert-Dissertation-2003.pdf, abgerufen am 10.7.2012]. Erst 1973 beschloss die American Psychiatric Association Homosexualität von der offiziellen Liste der psychischen Krankheiten zu streichen. 1990 wurde sie auch von der Liste psychischer Krankheiten der World Health Association (WHO) entfernt. [<http://en.wikipedia.org/wiki/Homosexuality>, abgerufen am 1.1.12].

⁶⁹ Die Geheimhaltung vor den Betroffenen gehörte zum Behandlungsprogramm von Money. „Seine Ablehnung von ‚informed consent‘ [informierte Einwilligung] bezeichnet in der Medizin die von Information und Aufklärung getragene Einwilligung des Patienten in Eingriffe] (und seine homophobe Haltung) wird deutlich im folgenden Zitat: „Es ist eine ganz andere Sache, wenn einer Frau grob gesagt wird, dass sie Hoden hat, im Vergleich zur Aussage, dass unterm Mikroskop eine anormal geformte Geschlechtsdrüse gefunden wurde, mit einer Zellstruktur, die Hoden[gewebe] ähnelt. Das Entsetzen der meisten Leute, die von einer widersprüchlichen Geschlechtsvariable in sich selbst erfahren, stammt von ihrer impulsiven Annahme, dass dieser Widerspruch perverse Begehren und Homosexualität auslösen wird – also sich in eine Person des gleichen zugewiesenen Geschlechts. Dass dem nicht so ist, sollte in einem offenen Gespräch erörtert werden.“ Eckert 2003, S. 45. Sie zitiert hier aus John Money: „Hermaphroditism“, in: Albert Ellis, Albert Abarbanel: *The Encyclopedia of Sexual Behaviour*, New York, 1973, S. 479.

6.4 Die Lindellmaschine: Ekstatische Dekonstruktionen von John Lindell

Die diagrammatische Rauminstallation in diesem Kapitel stammt von John Lindell. Eine seiner künstlerischen Arbeiten wird anhand von Dokumentationsfotografien wiedergegeben. Ihre ästhetischen und kognitiven Effekte sollen beschrieben und die ihnen zugrundeliegenden Körperkonzepte und Geschlechterpolitiken analysiert werden.¹

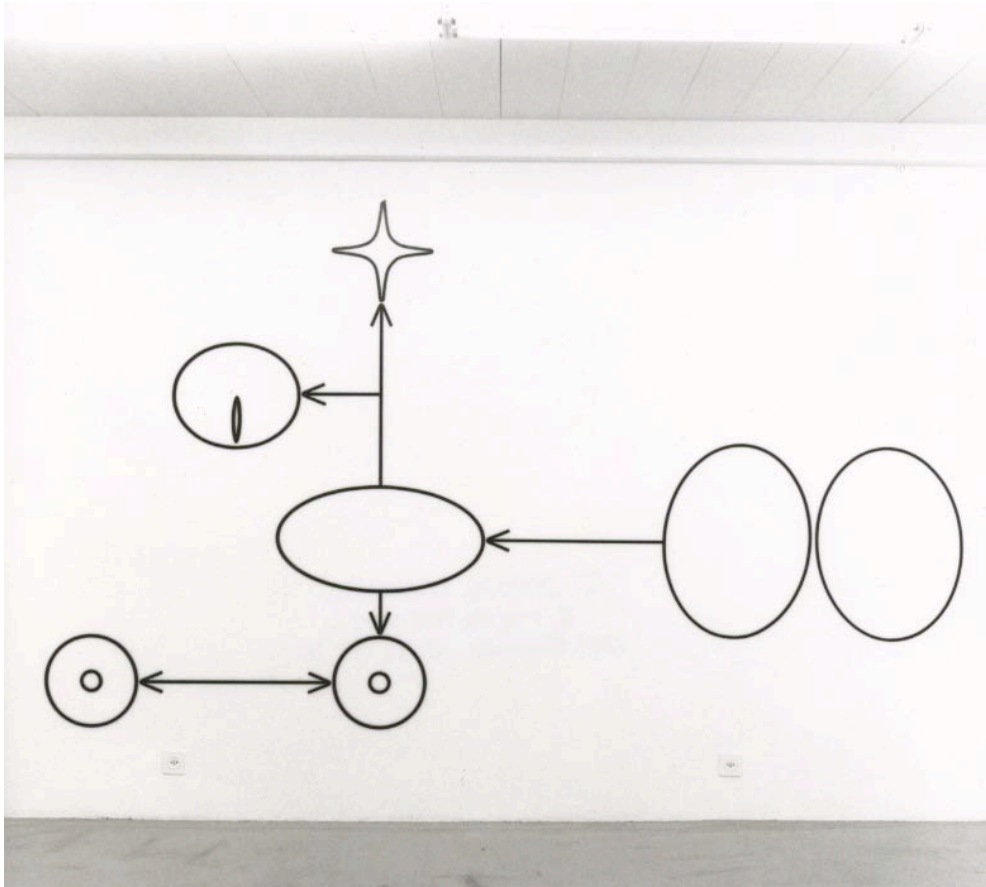


Abb. 25: John Lindell, *Untitled*, Installationsansicht, Galerie Analix Forever, Genf (1994)

6.4.1 Die Installation *Untitled* (1994)

Was wird zu sehen gegeben? Ein Raum...eine Decke mit Lampen ... ein grauer Boden, eine weiße Wand, an der Symbole in einem orthogonalen Raster angeordnet zu sehen sind. Die Symbole sind mit Pfeilen verbunden. Die meisten Symbole sind kreisförmig oder oval, davon gibt es zwei Sorten, die innerhalb ihrer Grenzen durch kleinere Formen ausdifferenziert sind. Ein Symbol scheint ein Paar zu sein. Die höchste Position an der Wand nimmt ein vierzackiger Stern ein. Aufgrund seiner exponierten Stellung würde sich ein_e Betrachter_in wahrscheinlich als erstes mit der Auflösung des Sternsymbols befassen. Mein zweiter Blick bleibt an den beiden kleinen Kreisen auf der untersten Ebene hängen, die durch einen zweiten inneren Ring wie stilisierte Rollerreifen aussehen. Die Pfeile, die von der verbindenden Linie auf die Kreise weisen, erzeugen eine Spannung nach beiden Seiten und suggerieren so eine gewisse Stabilität. *Ein Trittbrett?*

¹ Eine erste Fassung dieser Analyse wurde unter dem Titel "Die Lindellmaschine" publiziert in Elvira Scheich, Karen Wagels (Hg.): *Körper, Raum, Transformation. gender-Dimensionen von Natur und Materie*, Münster 2011, S. 64-89.

Betrachtet man die Größenverhältnisse der Symbole im Vergleich, sind der Stern und die Kreise die kleinsten Symbole. Diese ziehen die unmittelbare Aufmerksamkeit auf sich. Im Zentrum steht ein unauffälliges mittelgroßes Oval ohne besondere Merkmale. Allein die Tatsache, dass zwei Pfeile von diesem Symbol weg und einer zu ihm hinführen, ist bemerkenswert. Ein Zusammen-Gefügt-Werden der Teile, eine Bau- oder Bedienungsanleitung könnte den Betrachtenden in den Sinn kommen.

Die Gesamtstruktur könnte auch einem Schaltplan² entsprechen. Dafür spricht die rechtwinklige Anordnung der Einzelteile. Auch die Pfeilform lässt sich leicht abgewandelt in Schaltplänen finden (vgl. Abb. 26). Allerdings besteht die Schwierigkeit darin, In- und Output zu bestimmen, was in den meisten Visualisierungen von Programmabläufen sehr einfach ist und kulturellen Konventionen unterliegt (die Diagramme sind meistens von links – Input – nach rechts – Output – orientiert und oft von oben nach unten).³

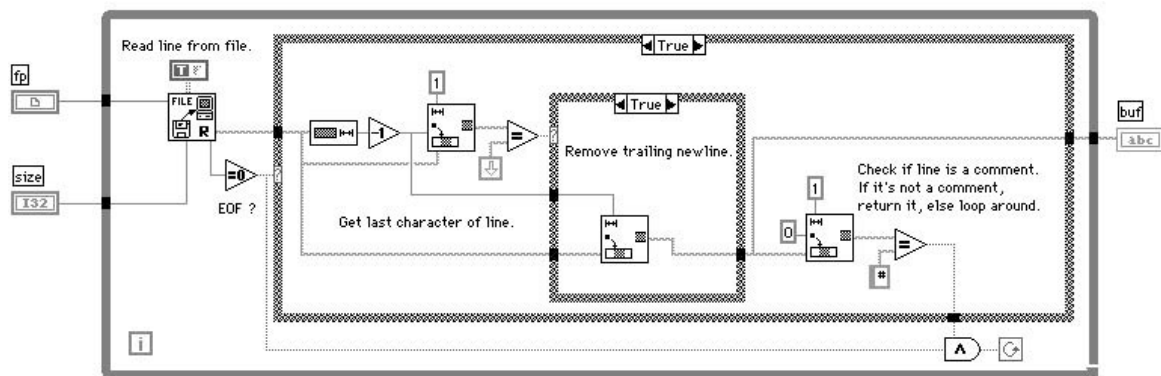


Abb. 26: Diagrammatische Darstellung einer Programmstruktur: *Annähernd flächengleiche Darstellung von textuellem und graphischem Programmcode der gleichen Funktion.* Aus Stefan Schiffer: „Visuelle Programmierung - Potential und Grenzen“ (1996)

Versucht man eine Zuordnung von Input und Output, so gerät diese mit den Richtungskonventionen in Konflikt. Als Input kommt aufgrund der Pfeilrichtungen alleine das flächenmäßig größte Doppelsymbol rechts in Fragen, wohingegen der Output außerordentlich vielseitig dargestellt wäre. Das Signal, welches von rechts bei dem mittleren querliegenden Oval ankommt, würde nach oben und unten verteilt. Damit hätte das Oval die Funktion eines Verteilers bzw. einer Splitters.⁴ Die nach unten übertragenen Signale werden offenbar zwischen den beiden gleichgroßen Ringsymbolen hin- und hergesendet; dieses Hin und Her könnte eine Wiederholung andeuten. Soweit beruht diese Beschreibung auf Konventionen der Schaltplandarstellung. An die Grenzen dieser Konventionen stoße ich bei der Betrachtung der

² Flussdiagramme, auch Ablaufschemata oder Strukturdiagramme genannt, wurden seit Sommer 1946 von John von Neumann, dem Erfinder der nach ihm benannten Computerarchitektur, die bis heute Grundlage der PC-Entwicklung ist, „zur Darstellung von komplexen Anlagestrukturen sowie von Stoff- und Energieflüssen verwendet“. Hans Dieter Heilige: „Zur Genese des informatischen Programmbegriffs. Begriffsbildung, metaphorische Prozesse, Leitbilder und professionelle Kulturen“, in: Karl-Heinz Rödiger (Hg.): *Algorithmik – Kunst – Semiotik: Hommage für Frieder Nake*, Heidelberg 2003, S. 42-73, hier S. 62.

³ „[I]n vielen objektorientierten V[isuelle] P[rogrammierung]-Umgebungen wird der Ansatz verfolgt, Objekte durch Piktogramme oder Benutzungsschnittstellen-Elemente darzustellen und Nachrichten durch beschriftete Pfeile.“ Stefan Schiffer: „Visuelle Programmierung – Potential und Grenzen“, in: Heinrich C. Mayr (Hg.): *Beherrschung von Informationssystemen*, Oldenburg 1996, 267-286. [www.swe.uni-linz.ac.at/people/schiffer/se-96-19/se-96-19.htm, abgerufen am 10.7.2010].

⁴ „Ein Splitter ist eine passive Komponente, die die ankommenden Signale auf mehrere Leitungen aufteilt.“ [www.itwissen.info/definition/lexikon/Splitter-splitter.html, abgerufen am 3.12.12].

Form der Symbole. Sie sind alle rund oder mit Rundungen versehen. Ein solches Überwiegen von runden Zeichen ist in Schaltplänen unüblich.

Die anwesenden Pfeile sprechen dafür, dass es um die Darstellung einer Bewegung oder eines Prozesses geht. Wenn man den Umräum und besonders die Raumhöhe berücksichtigt, wird deutlich, dass es sich definitiv um ein stark vergrößertes Prozessdiagramm handelt. Durch die Vergrößerung haben die Linien um Umrisse an Volumen gewonnen, das besonders die miteinander ‚kommunizierenden‘ runden Zeichen plastisch erscheinen lässt. Die möglicherweise signalisierte Kommunikation (oder Informationsübertragung) findet nicht linear oder zielgerichtet statt.

Die Legende

Eine Information mussten wir zunächst übersehen, weil sie nicht im Bild war.

Teil der Installationen ist ein Zeichenschlüssel in Form einer Schablone, in der die Bedeutungen der Zeichen aufgelöst werden. Je nach den lokalen Gegebenheiten ist sie so angebracht, dass sie erst bei genauerem Hinsehen aufzufinden ist: In der Genfer Galerie *Analix forever* hing die Zeichenschablone an einer Schnur vom Handlauf der Treppe, die zum Büro führt. In der *Princeton School of Architecture* nahm sie eine Wandvitrine auf, die normalerweise für didaktisches Material reserviert ist. Hier wie dort enthüllte sie die semantische Ebene des Schaubildes: der Stern steht für den Anus, die Doppel-Ovale sind Hoden, das querliegende Oval steht für den Mund, das Rund mit einem Schlitz für die Eichel, und die beiden kleinsten Ringe für Brustwarzen. John Lindell, der Autor des Diagramms, rüstet uns mit einer Liste genitaler und erogener Zonen aus.

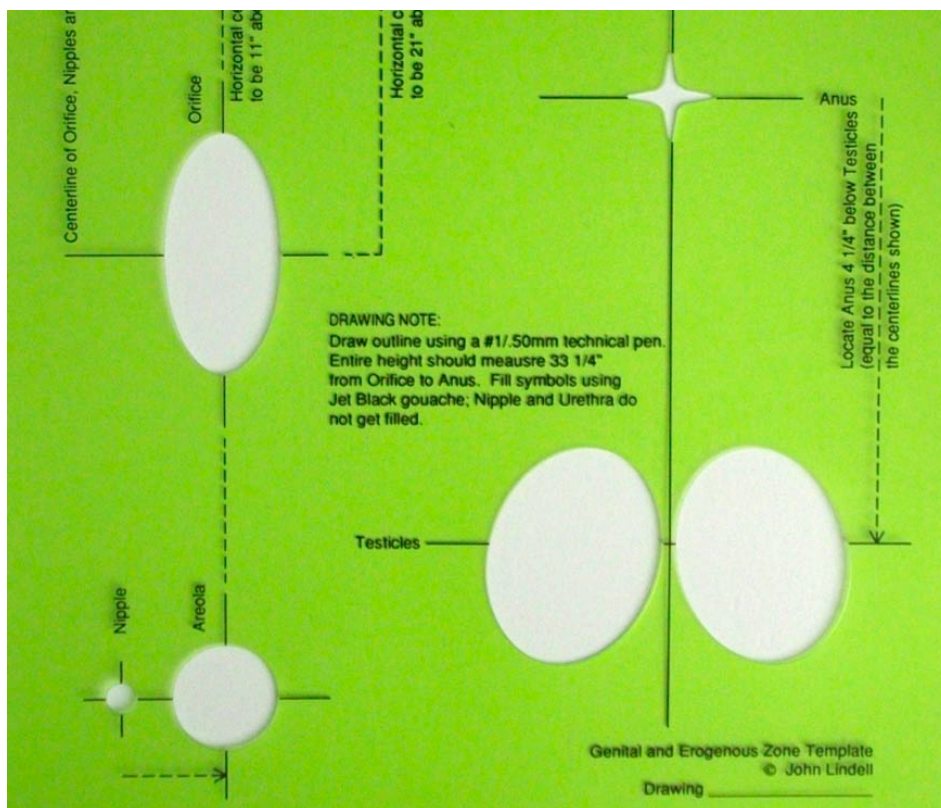


Abb. 27: John Lindell, *Genital and Erogenous Zone Template* / Ausschnitt (ca. 1988)

Die Symbole stehen also für erogene Körperzonen und sexuell konnotierte Organe. Die Pfeile dazwischen deuten Beziehungen an, hier solche ‚zwischen‘ erogenen Zonen.

Liest man diese Bedeutungen der einzelnen Symbole und berücksichtigt dabei die eingezeichneten Pfeile, ergibt das Gesamtgebilde einen Sinn: Es geht um Sex.

Beim genaueren Hinschauen setzt sich eine zweite Einsicht zusammen: Es muss sich um männliche erogene Zonen handeln. Diese Einsicht setzt sich aufgrund eines Ausschlussverfahrens durch: Zwar sind einige der Zonen auch an weiblichen Körpern vorhanden (Anus, Mundhöhle und Brustwarze), Eichel und Hoden jedoch sind bei (biologisch) weiblichen Körpern nicht vorgesehen! Aber warum eigentlich nicht? Was beweist uns, dass wir Recht haben? Wie entsteht diese Überzeugung?

Der Schluss, dass es sich hier um ein Diagramm männlicher Körperzonen handelt, entsteht aufgrund von hegemonialen Körper- und Sexualitätsnormen, was ich jetzt kurz ausführen möchte. Der_die Leser_in dieser Arbeit ist versucht – vielleicht wie bei einem Bausatz – die Körperteile zu *einem ganzen*, in sich geschlossenen Körper zu addieren. Der Schluss, dass es sich hier um männliche Körperteile handelt, basiert auf einem Entweder-Oder-Binarismus, der nur eindeutig männliche oder eindeutig weibliche Körper kennt. In einem weiblichen Körper kann es also keine Hoden geben, was beispielsweise die Korporalität von mancher XY-Frau⁵ negiert.

Aber auch Normen in Bezug auf Sexualität werden an einer solchen Lektüre der Arbeit von Lindell – „Alles männliche Zonen!“ – deutlich: Alternativ wäre ja auch die Interpretation eines sexuellen Akts zwischen einem „Mann“ und einer „Frau“, unter Zuhilfenahme von Mund, Brustwarze, Anus, Eichel und Hoden denkbar. Diese Fantasie ist allerdings schnell ausgeträumt. Denn ihr widerspricht die sexuelle Codierung und Privilegierung bestimmter Einzelteile in Hinblick auf den prototypischen heterosexuellen Akt. So fehlt aus dem weiblichen Repertoire der erogenitalen Zonen in der vorliegenden Legende die Vagina, die oft als weibliches Gegenstück des erigierten Gliedes entworfen wird. Demnach wird hier kein auf die Passlogik des Eindringens des männlichen Geschlechtsorgans in das weibliche beschränkter Geschlechtsverkehr dargestellt.

Näher liegt da die Lektüre dieses Wandbilds als Masturbationsszene. Da die aufgezeichneten Symbole entsprechend einem ‚normalen‘ Körperschema auch an *einem* ‚männlichen‘ Körper auffindbar sind, könnte auch Selbstbefriedigung gemeint sein. Doch die Pfeilrichtungen und die Lage der Einzelteile macht die Sache für einen Einzelnen akrobatisch, um nicht zu sagen unmöglich.

Verwirrend wirkt zudem, dass der bevorzugte Signifikant für männliche Sexualität (Phallus oder Penis) fehlt bzw. dass die Perspektive gestürzt ist. Nicht der potente standhafte Umriss ist zu sehen, sondern die Eichel im Querschnitt.

Die Queer-Theoretiker_in Beatriz Preciado zieht als Beispiel für geschlechtsbestimmende ästhetische Urteile die Geschlechtszuweisung bei Neugeborenen heran, die seit den 1950er Jahren aus einer Kombination von chemischen Tests und visueller Kontrolle (unter anderem der angemessenen Größe der Genitalien) besteht. Sie bezieht sich hierbei auf Suzanne Kesslers *Lessons from the Intersexed*.⁶ Wenn Ärzt_innen und Eltern kurz nach der Geburt nach dem Vorhanden- oder Abhandensein des männlichen Glieds suchen, fungiert – laut Preciado – der Penis anstelle des Phallus in der Lacanschen psychoanalytischen Theorie als

⁵ Website der Selbsthilfegruppe XY-Frauen [www.xy-frauen.de, abgerufen am 30.11.13].

⁶ Beatriz Preciado: *Kontrasexuelles Manifest*, Berlin 2003, S. 97.

„privilegiertes Signifikant“.⁷ Begibt man_frau sich weiter auf die Suche nach phallischen Symbolen, könnten die Pfeile als erigierte Zeichen einer zweiten Ordnung fungieren, vielleicht sogar als ein allem zugrundeliegendes, alles verbindendes Prinzip interpretiert werden. Somit wäre der Akt der Penetration doch auffällig gegenwärtig.

Nebenbei gesagt fehlen in bedeutendem Ausmaß weitere ausgewiesene ‚weibliche‘ sexuelle Körperteile und -instrumente: Hand, Zunge, Vulva, Klitoris. Aus einer posthuman-lesbischen Perspektive (wie sie auch Preciado vertritt) könnte frau_man der Reihe Dildos, Vibratoren, Gemüse und vieles andere mehr hinzufügen. Das Nichtvorhandensein ausgewiesener ‚weiblicher‘ Signifikanten kann also zunächst dafür stehen, dass es hier um ‚Sex unter Männern‘ geht.

Über die schrittweise Verfertigung von Evidenz

Die einzelnen Zeichen erhalten im Moment der Entdeckung der Schablone durch den_die Betrachter_in die vom Künstler intendierten Bedeutungen. Es handelt sich hier um ein plötzliches Vor-Augen-Stellen eines Textes.

Evidenz ist es hier demnach kein rein visueller Beleg, der eine Überzeugung herbeiführt, sondern vielmehr eine durch Sprache, nämlich die Beschriftung auf der Schablone, vermittelte Botschaft. Der Germanist Helmut Lethen ist der Ansicht, dass Evidenz nicht durch ein Bild oder Objekt alleine hervorgerufen wird, sondern das Bild oder Objekt immer erst durch eine textliche, kontextuelle oder mediale Bestätigung glaubwürdig wird:⁸ „Evidenz, die sich wie ein Ereignis einzustellen scheint, hängt offensichtlich von medialen Rahmenbedingungen ab. So versteht sich die Evidenz von Bildern selten von selbst, sondern beruht auf einem zusätzlichen Akt der Beglaubigung, der Zuschreibung oder Verhandlung. Die Evidenz hat ihren Ort im Bild, aber sie ist auch woanders: in der Bildlegende, die dem Bild eine Lesart vorgibt; in der Glaubwürdigkeit von Augenzeugen oder der Autorität einer Instanz, die das Bild produziert hat oder die Deutungsmacht genießt; in den Funktionen der Technik, auf der seine Herstellung beruht.“⁹

Ein Verdacht wurde bewusst herbeigeführt. Er setzt sich langsam zusammen: Lindell zeigt uns ein Bild (homo)sexueller Erfahrungen und Fantasien. Das plötzliche Wissen über die gerne als privat oder intim weggeordneten Tatsachen überrascht – besonders angesichts der kühlen, nüchtern-reduzierten Ästhetik, mit der Lindell Körperlichkeit, die Lust, den Sex darstellt.

Die schematische Installation Lindells, deren sexuelle Bedeutung manche Betrachter_innen wie aus dem Hinterhalt anspringt, überrollt sie mit der Möglichkeit einer virtuellen Teilhabe am sexuellen Geschehen. Diese Möglichkeit beschwört Erinnerungen herauf oder spielt auf Verdrängtes an. Die Doppelbödigkeit dieser künstlerischen Taktik lässt sich mit Rüdiger Campe als „Kippeffekt“ beschreiben, in dem „das zeigende Erzählen“ der Evidenz und der „scharf umrandete[] pathetische[] Augenblick“ der Hypotypose zusammentreffen.¹⁰ Zeitlichkeit wird eingefroren und Affekte kommen ins Spiel. Der Kippeffekt ruft persönliche Stellung-

⁷ "Der Dildo ist nicht der Phallus, und er repräsentiert nicht den Phallus, weil der Phallus nicht existiert. Der Phallus ist nur eine Hypostasierung des Penis. Wie bei der Geschlechtsfeststellung intersexueller Babies deutlich wird, ist in der symbolischen Ordnung der Signifikant par excellence nicht der Phallus sondern der Penis." Preciado 2003, S. 59.

⁸ Helmut Lethen: „Der Stoff der Evidenz“, in: Michael Cuntz, Barbara Nitsche u.a. (Hg.): *Die Listen der Evidenz*, Köln 2006, S. 65–85.

⁹ Lethen 2006, S. 69.

¹⁰ Rüdiger Campe: „Vor Augen Stellen. Über den Rahmen rhetorischer Bildgebung“, in: Gerhard Neumann (Hg.): *Poststrukturalismus*, Stuttgart 1997, S. 208-225, hier S. 221f.

nahmen hervor: In einem Interview, das ich im September 2009 mit dem Künstler führte, berichtete er von der empörten Reaktion eines Ehepaars in einer Galerie, als es die Legende entdeckte. Sie meinten, der Künstler habe sie hinter Licht geführt; der Galerist habe sie ausgetrickst. Vorbei war es mit der kontemplativen Betrachtung, die sich die minimalistische Welt in Gelassenheit erschließt.

6.4.2 John Lindell

John Lindell (geb. 1956) arbeitet in New York als Künstler und Architekt. Er war Mitglied von Gran Fury, einem Kollektiv aus Künstler_innen, das als Teil der AIDS Coalition to Unleash Power, kurz ACT UP, mit Mitteln der Werbung aktivistische Kampagnen gestaltete, die mit öffentlichkeitswirksamen Kampagnen für die Sichtbarkeit der US-amerikanischen AIDS-Krise sorgte.¹¹ Lindell hat in dem Buch *Policing Public Sex* (1996)¹² die eintönige Darkroomarchitektur in New York City bilanziert und Alternativen entworfen, die für eine sex-positive Haltung stehen und Safer Sex fördern. Seit zwanzig Jahren beschäftigt er sich damit, schwulen Sex in Zeiten von HIV/AIDS öffentlich zu verhandeln.

Als Künstler arbeitet er mit Wandzeichnungen, Skulpturen, Fotografien und Videos. Seit circa 1988 verwendet er einen festen Satz an Symbolen, die in unterschiedliche Medien übertragen werden. Zusätzlich setzt er die Symbole in unterschiedlichen Farben, Größen, Konstellationen oder räumlichen Bezügen ein.

6.4.3 Zonen (2 fach): Freud + Architektur

Neben der Abstraktion fällt die Segregation von Körperteilen auf. John Lindell präsentiert einen (oder mehrere) fragmentierte/n, in erogene bzw. genitale Zonen eingeteilte/n Körper. Die Definition von erogenen Zonen lässt sich auf Freuds Theorien der sexuellen Entwicklung beziehen. Sigmund Freud, der als erster die Theorie einer frühkindlichen Sexualität formulierte, teilt die psychosexuelle Entwicklung des Menschen in verschiedene Phasen ein. Diese werden – mit Ausnahme der Latenzphase – entlang verschiedener Körperzonen benannt, auf die nach dieser Theorie während einer bestimmten Entwicklungszeit das vordringliche sexuelle Interesse gerichtet ist. Die sogenannten Lustzentren werden nacheinander vom Kleinkind bis zum Erwachsenen libidinös besetzt. Freud versteht diese Abfolge als eine Entwicklung hin zur (psycho)sexuellen Reife, bei der jede Phase von der folgenden abgelöst wird und jede bleibende Fixierung auf eine der vorherigen Obsessionen als krankhaft oder pervers bezeichnet wird: Eine fehlende Ablösung vom Anus und seinen Ausscheidungen kann zu einem ‚analen Charakter‘ führen. Eine unvollständige Überwindung der ‚phallischen Phase‘ stellt sich komplizierter dar und hat – laut Freud – einschneidendere Konsequenzen: In Verbindung mit dem sexuellen Interesse am eigenen Penis vom dritten bis zum fünften Lebensjahr schließt Freud auf ein Begehren des ‚gegengeschlechtlichen‘ Elternteils, aus welchem sich das

¹¹ Die AIDS-Krise in den USA entstand durch das sechs Jahre lange Schweigen der damaligen Regierung über die neue Immunschwächekrankheit und die verantwortungslose Verzögerung von AIDS-Aufklärung, -Behandlung und -Forschung. „Tatsächlich wurden die ersten Anzeichen der Epidemie bereits kurz nach Reagans Amtsantritt im Januar 1981 von der US-Gesundheitsbehörde CDC (Centers for Disease Control) in Atlanta, Georgia, registriert. [...] Während die mysteriöse Krankheit schon Anfang der 80er-Jahre ein zentrales Thema der internationalen Presse war, sollte es sechs Jahre dauern, bis Ronald Reagan das Wort ‚Aids‘ erstmals öffentlich in den Mund nahm.“ ACT UP forderte von Ronald Reagan, Ed Koch, dem damaligen Bürgermeister von New York, und John Kardinal O’Connor, offener mit der AIDS-Pandemie umzugehen und die Öffentlichkeit über die Wichtigkeit von Safer Sex und sauberen Nadeln in Kenntnis zu setzen. Harald Neuber: *Aids-Politik in den USA: „Der Zorn Gottes“*, Oktober 2004 [www.aerzteblatt.de/v4/archiv/artikeldruck.asp?id=43800, abgerufen 7.11.2012].

¹² Dangerous Bedfellows (Hg.): *Policing Public Sex*, Boston 1996.

bekanntes „ödpales Szenario“ ergibt.¹³ Dass die „ödpale Phase“ nicht überwunden wird, zeigt sich einerseits darin, dass sich „[s]exuelle Wünsche und Phantasien auf einen Elternteil richten“¹⁴ und andererseits – auf der Ebene der erotischen Vorlieben – durch eine bleibende Vorliebe für die Stimulation des eigenen ‚Phallus‘ (ob Penis oder Klitoris), also durch Selbstbefriedigung. Die Konsequenzen können laut Freud sein: Nichtbejahung der eigenen Geschlechterrolle, Identifizierung mit dem anderen Geschlecht oder Liebesunfähigkeit.

Vernachlässigt Frau die strenge Abfolge der Entwicklungsphasen und den defizitären Entwurf weiblicher Sexualität,¹⁵ so beinhaltet Freuds Konzept immerhin eine Vielfalt und Veränderlichkeit erogener Besetzungen. Problematisch bis heute bleibt jedoch sein Fortschrittsmodell im Hinblick auf genitale heterosexuelle Triebbefriedigung als alleinige reife Sexualität und die Definition aller alternativen Sexualitäten als unreif, krank oder pervers. Er versteht den heterosexuellen Geschlechtsverkehr zu Fortpflanzungszwecken als wichtige Form sozialer Interaktion und Kommunikation¹⁶ und stigmatisiert damit Homosexualität. Der Bezug zur Psychoanalyse in Lindells Arbeit wird durch die Anwesenheit einer verkleinerten psychoanalytischen Liege bestätigt (siehe Abb. 28 auf der folgenden Seite).

¹³ Vgl. „Ödpales Szenario (Komplex)“, in: Renate Kroll (Hg.): *Metzler Lexikon Gender Studies, Geschlechterforschung*, Stuttgart/Weimar 2002, S. 296.

¹⁴ Kroll 2002, S. 296.

¹⁵ „Die Psychoanalyse war ein Männerclub, und Freuds Theorie zur weiblichen Sexualität lieferte eine theoretische Grundlage: Weiblichkeit ermangele eines eigenen aktiven Begehrens, besteht im Akzeptieren sexueller Passivität, in der Hinnahme des Objektstatus.“ Rüdiger Lautmann: „Mit dem Strom – gegen den Strom. Magnus Hirschfeld und die Sexualkultur nach 1900“, in: Elke-Vera Kotowski, Julius H. Schoeps (Hg.): *Magnus Hirschfeld. Ein Leben im Spannungsfeld von Wissenschaft, Politik und Gesellschaft*, Berlin 2004, S. 293-313, hier S. 309.

¹⁶ Vgl. Thomas Laqueur, der Ähnliches in Bezug auf die Ablehnung von Masturbation im 19. Jahrhundert bemerkt: „Nicht, daß sie den Körper wertvoller Säfte beraubt, ist das wirkliche Problem bei der Masturbation [...] sondern, daß sie Aristoteles' Dictum vom Menschen als einem sozialen Tier verletzt.“ Thomas Laqueur: *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*, Frankfurt a.M. 1992, S. 259.



Abb. 28: John Lindell, *Untitled*, Installationsansicht (im Vordergrund: *Social Sculpture #6*), Galerie Analix Forever, Genf (1994)

Lindells berufliche Tätigkeit als Architekt eröffnet eine mögliche zweite Bedeutungsebene der ‚Zone‘. Die Ähnlichkeit der Schablone genitaler und erogener Zonen mit den (aus der Mode gekommenen) Zeicheninstrumenten von Architekt_innen unterstützt eine solche Lektüre: Der Begriff der Zone lässt sich auch auf die stadtplanerische Praxis des Zonierens beziehen. Unter ‚Zonierung‘ wird in der Architektur „die Regelung der Flächennutzung in Städten und Gemeinden“ verstanden. Zu diesem Zweck wird eine Gebietskörperschaft in verschiedene Distrikte (*Zoning Districts*) unterteilt. In *Zoning Regulations* (die US-amerikanische Variante der Flächennutzungs- bzw. Bebauungspläne) werden Nutzungsarten definiert. „Die Zoning Resolution besteht in der Regel aus einer Karte (*Zoning Map*) und der eigentlichen Verordnung (*Zoning Text*) und ist rechtsverbindlich.“ Grund für die Einführung der *Zoning Regulations* waren stadtplanerische Probleme, wie etwa, dass sich neben Wohngebieten gesundheitsschädliche Industrien angesiedelt hatten.¹⁷

¹⁷ Die Regelungen sind den lokalen Gemeindeverwaltungen überlassen. Die erste *Zoning Resolution*, mit Vorbildcharakter für die gesamten USA, war die *Zoning Resolution* für New York City aus dem Jahr 1916. Ausgelöst durch das unregulierte Wachstum der Stadt, in der gesundheitsschädliche Industrien neben Wohngebieten entstanden waren, und besonders durch das 1915 eingeweihte 38-stöckige *Equitable Building*, das keinerlei Rücksicht auf die benachbarten Grundstücke nahm und einen bis zu drei Hektar großen Schatten warf, sah sich die Stadtverwaltung gezwungen, die Flächennutzung zu regulieren. [Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Zoning_Resolution, abgerufen am 29.12.2012].

Die klassische Zonierung arbeitet mit Vorschriften, die sowohl die Aufteilung in Einzelteile, die für bestimmte Funktionen (bei der Zonierung als Flächen für Wohnen, Gewerbe, Industrie) ausgewiesen sind, regeln, als auch Bebauungsdichte und -höhe. Ein neueres Zonierungsinstrument ist *incentive* (anregendes) *Zoning*, das bestimmte zum Teil sozial motivierte Planungsziele durch ein Anreizsystem erreichen will. Damit werden die Bestimmung räumlicher Zonen und das Durchsetzen der Einhaltung ihrer normgerechten Nutzung als soziales Regulativ entwickelt. Wenn der Künstler zum Beispiel die Mundhöhle als genitale und erogene Zone klassifiziert, unterläuft er fraglos deren herkömmliche Nutzung – wenigstens im Sinne der Freudschen Theorie.

6.4.4 Kontext: Turingmaschine und Bio-Macht

Es geht Lindell in seinen künstlerischen Arbeiten darum, eine Sprache für Sex zu finden, die jenseits von Romantik oder Pornografie liegt.¹⁸ Seine Wahl fällt dabei auf eine quasi-mathematische Formensprache, die sich, wie er durch einen Zufall – ein Gespräch mit dem Schriftsteller Sanford Kwinter – erfährt, als überraschend ähnlich mit der logischen Diagrammsprache des homosexuellen britischen Mathematikers Alan M. Turing erweist.¹⁹

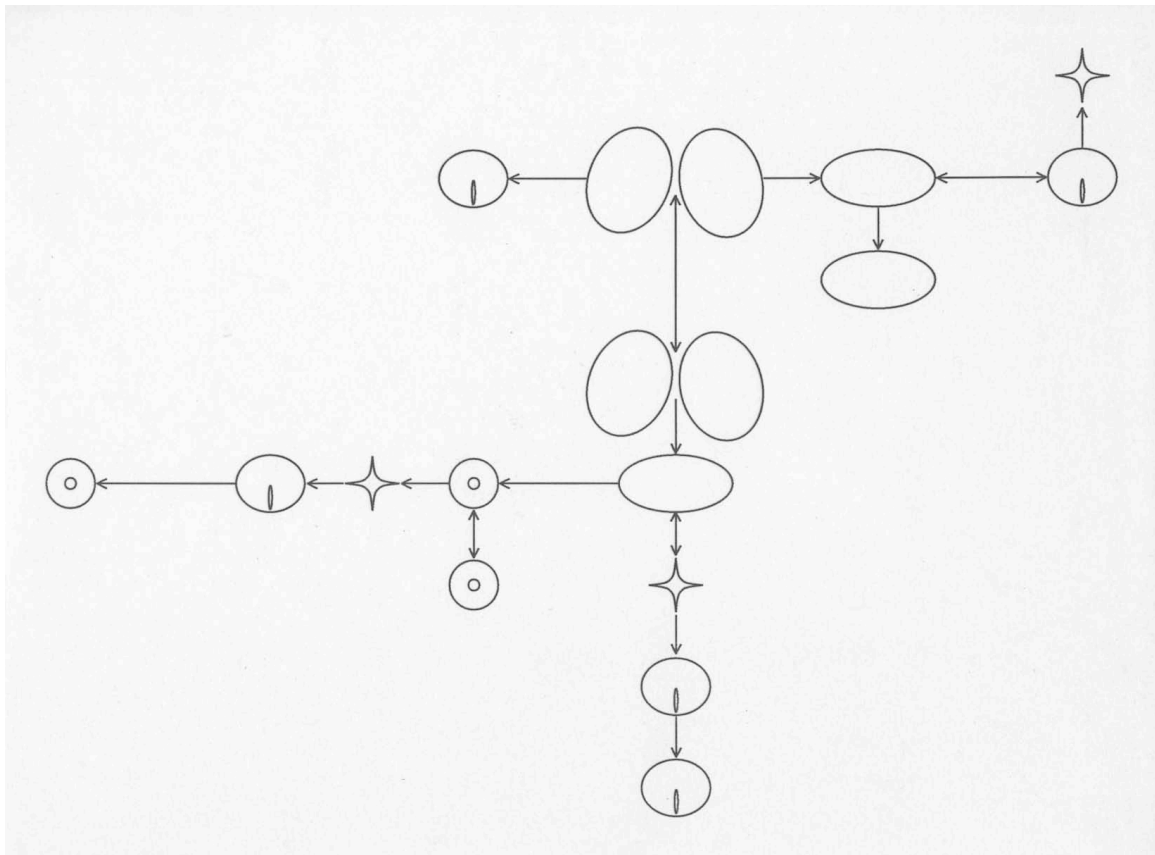


Abb. 29: Entwurf zu einer Wandzeichnung von John Lindell (undatiert)

¹⁸ John Lindell im Interview am 22.9.2009.

¹⁹ John Lindell per E-Mail am 19.10.2010.

Inwiefern ist Lindells Arbeit als Widerstand gegen die Bio-Macht lesbar?

Mit der Bezugnahme auf Turing steht die Verantwortung nationaler Politik für die Gefährdung des Lebens von Angehörigen sexueller Minderheiten im Raum: die Verantwortung für Turing, der 1952, aufgrund seiner offen gelebten Homosexualität²¹ verurteilt wurde und sich in der Folge umbrachte und in Bezug auf AIDS für die Gefährdung des Einzelnen durch eine Politik der Ignoranz der US-Regierung in den frühen 1980er Jahren. In beiden Fällen wurde „das Leben in einem Bereich von Wert und Nutzen“²² organisiert, bestimmte Leben wurden biopolitisch entwertet.

Die Reaktionen der Politik auf AIDS in den 1980er Jahren lassen sich als paradigmatische Erscheinungsformen von Bio-Macht verstehen. Wie bereits mehrfach dargelegt wurde,²³ ging es der US-Regierung unter Ronald Reagan weniger darum, die Ausbreitung der Epidemie zu verhindern, als die Menschen, die mit HIV/AIDS lebten, durch Routinetests, Registrierung, Kriminalisierung und Verhaltensvorschriften (Enthaltbarkeit von Drogen oder Sex) unter Kontrolle zu bringen.

Bio-Macht und Kunst hat Gilles Deleuze in einen engen Zusammenhang gestellt. Vor diesem Hintergrund lässt sich also seine Theorie heranziehen, in der er der Kunst eine ganz herausragende Rolle (und Aufgabe) im Verhältnis zur Bio-Macht zugesprochen hat. Indem die Kunst Empfindungen erzeuge und dadurch zum Denken zwingt, könne sie dem Leben seine „unendliche Potentialität“²⁴ zurückgeben und so Instrument des Widerstands werden. Der Literaturwissenschaftler Simon Ruf fasst Deleuzes Kunsttheorie folgendermaßen zusammen: „Die Aufgabe der Kunst für Deleuze ist wesentlich die einer Virtualisierung. Diese Virtualisierung erfasst nicht nur die dargestellte Figur, sondern auch gerade den Rezipienten.“²⁵ Sie könne Widerstand leisten gegen die abstrakte Maschine der Disziplinargesellschaft, deren visuelles Regime – laut Michel Foucault – der Panoptismus sei.²⁶

Widerstand gegen die optische Organisation und Kontrolle des Lebens ist die eine Seite, Lindells Diagramm²⁷ lässt sich aber auch als Anleitung lesen, nicht im Sinne der Bio-Macht produktiv zu sein. Die von Lindell doppelbödig angelegte Installation fordert Betrachter_innen zu einer – für Manche unfreiwilligen bzw. unangenehmen – Positionierung auf. Diese realisiert sich nicht nur im Ausstellungsraum, sondern wirkt sich auch im Möglichkeitsraum aus. Sie führt eine sexuelle Praxis vor Augen, die – wenigstens im Moment

²¹ Turing dechiffrierte im Zweiten Weltkrieg für den englischen Geheimdienst kriegsentscheidende Geheimnachrichten und war damit Geheimnisträger. Nach der Verurteilung „verlor [er] seinen Sicherheits-Status als Geheimnisträger. Damit war er von der Arbeit am Manchester-Mark-1-Computer ausgeschlossen.“ [www.heise.de/newsticker/meldung/Intelligenz-ist-ein-soziales-Produkt-Alan-Mathison-Turing-zum-100-Geburtstag-1624584.html, abgerufen am 16.12.2012].

²² Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*, Frankfurt a.M. 1983, S. 171.

²³ Sehr kontrovers rezipiert wurde Randy Shilts: *AIDS. Die Geschichte eines großen Versagens*, München 1988 (im Original: *And The Band Played On: politics, people, and the AIDS epidemic*, New York 1987). Unter anderem von dem Kunstkritiker und AIDS-Aktivisten Douglas Crimp, der zugleich die politische Verantwortung für die Verschleppung von Aufklärungsmaßnahmen am Beispiel von Jesse Helms erörterte in: Douglas Crimp: „Promiskuität in Zeiten der Epidemie“, in: NGBK (Hg.): *Vollbild AIDS. Eine Kunst-Ausstellung über Leben und Sterben*, Berlin 1988, S. 19-23 und 112-117, besonders S. 21f. und S. 114ff. Vgl. auch Leo Bersani: „Is the rectum a grave?“, in: *October*, Vol. 43, *AIDS Cultural Analysis/Cultural Activism*, New York 1987, S. 189; Jennifer Brier: *Infectious Ideas: U.S. Political Responses to the AIDS Crisis*, Chapel Hill 2009; Neuber 2004.

²⁴ Vgl. Simon Ruf: *Fluchtlinien der Kunst. Ästhetik, Macht, Leben bei Gilles Deleuze*, Würzburg 2003, S. 144.

²⁵ Ruf 2003, S. 80.

²⁶ Der Panoptismus beruht auf der lückenlosen Überwachung „rigoros“ parzellierten Raumes. Vgl. Michel Foucault: *Überwachen und Strafen*, Frankfurt a.M. 1977, S. 251ff.

²⁷ „Deleuze erhebt das Diagramm zum Zentralbegriff der foucaultschen Machtanalyse.“ Ruf 2003, S. 126ff.

der Betrachtung – virtuell ist und sich dennoch „mitten zwischen den Dingen“ befindet.²⁸ Das Dazwischen ist räumlich in den Leerstellen des Schaubildes verankert. In zeitlicher Hinsicht breitet sich ein „zwischen den Dingen“-Sein durch die fehlenden Hinweise darauf, wann genau die Zonen so angeordnet waren oder sein werden, aus. Somit ist die Anordnung jederzeit möglich. Durch die vielfältigen Projektionsmöglichkeiten und die schematisierte, entindividualisierte Darstellung von Körperteilen bezieht sich Lindells Wandzeichnung potentiell auf verschiedenste Körper. Der diagrammatische Raum ist unabgeschlossen, eine Grenze ist nicht markiert. Die Anlagerung weiterer Körperzonen ist vorgesehen und vorhersehbar.

Die optische Organisation der Form des Menschen wird gesprengt, die visuelle Ordnung suspendiert. Im Vergleich zu Francis Bacons Malerei etwa, auf die sich Deleuze mit seinen Thesen einer widerständigen Kunst unter anderem bezieht,²⁹ geht es bei der „Auflösung der [...] ‚Menschen-Form‘“³⁰ in den Installationen von Lindell nicht um die Auflösung der menschlichen Körperkontur und Oberfläche alleine. Die Auflösung im Fall der Lindellmaschine zielt ganz besonders auf eine Desorganisation erogener und genitaler Zonen.

6.4.5 Desorganisation von erogenen und genitalen Körperzonen

Hierfür möchte ich auf das Konzept des „organlosen Körpers“ (oK) von Deleuze & Guattari eingehen, das mit den Mitteln der Philosophie ein einheitliches, klar umrissenes Körperganzes in Frage stellt, und schauen, ob sich Korrespondenzen mit John Lindells künstlerischen Arbeiten ergeben. Welche Dekonstruktionen von Körper(formen) wurden also denkbar, sagbar und zeigbar in den 1980er Jahren?³¹ Mit der nun folgenden Hinzunahme von Deleuze und Guattari geht es hier also zuvorderst um eine Re-Lektüre von zeitgenössischen Konzeptionen von Körperlichkeit und erst in einem weiteren Schritt um Geschlecht.

Gilles Deleuze und Félix Guattari haben den Begriff des ‚organlosen Körpers‘ von dem Dramatiker und Dichter Antonin Artaud geborgt. Der organlose Körper kann als Kritik an einer instrumentellen Zurichtung und Verengung der Körperfähigkeiten hin auf ganz bestimmte (re)produktive Funktionen interpretiert werden. Deleuze und Guattari stellen sich gegen das Konzept ‚richtiger‘ Körperbesetzungen, die der Psychoanalyse zugrunde liegen (vgl. die erogenen Zonen und die analogen Entwicklungsstufen). Sie wenden sich also gegen die Funktionalisierung und Stratifizierung (= die Unterteilung in Schichten) des Körpers. Der organlose Körper meint allerdings nicht die Abschaffung einzelner oder aller Organe, sondern die Abkehr vom Organismus im Sinne des Organisierten.

„Es wird uns langsam klar, dass der [organlose Körper] keineswegs das Gegenteil der Organe ist. Die Organe sind nicht seine Feinde. Der Feind ist der Organismus. Der [organlosen Körper] widersetzt sich nicht seinen Organen, sondern jener Organisation der Organe, die man Organismus nennt. [...] Der [organlose Körper] ist kein Gegensatz zu den Organen, sondern widersetzt sich den ‚echten Organen‘, die zusammengesetzt und an die richtige Stelle gebracht werden müssen, [er widersetzt sich auch] dem Organismus, der organisatorischen Organisation der Organe.“³²

²⁸ In diesem spezifischen Vermögen des Kunst artikuliert sich ein politischer Widerstand, der (nicht transzendent) „mitten zwischen den Dingen ist“. Ruf 2003, S. 144.

²⁹ Widerständiger Kunst ginge es demnach darum, „im Menschen selbst [...] das Leben zu befreien, da der Mensch selbst eine Weise darstellt, es einzusperren.“ Ruf 2003, S. 144 und 147.

³⁰ Gilles Deleuze: *Foucault*. Frankfurt a.M. 1987, S. 175, zitiert nach [www.theorie-der-medien.de/text_druck.php?nr=17, abgerufen 16.12.2012].

³¹ Die Originalausgabe von *Mille Plateaux* von Deleuze/Guattari erschien 1980 in Paris.

³² Gilles Deleuze, Félix Guattari: *Tausend Plateaus*, Berlin 1992, S. 218.

Organisation – auf bestimmte Funktionen und Nutzungen bezogen – wird von den Autoren auch synonym mit Stratifizierung, Schichtung, Hierarchisierung oder Transzendenz gebraucht. Die Schichten, die den Körper gliedern und „in die Zange nehmen“, sind Organismus, Signifikation und Subjekt-Werdung.³³ Der organlose Körper arbeitet gegen diese Schließungen und Schichtungen an. Es geht also um eine deterritorialisierende Re- oder besser Desorganisation des Körpers, die Fluchtlinien³⁴ legt und neue Verbindungen schafft.

Die Debatte des organlosen Körpers betrifft zwei Sorten von Organismen: den (menschlichen) Körper des/der Einzelnen, sowie den Gesellschaftskörper. Für beide gilt, dass eine zu gewaltvolle Zerstörung der Organe schädlich oder tödlich sein und zum Zusammenbruch statt zur Deterritorialisierung führen kann. Von Deleuze/Guattari ausdrücklich aufgeführte Beispiele des Zusammenbruchs sind der drogensüchtige „ausgezehrt“ Körper und der „krebsbefallene“ faschistische Körper. Gegenmittel, um diesen Gefahren zu entgehen, ist die „Kunst der Dosierung“, die sie auch Klugheit nennen.³⁵

Ich zitiere Deleuzes/Guattaris Beschreibung der richtigen Dosis: „Man muss genügend Organismus bewahren, damit er [der organlose Körper] sich bei jeder Morgendämmerung neugestalten kann; und man braucht kleine Vorräte an Signifikanz und Interpretation, man muss auf sie aufpassen, auch um sie ihrem eigenen System entgegenzusetzen [...]; und man braucht kleine Rationen von Subjektivität, man muss so viel davon aufheben, dass man auf die herrschende Realität antworten kann. Ahmt die Schichten nach. Man erreicht den [organlosen Körper] und seine Konsistenzebene nicht, wenn man wild drauflos destratifiziert.“³⁶

Der Philosoph Simon Wagner unterstreicht in seinen *Ansätze[n] einer Organphilosophie* mithilfe einer ausführlicheren Artaud-Lektüre diesen Punkt: „Lesen wir als einen der Schlüsselsätze für diese Deutung noch einmal Artauds Ausruf, ‚Es gibt nichts Sinnloseres als ein Organ‘.³⁷ Es wird hier durchaus ein Verwerfen artikuliert, aber doch ein Verwerfen im doppelten Sinn des Wortes. *Prima facie* lässt sich der Satz in der Tat als ein Aufruf lesen, die Organe ‚loszuwerden‘: Organe? So ein Schwachsinn, weg mit dem Zeug! Doch ist offensichtlich von einem Loswerden der Organe hier nicht die Rede; es ist die Rede von ihrer Sinnlosigkeit, und diese kann nicht nur als ein Mangel, sondern auch als ein Einsatz gedeutet werden. Die Sinnlosigkeit, das Proletariat der Organe, lässt sich einsetzen und zu einem Aufstand gegen den oktroyierten Sinn anstiften. Die Sinnlosigkeit der Organe ist eine Waffe.“³⁸

³³ „Du wirst organisiert, du wirst zum Organismus, du musst deinen Körper gliedern – sonst bist du nur entartet [siehe die Anm. am Ende der Fn.]. Du wirst Signifikant und Signifikat, Interpret und Interpretierter – sonst bist du nur ein armer Irrer. Du wirst Subjekt und als solches fixiert, Äußerungssubjekt, das auf ein Aussagesubjekt reduziert wird – sonst bist du nur ein Penner.“ Deleuze, Guattari 1992, S. 219.

Anmerkung nl: Der Begriff ‚entartet‘ ist in Deutschland von der propagandistischen Nutzung im Nationalsozialismus geprägt. Näheres zu dem Begriff und seiner Geschichte: Cornelia Schmitz-Berning: *Vokabular des Nationalsozialismus*. Berlin/New York 2000, S. 178ff.

³⁴ Friedrich Balke hat Deleuzes Begriff der Fluchtlinien folgendermaßen zusammengefasst: „gehen ohne Ende, *unendlich weitergehen*, die Dinge mittendrin nehmen (nicht an ihrem Anfang oder ihrem Ende), sich dem Zufall anvertrauen, ihn bejahen, statt ihn ausschalten zu wollen, indem man sich einer ‚festen Führung‘ unterwirft.“ Hervorheb. i.O.. Friedrich Balke: „Fluchtlinien des Staates. Kafkas Begriff des Politischen“, in: Ders., Ludwig Vogel (Hg.): *Gilles Deleuze. Fluchtlinien der Philosophie*, München 1996, S. 150-178, hier S. 156.

³⁵ Im frz. Original „prudence“, in anderen Übersetzungen auch als Umsicht wiedergegeben.

³⁶ Deleuze, Guattari 1992, S. 220.

³⁷ Antonin Artaud: „Schluss mit dem Gottesgericht“, in: Ders.: *Schluss mit dem Gottesgericht. Das Theater der Grausamkeit. Letzte Schriften zum Theater*, München 1980, S. 7-29, hier S. 29.

³⁸ Simon Wagner: *Organlosigkeit als Organ-Werden. Ansätze zu einer Organphilosophie*, Wien 2003, Absatz I. Ohne Seitenangabe, Schreibw. wie i.O. [<http://simon.wwwagner.org/texts/Organlosigkeit.html>, abgerufen am 15.12.2012].

Im Anschluss betont er, dass es allerdings nicht um ein generelles Zerstören oder Abschaffen der Organe gehen könne, sondern vielmehr um „das Schaffen, die Konstruktion oder den Gebrauch, d.h. das Entwerfen oder Projizieren eines geeigneten Organs“.³⁹ Er formuliert: „[Artaud] hat dem Organismus seine Organe genommen. Aber: er hat ihm auch neue Organe eingepflanzt, Organe, die diesen Organismus bekämpfen und mit konspirativen Netzwerken durchziehen, welche ihn von innen her auflösen (oder auflösen sollen).“ Weiter unten schreibt er von einem „Überschreiben“, einem „neu Durchmischen“, welches die Organe mit neuen Bedeutungen versieht und anwendet.

Das Entfernen von Organen ist bei der Verfertigung des organlosen Körpers nur zweckmäßig, wenn sie vorher legitimiert waren. Die Zerstörung oder Entfernung illegitimer „gestohlener“ oder „verrutschter“⁴⁰ Organe würde nicht die angestrebte Deterritorialisierung erreichen, sondern würde im Gegenteil den Organismus bestätigen und sedimentieren.

„Denn wir müssen bedenken, dass die Organisation durch den Organismus die Organe nicht einfach voraussetzt. Der Organismus operiert vielmehr, und zwar dadurch, dass er bestimmte Organe erlaubt und einsetzt und andere *verbietet* und *entfernt*. Es ist nicht so, dass nur das Organisiertwordensein der schon vorhandenen Organe die Politik des organlosen Körpers bestimmen darf, diese muss vielmehr das Gewährhaben bzw. Genommensein von Organen in ihre Beobachtungen und Strategien mit einbeziehen; und die Vorstellung, sich der Organe zu *entledigen*, um sie vom Führertum des Organismus zu befreien, macht, wie wir jetzt sagen können, nur dann einen Sinn, wenn dieser Organismus zuvor die Einsetzung erlaubt und ein Organ ‚gewährt‘ hat. [...] Der paradigmatische Wachsamkeits-Diskurs, der in unserer Kultur den Blick für die Gewährs-Struktur des organhaft Vorhandenen geschärft hat, ist die feministische Diskussion.“⁴¹

Mit diesem Hinweis realisiert Wagner, was Ruf am Ende seiner Ausführungen über die Rolle der Kunst in der Philosophie Deleuzes als Verlängerungsmöglichkeiten empfiehlt, nämlich den Versuch, Deleuzes (und Guattaris) Gedanken an feministische Kritik oder Gender Studies anzuschließen. Judith Butler hat der Vereinbarkeit von feministischen Ansätzen mit Deleuzes Theorien in *Körper von Gewicht* (1997) jedoch eine kurze deutliche Absage erteilt, in der sie ein Bündnis feministischer Wissenschaft mit dem Werk von Gilles Deleuze für „unwahrscheinlich“ erklärt.⁴² Judith Butler begründet ihre Kritik vor allem mit der Abwesenheit von Negativität im Denken von Deleuze/Guattari.⁴³ Ich denke, dass die beiden Autoren trotz ihrer wiederholten und deutlichen Ablehnung von körperlicher Organisation die Anwendung konkreter durchgesetzter und wirksamer Organisationsformen wie Geschlecht, Klasse, Alter oder

³⁹ Wagner 2003.

⁴⁰ Hier bezieht sich Wagner auf die ‚Verrutschungen‘ des weiblichen Organs z.B. in die Seitenwunde Christi hinein; vgl. Elisabeth von Samsonow: „Die verrutschte Vulva“, in: Doris Guth, Dies. (Hg.): *Sex-Politik. Lust zwischen Restriktion und Subversion*, Wien 2001, S. 159-180.

⁴¹ Hervorheb./ Schreibw. wie i.O.. Wagner 2003, Absatz A. Auch betreffend das Wort „Führertum“, siehe Schmitz-Berning 2000, Einträge zu den Begriffen „Führer“ und „Führerprinzip“, S. 240 ff.

⁴² Butler 1997, S. 25.

⁴³ „One reason I have opposed Deleuze is that I find no registration of the negative in his work and I feared that he was proposing a manic defense against negativity.“ Judith Butler: *Undoing Gender*, London 2004, S. 198. In diesem Zusammenhang erklärt sie, „that the Spinozian conatus remains at the core of my work.“ Conatus esse conservandi lässt sich übersetzen mit der „Begierde, in seinem Sein zu bestehen“. Das Bestehen ist – nach Butler – nicht möglich ohne Anerkennung, die für Minderheiten besonders mit Gefahren verbunden ist, verletzt zu werden. Kategorien der Anerkennung sind eng verwoben mit Kategorien der Intelligibilität. Nähere Ausführungen: Carolin Emcke, Martin Saar: *Eine Welt, in der Antigone am Leben geblieben wäre*. Interview mit Judith Butler, geführt am 13. Mai 2001 in Berlin. [http://diskus.copyright.com/3_01/02.htm, abgerufen am 02.12.2010].

‚Race‘ übersehen, sodass ihr Entwurf des organlosen Körpers entweder als hochgradig ergänzungsbedürftig oder aber als universalistisch-utopisch-privatistisch-abstrakt anzusehen wäre und damit aus minoritären Perspektiven schwer zumutbar ist.⁴⁴ Die Desorganisation kann meines Erachtens nur Wirkung zeigen, wenn sie sich mit spezifischen Organen, Schichtungen bzw. Hierarchisierungen auseinandersetzt und sie verwirft oder verschiebt.⁴⁵ Die Verwerfung der Vulva oder die Absage an die Klitoris etwa hätte im Vergleich zur Verwerfung des Penis keine desorganisierende, ermächtigende Wirkung, da beide ‚Organe‘ wenig Einfluss auf das Organisiert-Sein gesellschaftlicher wie individueller Körper haben. Insbesondere die Klitoris ist seit dem 19. Jahrhundert – auch durch Freuds Theorien – als „mannähnlich“ zum Vorteil der Vagina verdrängt worden.⁴⁶ In der Folge dieser kulturellen Bewertung ist sie systematisch verletzt oder zerstört worden, da die Klitoris für ein Organisationsziel von Menschenkörpern vernachlässigbar zu sein scheint: die Fortpflanzung.

Bei der Schwierigkeit, Deleuzes und Guattaris Texte mit queeren Politiken zu verknüpfen, geht es – wie in dem Artikel von Michel Cressole an Deleuze⁴⁷ – nicht um ein persönliches Eingeständnis gelebter Homosexualität oder anderer minoritärer Sexualität, sondern um eine fehlendes Eingehen auf einen politischen Kontext in einer politischen Theorie. Die mit großer Geste vorgetragene Position⁴⁸ übersieht die ‚besondere‘ Situation des/der Heterosexuellen.

Einem solchen Übersehen der eigenen sexuellen Situiertheit und Verkörperung arbeitet die Lindellmaschine entschieden entgegen. An dieser Stelle steht ein weiterer Blick auf die Fotografie der Lindellmaschine an. Neue Fragen haben sich ergeben: Welche Schichten, welche Signifikationen, welche Organismen, welche Subjektivierungen werden hier unterbrochen, umgeschrieben, aufgelöst? Welche hingegen fixiert oder bestätigt? Wo schafft sie Organe ab, welche (ehemals illegitimen, nicht „gewährten“) Organe schafft sie möglicherweise an? Welche Reste an Bedeutung oder Subjektivität liegen der Lindellmaschine als organlosem Körper zugrunde?

Auffällig ist, dass – obwohl man mit einer Kritik des Organisiert-Seins der Organe viele verschiedene Funktionalisierungen des Körpers kritisieren könnte – Deleuze und Guattari sich fast ausschließlich auf sexuelle Praktiken mit einer Vorliebe für den Masochismus als die Fähigkeit, Lust aufzuschieben und damit den Körper zu deterritorialisieren, beziehen (Ausnahme ist der drogensüchtige Körper). Eine Sexualität der Selbstunterwerfung scheint also eine außerordentliche Rolle zu spielen.

Auch Beatriz Preciado spielt zunächst mit einem Aufruf vermeintlicher Negation. ‚Kontra-Sexualität‘ könnte im ersten Moment als Asexualität oder Anti-Sexualität verstanden werden, ähnlich wie der organlose Körper zunächst die Ablehnung von Körperlichkeit zu meinen

⁴⁴ Als offene Frage formulieren das schon Möhring, Sabisch und Wiese: „Trotzdem steht zur Debatte, ob ihre politische Taktik, minoritär oder gar unlesbar zu werden, gerade für diejenigen, die minoritär sind, möglicherweise ein unzumutbarer Anspruch ist.“ Maren Möhring, Petra Sabisch, Doro Wiese: „Nur war es ihr manchmal unangenehm, dass sie nicht auf dem Kopf gehen konnte.“ Szenarien zur Textur des Körpers“, in: Ulf Heidel, Stefan Micheler, Elisabeth Tuidel (Hg.): *Jenseits der Geschlechtergrenzen. Sexualitäten, Identitäten und Körper in Perspektiven der Queer Studies*, Hamburg 2001, S. 311-329, hier S. 312. Die Autor_innen stellen allerdings auch die Zumutungen in Butlers Theoriebildung, ihr Sich-Einlassen auf einen zum Teil verletzenden Sprachgebrauch von „Diskursen, die homo- oder transgeschlechtliche Lebens- und Begehrensformen“ ausschließen und verwerfen, z.B. durch die Androhung von Psychosen, in Frage. Möhring, Sabisch, Wiese 2001, S. 328.

⁴⁵ Vgl. Wagner 2003, Absatz A.

⁴⁶ Vgl. Laqueur 1992, S. 265.

⁴⁷ Michel Cressole: *Deleuze*, Paris 1973. Zitiert nach Peter Gente, Heidi Paris, Martin Weidmann (Hg.): *Gilles Deleuze. Short Cuts*, Frankfurt a.M. 2001, S. 168.

⁴⁸ Möhring, Sabisch, Wiese sprechen von einer „großartigen Verwerfungsgeste“. Möhring, Sabisch, Wiese 2001, S. 326.

scheint. Preciado betrachtet alle Elemente des Sex/Gender-Systems – also ‚Mann‘, ‚Frau‘, ‚heterosexuell‘, ‚homosexuell‘, ‚transsexuell‘ ... – als „Maschinen, Produkte, Werkzeug, Apparate [...] Zwänge, Designs, Logiken, Ausstattungen [...] Abfälle, Mechanismen, Gebrauchsweisen, Umwidmungen“.⁴⁹ Es geht darum, Sexualität als Technologie zu betrachten. Preciado allerdings bezieht die Frage nach sexuierten Machtverhältnissen ausdrücklich in ihr Manifest für eine „radikale Transformation der Sexualitäten und Geschlechter“⁵⁰ mit ein.⁵¹ Sex ist eine „Technologie heterosozialer Herrschaft, die den Körper auf erogene Zonen reduziert.“ Die menschliche „Natur“ betrachtet sie hierbei als „Effekt sozialer Technologie, die in den Körpern, den Räumen und Diskursen die Gleichung Natur = Heterosexualität reproduziert. Das heterosexuelle System ist ein sozialer Produktionsapparat von Weiblichkeit und Männlichkeit, der mit Teilung und Fragmentierung des Körpers operiert.“⁵²

„Die Geschlechterdifferenz ist eine Hetero-Partionierung [= Aufteilung] des Körpers, die immer asymmetrisch verläuft. Der Prozess, sexuelle Differenz herzustellen, ist eine reduktive technologische Operation, die bestimmte Partien der Totalität des Körpers entzieht und isoliert, um daraus sexuelle Signifikanten zu machen. Männer und Frauen sind metonymische Konstruktionen des heterosexuellen Produktions- und Reproduktionssystems, das die Unterwerfung der Frauen als sexuelle Arbeitskraft und als Reproduktionsmittel fest schreibt.“ Die Reduktion des Körpers auf sexuelle Reproduktionsorgane mündet in Preciados Ausführungen darin, „den Penis als mechanisches und alleiniges Zentrum der sexuellen Triebproduktion zu privilegieren.“⁵³

Umwidmung: Der Anus

Im Anschluss an Artaud werden bei Deleuze/Guattari Anus und Fäkalität positiv besetzt. Die Philosophin und Psychoanalytikerin Monique David-Ménard beschreibt diese ‚Übernahme‘ folgendermaßen:

„Für Artaud war Sexualität dasselbe wie Reproduktion und somit Teil der begrenzten, geregelten Körperfunktionen. Das Streben nach Fäkalität war der drastische Ausbruchversuch aus dieser Verschließung, und er kam, als die Gesellschaft und die psychiatrische Macht in seinen Körper eindringen, einer auferlegten Pflicht gleich. Deleuze ist sich völlig im Klaren darüber, dass die Sexualität für die Psychoanalyse alles andere als organisch ist. [...] Trotzdem führt er das Thema der Fäkalität gegen die Heilige Allianz von Reproduktion und Sexualität ins Feld: Er bevorzugen die Analität gegenüber der reproduktiven Sexualität und setzt das Primat des Phallus mit der veränderten Rolle des Anus gleich, der das erste privatisierte Organ in der kapitalistischen Gesellschaft gewesen sei.“⁵⁴

Diese Aufwertung einer üblicherweise verworfenen Körperzone und ihrer Ausscheidungen ist einer der Verbindungspunkte zu Preciados kontrasexeuellem Manifest. Während Deleuze und Guattari den Anus mit Penetriert-Werden⁵⁵ und daher mit der Figur des (männlichen) Masochisten verknüpfen, ergeben sich bei Lindell als schwulem Aktivist und bei Preciado als lesbisch-queerer Theoretiker_in andere Signifikationen und Praxisanschlüsse.

⁴⁹ Preciado 2003, S. 11.

⁵⁰ Preciado 2003, S. 12.

⁵¹ Sie bezieht sich dabei explizit auf „Wittigs Analysen der Heterosexualität als politischem Regime, Butlers Analysen der performativen Identität, Foucaults Analysen des Dispositivs der Sexualität und Haraways Cyborgpolitik, lehnt jedoch ebenso ausdrücklich jede lesbisch oder feministisch separatistische Legitimierung ihres Standpunkts ab.“ Preciado 2003, S. 12-13.

⁵² Preciado 2003, S. 14.

⁵³ Preciado 2003, S. 15.

⁵⁴ Monique David-Ménard: *Deleuze und die Psychoanalyse*, Zürich 2009, S. 80/81.

⁵⁵ Diese Verbindung könnte mit Bersani als Wunsch Macht abzugeben gelesen werden. „*To be penetrated is to abdicate power*“. Hervorh. i.O.. Bersani 1987, S. 212.

Preciado erklärt den Anus zum Zentrum kontrase sexueller Lust.⁵⁶ Sie bewertet homosexuelle und SM-Praktiken als vorbildlich denaturalisierend = kontrase xuell: „Fistfucking [...] muss als Beispiel kontrase sexueller Hochtechnologie angesehen werden.“⁵⁷

Auch in Lindells Bildaufbau nimmt der Anus eine auffällige Position ein. Das Anus-Symbol, das wie ein Stern über allen anderen Symbolen steht, lässt sich als ironische Überhöhung lesen.

Hinzufügung: Der Dildo

Die Körperoberfläche soll nicht mehr nach einem Entwicklungsplan wie bei Freud, sondern jederzeit im Rahmen des kontrase xuellen Vertrags erogen besetzt und benutzt werden können. Chemische, medizinische oder mechanische Interventionen oder Hinzufügungen vergrößern die Fähigkeiten und Empfindungsmöglichkeiten der Körper.⁵⁸ Angesichts der Fixierung des Hetero-Regimes auf den Penis/Phallus bietet sich der Dildo als supplement par excellence an. Preciado nimmt eine Umkehrung vor: „Kontra-Sexualität behauptet: Am Anfang war der Dildo.“ Der Dildo sei das Original, der Penis sei die Kopie.⁵⁹

Der Dildo kann an jeder Stelle des Körpers angebracht werden, ja, verschiedene Körperteile können der Dildo sein. Er lässt, ebenso wie der Anus, keine Rückschlüsse auf das Geschlecht der Akteur_innen zu. Zusätzlich macht er als anorganisches Werkzeug die Grenzziehung Mensch-Maschine überflüssig und erweitert das Körperkonzept über das organisch Organisierte (geht also über einen verborgenen Androzentrismus bei Deleuze/Guattari hinaus).

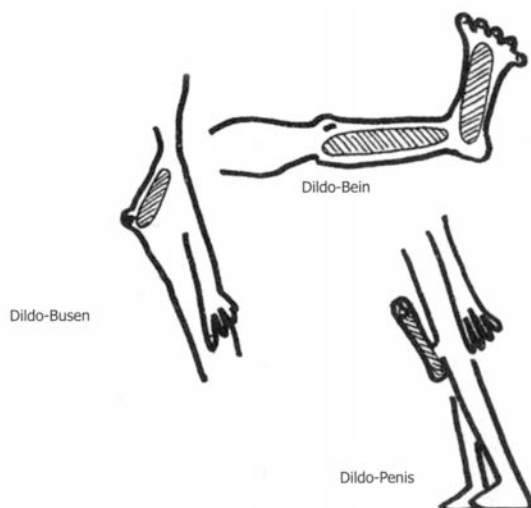


Abb. 31: Beatrix Preciado, *Dildotopia* / Ausschnitt (2003)

Preciado etwa kritisiert Deleuzes und Guattaris Selbstbezeichnung als „molekulare Homosexuelle“, die ihre Heterosexualität verbirgt und sich zur geistigen Befruchtung zwischen – selbstverständlich maskulinen – Autoren ‚bekennt‘. Preciado dazu: „Es handelt sich um eine unschuldige, jungfräuliche und anale Zeugung.“⁶⁰ Die Provokation, die in der Anspielung auf

⁵⁶ Vgl. Preciado 2003, S. 15.

⁵⁷ Vgl. Preciado 2003, S. 18.

⁵⁸ Damit verschieben oder stören sie die ‚natürlich‘ gegebenen Funktionsweise des menschlichen Körpers und erzeugen automatisch organlose Körper.

⁵⁹ Wobei sich die Frage anschließen ließe, ob die Unterscheidung zwischen Original und Kopie im digitalen Zeitalter noch Sinn macht.

⁶⁰ Preciado 2003, S. 140. Herbert Mehrrens fasst das „Naturgesetz“ einer männerbündischen Mathematik und Naturwissenschaft zur Zeit der Jahrhundertwende zusammen: „Der geistige Verkehr findet unter Männern statt.“ Herbert Mehrrens: „„Unser geistiger Homosexualismus ist auch eine Verirrung!“ Geschlecht als Thema der Naturwissenschaftsgeschichte“, in: Christoph Meinel, Monika Renneberg (Hg.):

eine abjekte Subjektposition besteht, erweist sich als die souveräne Geste heterosexueller weißer männlicher Subjekte. Dieser „nominalistische“,⁶¹ imperialistische Übergriff auf Identitätspolitik findet in den 1980er Jahren statt, ist also zeitgleich mit dem Beginn von AIDS und damit einem Kampf von Aktivist_innen wie Lindell, die darin das Recht auf politische Aufmerksamkeit und medizinische Versorgung formulieren. Deleuze und Guattari verwenden die Figur des ‚Minderheitlich-Werdens‘ in verschiedenen Ausprägungen wie ‚Tier-Werden‘ oder ‚Frau-Werden‘ positiv, ja geradezu heilsbringend. Mehrheit und Macht beziehungsweise Standardmaß hängen zusammen. „Die Mehrheit setzt ein Rechts- und Herrschaftsverhältnis voraus, nicht umgekehrt. [...] Kurz gesagt ist eine universelle Figur des minoritären Bewusstseins als Werden eines Jeden denkbar, und dieses Werden ist Schöpfung“.⁶² Durch die Gleichsetzung verschiedenster Minderheiten, die nicht nur im Theoriegebäude von Deleuze/Guattari existieren, wird die Spezifität unterschiedlicher minoritärer Existenzweisen vernachlässigt. Zwar wünschen sich Deleuze/Guattari ein ‚Anders-Werden‘, allerdings bieten sie damit den schon ‚Anders-Seienden‘ oder ‚Anders-Gewordenen‘ keine Veränderung, kein ‚Werden‘ mehr an. Bedingung des Werdens ist somit das Mehrheitlich-Sein. Vergleicht man damit Butlers „Geschlechtlich-Werden“ (gendering),⁶³ unterscheidet ihr Konzept vom Werden sich durch eine Bezugnahme auf Machtverhältnisse und ist zudem für alle Subjekte wirksam. Sie betrachtet insbesondere die negativen und verletzenden Effekte der bestehenden „Matrix geschlechtsspezifischer Beziehungen“ für Personen, die so in ihr nicht vorgeesehen sind. Allerdings entwirft sie Machtverhältnisse und (Geschlechter-)Konstruktionen nicht als unveränderbar: „die Konstruktion ist weder ein Subjekt noch dessen Handlung, sondern ein Prozeß ständigen Wiederholens, durch den sowohl ‚Subjekte‘ wie ‚Handlungen‘ überhaupt erst in Erscheinung treten. Es gibt da keine Macht, die handelt, sondern nur ein dauernd wiederholtes Handeln, das Macht in ihrer Beständigkeit und Instabilität ist.“⁶⁴ Materialisierung kann symbolische, physische und soziale Transformationen bedeuten.

Preciado wie Lindell zitieren formalistische Elemente: Bei Lindell geht es um die geometrischen Variablen und eine programmierte Ästhetik, bei Preciado um das kontrosexuelle Vertragswesen.⁶⁵ Beide Vorgehensweisen verdeutlichen damit, dass auch Kontrasexualität, wie schwuler (Gruppen-)Sex, nicht außerhalb der Normen oder der Gesellschaft stehen.

Bei beiden Autor_innen sind Humor und Übertreibung wichtige Hilfsmittel, die die Projektion einer hyperheterosexualisierten Welt auf „sexbesessene Homos“ spiegelt, um gleichzeitig den eigenen Minderheitenstatus zu parodieren. Bei Preciado wird Humor etwa sichtbar in den dildotektonischen Skizzen (z.B. Abb. 31, S. 150), bei Lindell in der Reduktion seiner Körperdiagramme auf erogene und genitale Zonen, deren ausufernde Vervielfältigung und manchmal auch Vergrößerung rhizomatisch Raum einnimmt.

Geschlechterverhältnisse in Medizin, Naturwissenschaft und Technik, Stuttgart 1996, S. 43-54, hier S. 51.

⁶¹ Preciado fragt, welchen Sinn eine „abstrakte, begrifflich bereinigte Homosexualität“, die sich von sexuellen Identitäten und Praktiken unabhängig erklärt, denn hätte. Preciado 2003, S. 150.

⁶² Gilles Deleuze, Félix Guattari: *Was ist Philosophie?*, Frankfurt a.M. 2001, S. 121.

⁶³ Judith Butler: *Körper von Gewicht*, Frankfurt a.M. 1997, S. 29.

⁶⁴ Butler 1997, S. 32.

⁶⁵ Verträge zu schließen steht in Deleuzes Text über den Masochismus für ein Bedürfnis des Masochisten. Vgl. auch Amber Musser: „Masochism: A Queer Subjectivity?“, in: *Rhizome*, 11/12, 2005/6, Absatz 3. [www.rhizomes.net/issue11/musser.html, abgerufen 29.12.10]: „The masochist uses his/her power to simulate powerlessness through the contract, which simulates, but cannot replace the law.“



Abb. 32: John Lindell, *DS-21*, Wandzeichnung 200 x 300 cm, in der Ausstellung *AIDS Worlds*, kuratiert von Frank Wagner, Centre d'Art Contemporain, Genf (1998)

6.4.6 Abduktion – diagrammatische Entführung

Steht die Lindellmaschine also einfach für Sex unter Männern oder stellt sie andere Wahrnehmungsoptionen bereit?

Durch die Variabilität und Offenheit der Zeichensysteme lenkt die Lindellmaschine die Aufmerksamkeit auf Wahrnehmungsprozesse, insbesondere auf solche, auf deren Grundlage Geschlechter zugeordnet und Sexualitäten normiert werden. Jedes Symbol ist ein Platzhalter und die sexuelle Bedeutung entsteht nur, wenn der_ die Betrachter_in davon ausgeht, dass die grafischen Zeichen auf Handlungen in der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft weisen. Mit der Abwesenheit ‚weiblicher‘ Geschlechtsorgane stellt die Lindellmaschine identifikatorisches Potenzial für männliche Homosexuelle bereit. Zu fragen bleibt, inwieweit sie über die Absage an Reprosexualität oder an feste Körperschemata auch Möglichkeiten queerer, trans- und intersexueller oder auch lesbischer Desidentifikation⁶⁶ bieten. Wie lassen sich – vor oder auch nach der Lektüre der Legende – alternative Deutungen der Körperzonen produzieren?

⁶⁶ „Disidentification is meant to be descriptive of the survival strategies the minority subject practises in order to negotiate a phobic majoritarian public sphere that continuously elides or punishes the existence of subjects who do not conform to the phantasm of normative citizenship.“ José Esteban Muñoz: *Disidentifications. Queers of Color and the Performance of Politics*, Minneapolis 1997, S. 4. Judith Butler über Desidentifizierung: „Ja, es wäre möglich, daß gerade mit Hilfe von Praktiken, die Desidentifizierung mit jenen regulierenden Normen hervorheben, durch die die sexuelle Differenz materialisiert wird, sowohl feministische als auch queer-Politik mobilisiert wird. Solche kollektiven Desidentifikationen können eine Neukonzeptualisierung dessen begünstigen, welche Körper von Gewicht sind und welche Körper erst noch als entscheidende Gegenstände der Reflexion auftreten müssen.“ Butler 1997, S. 24.

Wenigstens zwei Verfahren der Aufhebung der exklusiv-männlichen Codierung sind denkbar. Die Desidentifikation mit naturalisierten heteronormativen Geschlechterverhältnissen scheint mir dabei Grundlage eines Wunsches und Anreizes, bei der Lindellmaschine mitzumischen. Erstens kann die Schablone nach der Lektüre teilweise wieder ausgeblendet werden. Da diese Decodierhilfe erst nachträglich zur Wandzeichnung wahrgenommen wird bzw. indem sie jedenfalls getrennt davon existiert, wird die Kopplung zwischen Symbol und Bedeutung den Betrachter_innen als Effekt einer Wahrnehmung in Bewegung vorgeführt. Der Zwischenraum zwischen Signifikant und Signifikat wird dabei eröffnet und kann nach der Erfahrung eines losen Verhältnisses von formalen Zeichen und sexueller/erotischer Bedeutung nicht wieder vollständig verschlossen werden.

Eine weitere Möglichkeit der Einmischung ist durch die Art der Symbole machbar: Durch einen festen Standardmaßstab, das Material und die schlichte Gestaltung der einzelnen Zeichen ließen sich weitere Symbole – und damit erogene und genitale Zonen – leicht ergänzen. Allein die Hinzufügung eines Klitorissymbols würde die Lindellmaschine unterlaufen und immer noch Widerstand gegen die Norm, sich fortzupflanzen leisten. Dass gerade die Klitoris als hochsensible und umkämpfte Zone im Kampf um geschlechtliche und heterosexuelle Anpassung auch in Preciados kontrasexuellem Manifest nur in ihrer Geschichte der *Verwaltung der weiblichen Lust*⁶⁷ einen Platz findet, ist paradox. Ihr wird offenbar von Preciado kein subversives Potenzial zugestanden – eventuell, um die queere Vorrangstellung des Dildos in der kontrasexuellen Theorie und Praxis nicht zu gefährden.

6.4.7 Zusammenfassend: über Evidenz hinaus

Lindells Arbeiten, die im Kunstkontext zirkulieren und dort auf den ersten Blick Liebhaber_innen von strengen Formensprachen verführen, geben bei näherer Betrachtung ihren Zeichenschlüssel preis und decken die Bedeutung der einzelnen Zeichen auf, die für Hoden, Anus, Brustwarzen und Mund stehen. Diese sind meistens⁶⁸ in einem orthogonalen System verankert und mit Pfeilen verbunden. Liest man diese Wandschaubilder mit dem Symbolschlüssel, so wird deutlich, dass die Pfeile für vielseitige sexuelle Beziehungen und Bewegungen unter männlich kodierten Körpern stehen, zum Beispiel für Gruppensex. Damit wird die formale Anmutung mit der Vorstellung von Handlungen, für die es üblicherweise in der Öffentlichkeit und in der Kunstwelt nur wenige Bilder gibt, konterkariert. Der beschriebenen ersten ästhetischen Anziehung steht für manche Betrachter_innen eine überraschende Wende bevor. Sie sind im Moment der Aufdeckung der Legende gewissermaßen gezwungen, Stellung zu beziehen und sich mit sexuellen Praktiken zu befassen, die möglicherweise außerhalb ihrer Erfahrung liegen und mehrheitlich sogar undenkbar sind oder moralisch verworfen werden. Damit geht ein Sich-hinein-Begeben in eine virtuelle pornotopische⁶⁹ Landschaft einher. Mit Vergnügen dreht Lindell den Spieß dessen, was als Standard angenommen wird, um. Privilegiert, also mit der Möglichkeit einer relativ direkten Identifikation mit dem Produzenten und seiner Aussage ausgestattet, sind hier diejenigen, die sich mit homosexuellen Pornotopien auskennen. Aber seine künstlerischen Diagramme stellen *unterschiedliche* Subjektivierungsangebote bereit, die normalistischen Identifizierungen entgegenlaufen; so spielt es eine Rolle, ob sich ein_e Betrachter_in auf die Imagination des dargestellten nicht-heterosexuellen-polygamen sexuellen Geschehens einlässt oder nicht.

⁶⁷ Preciado 2003, S. 84.

⁶⁸ John Lindell hat verschiedene Gruppen von Arbeiten entwickelt, die auf den gleichen Basissymbolen aufbauen, wobei die orthogonale Anordnung der von ihm so genannten *logic diagrams* am stärksten der Symbolsprache der Turingschen Skripte gleicht, vgl. Abb. 29 und 30, S. 141/142.

⁶⁹ Vgl. Linda Hentschel. *Pornotopische Techniken des Betrachten. Raumwahrnehmung und Geschlechterordnung in visuellen Apparaten der Moderne*, Marburg 2001.

Auf wenigstens zwei Ebenen lässt sich hier „die Idee eines Selbst [einbeziehen], das ekstatisch mit dem Anderen verknüpft und durch seine Identifikationen, die den fraglichen Anderen weder ein- noch ausschließen, dezentriert ist“.⁷⁰ Einerseits ist das in der Vorstellung eines sexuellen Außer-sich-Seins mit mehreren Partner_innen möglich, andererseits in dem Dialog zwischen Schaubild und Betrachter_in, in welchem bei der Lektüre des Zeichenschlüssels für Einige eine als privat empfundene Grenze überschritten wird und sie deshalb vor Ablehnung oder Zorn außer sich sind.⁷¹

Die Lindellmaschine führt eine autonome und variable Symbolwelt ein, die orgiastische Erfahrungen außerhalb der Norm bezeugen soll und durch die mechanistische und industriell gefertigte Anmutung auch etwas über Austauschbarkeit, Wiederholung und Anonymität sagt.

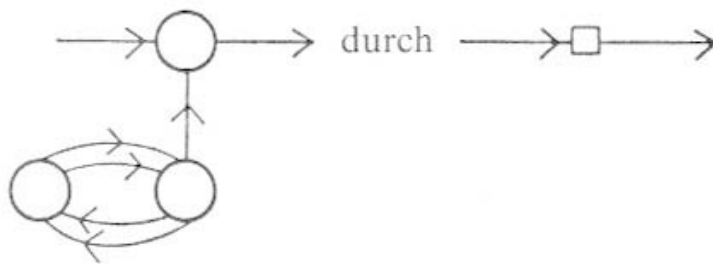


Abb. 33: Alan M. Turing, *Abbildung einer Programmschleife* (1969/1987)

Die Bedeutung von Lindells künstlerischen Arbeiten liegt in meinen Augen gerade in ihrer Unabschließbarkeit, die in ästhetischen Entscheidungen (den semantischen Leerlauf zu Beginn) und inszenatorischen Setzungen (das Verbergen der Legende) angelegt ist. Dadurch durchläuft sie eine fortwährende Schleife, die allerdings nicht im Sinne eines Signals wie in einem Turingschen Loop (Abb. 33 zeigt die maschinelle Zeichnung eines solchen) den immer gleichen *turn* wiederholt, bis die vorgegebenen Takte gezählt sind, sondern eine, die aus Regelbrüchen und dissidenten Materialisierungen besteht.

Diese differenten Wiederholungen gehen weit über etwas hinaus, das ich einen Anspruch auf Evidenz nennen würde. Lindell setzt Effekte einer „evidenzielle[n] Hypotypose“⁷² geplant ein, um sexuelle Praktiken und Lebensformen zu verhandeln, die für viele Angehörige heteronormativer Gesellschaften noch lange nicht nur invident (in der Bedeutung von unaugenscheinlich oder nicht einleuchtend), sondern auch abjekt bleiben werden. Die sexuelle Situiertheit der Betrachter_innen erzeugt widersprüchliche Reaktionen, Wirkungen und Lektüren, sodass von einer Evidenz, die genauso beabsichtigt war, kaum gesprochen werden kann.

⁷⁰ Judith Butler: „Die Sehnsucht nach Anerkennung“, in: Dies.: *Die Macht der Geschlechternormen*, Frankfurt a.M. 2009, S. 224.

⁷¹ Vgl. das 1. Kapitel, Butler 2009, S. 35ff.

⁷² Campe 1997, S. 222.

7. Schluss, Notizen, Ausblick

Die übergreifende Frage, was die Sexualwissenschaft und die Kunst mit Diagrammen bewirken, zielt auf die Interessen und den Kontext der verschiedenen an diesen Feldern Beteiligten ab. Die Diagramme stellen Bedeutungen bereit für die Autor_innen selbst, für ein Fachpublikum wie für eine breitere Rezeption.

Die vor-ikonografische Lektüre, in der ich anfangs die Bezugnahme auf den Kontext der Diagramme verzögert habe, sollte einerseits die Diagramme in den Mittelpunkt stellen, sie also als Wissensträger oder Erkenntnisgeneratoren ernst nehmen. Andererseits hat dieser Schritt auch mit der Entscheidung zu tun, die Intention der Autor_innen nicht zum alleinigen Fokus meiner Ausführungen zu machen, sondern den ‚Eigensinn‘ der bildlichen Medialisierungen zu berücksichtigen.

Die diagrammatischen Wahrnehmungsangebote, die die Wissenschaftler_innen/der Künstler formuliert haben, erweisen sich nämlich bei näherer Betrachtung als Träger weiterer impliziter Bedeutungen, die ich zu Beginn als ‚Überschüsse‘ bezeichnet habe.¹

Die Analyse der Gestaltung von sexualwissenschaftlichen Diagrammen hat in erster Linie Aufschlüsse darüber ermöglicht, wie mit ihnen Evidenz hervorgerufen wird. Was jeweils evident wurde, sind vor allem die intentionalen Botschaften der Autor_innen, die sie durch bestimmte ästhetische und begriffliche Setzungen zu verstehen gegeben haben. Die zentralen Punkte dieser kommunikativen Strategien stelle ich nun noch einmal vergleichend nebeneinander. Im Anschluss daran beschreibe ich implizite Mitteilungsebenen, die über diese entschiedenen Botschaften hinausgehen. Diese wurden auf der Suche nach diagrammatischen Vorlagen und Ähnlichkeiten mit anderen Bildern erkennbar.

7.1 Was in den einzelnen Diagrammen evident gemacht wurde

Magnus Hirschfelds Diagramme über Intersexualität, d.h. das *Intersexuelle Konstitutions- und Variationsschema* (1923) und der Stammbaum der *Intersexuellen Familie „Fenn“* (1927/30), haben sich als unter Spannung stehende symmetrische Strukturen erwiesen. Sie enthalten zudem Elemente der Umkehrung, die mit Hirschfelds reformerischen Anliegen übereinstimmen.

Beide Diagramme binden unterschiedlich verfasste Formen von Geschlechtlichkeit und Sexualität umfassend und modellhaft – in einem kleineren, familiären oder größeren, weltanschaulich-epistemologischen Maßstab – ein. Diagonale Vektoren und visuelle Irritationen jedoch erzeugen den Eindruck widerstrebender Kräfte in diesen ganzheitlichen Strukturen. So stehen sich beispielsweise Homo- und Heterosexualität im erstgenannten Schema antagonistisch gegenüber. Zugleich greift das Prinzip der oben genannten Umkehrung, indem Hirschfeld die Homosexualität ‚über‘ der Heterosexualität ansiedelt.

Das Diagramm *Principle involved in a twelve-way breakdown* (1948), das stellvertretend für die statistischen Abbildungen aus den Studien von **Alfred Kinsey, Paul Gebhard, Clyde Martin und Wardell Pomeroy** ausgewählt wurde, repräsentiert Differenziertheit und Gleichbehandlung. Die Anleihen, die die Grafik bei taxonomischen Darstellungen macht, die ursprünglich biologische Arten und ihr Verhältnis zueinander aufzeichnen, verweisen auf die früheren Untersuchungen des Hauptautors, Alfred Kinsey, in denen er Insekten klassifizierte. Dass eine in dieser Forschung schon entwickelte anti-essentialistische, taxonomische Denkrichtung in

¹ Siehe S. 24 unten.

die Sexualwissenschaft übernommen wurde, bestätigt die Lektüre des Diagramms aus dem ersten Kinsey-Bericht. In diesem werden zwar soziale Gruppierungen definiert und sortiert, d.h. die Forscher weisen ihnen Plätze im Diagramm zu, jedoch geschieht dies aufgrund eines ordnenden Pragmatismus und nicht im Sinne einer Bewertung. Darüber hinaus ist festzuhalten, dass die Untersuchungsgruppen, die den Befragungen zum sexuellen Verhalten von Mann und Frau zugrunde lagen, im Text als kulturell oder sozial beschaffen beschrieben und nicht biologisch begründet werden.

Damit unterstützt die diagrammatische Form die ausdrückliche Zielsetzung der Untersuchungen, möglichst genau die tatsächlich existierenden sexuellen Verhaltensweisen zu registrieren, ohne sie moralisch zu beurteilen.

Das Diagramm über die sequentiellen und interagierenden Komponenten der Geschlechtsidentität (1972) aus der Publikation von **John Money und Anke Ehrhardt** ist von oben nach unten ausgerichtet. Die asymmetrische Pfeilform, die sich aus der äußeren Form, insbesondere aus den zusammenlaufenden Linien am unteren Ende ergibt, erzeugt eine Richtung, die auch das Verständnis der Thesen von Money und Ehrhardt befördert. Durch die Anordnung bestimmter Lebensphasen untereinander entsteht eine Zeitachse von einem fötalen zum erwachsenen Stadium, der der Blick folgen soll. Die gezeigte Geschlechtsidentitätsentwicklung, die somit deutlich einen Anfang und ein Ende hat, beruht auf einer festgelegten Abfolge der einzelnen dargestellten körperlichen und psychischen Faktoren, die offenbar besonders in der linken oberen Hälfte miteinander interagieren. Soziale Faktoren sind nur sehr spärlich oder versteckt wiedergegeben. Am Zusammenspiel bestimmter Einzelfaktoren sind deterministische Denkmodelle (zum Beispiel über das Gehirn) festzumachen. Eine gewisse Labilität des diagrammatischen Gerüsts ergibt sich dadurch, dass es auf einer Spitze steht, auf die die ganze Entwicklung zustrebt. Demnach diagrammatisieren Money und Ehrhardt Geschlechtsdifferenzierung als einen zielgerichteten, komplexen Gesamtprozess, der im Erwachsenenalter seinen Abschluss findet.

Die Installation *Untitled* (1994) von **John Lindell** besteht aus einfachen geometrischen Symbolen, die in einem orthogonalen Raster angeordnet und mit Pfeilen verbunden sind. Sie basiert auf einer schrittweisen Rezeption, nämlich der eines ersten visuellen Eindrucks eines Schaltplans und der anschließenden Präzisierung durch die Hinzufügung der Legende, die den einzelnen Symbolen Bedeutungen zuschreibt. Nach der Lektüre dieses Zeichenschlüssels, der die einzelnen Zeichen als Anus, Hoden, Mund, Eichel und Brustwarzen deklariert, ist klar, dass es sich hier um die diagrammatische Darstellung von schwulem Sex handelt. Da die Symbole schabloniert und damit wiederholbar sind, lassen sie auch an die Austauschbarkeit von Sex-Partnern denken und damit an polygamen, nicht-reproduktiven Sex. Die maschinelle Anmutung des Diagrammbildes wird unterstützt durch die Ähnlichkeit mit Alan Turings mathematischen Diagrammen.²

Die Reduktion der Körper der mutmaßlichen männlichen Beteiligten auf genitale und erogene Zonen sowie deren nicht-ganz-logische³ Verteilung auf der Wand stellen herkömmliche Bilder von Körpern und Ekstase in Frage. Denn mit dem Diagramm widerspricht Lindell der Zuweisung bestimmter Funktionen an bestimmte Körperteile. Gleichzeitig erfindet er durch diese mathematische Ästhetik eine Darstellungsform, die der negativen Vorbelastung von stigmatisierenden Bildrepertoires entgeht. Aus diesem pornotopischen Universum sind jedoch ‚weibliche‘ Sexualorgane ausgeschlossen.

² Turings Theorie der maschinellen Berechnung gab auch den Ausschlag für die Kapitelüberschrift *Die Lindellmaschine*. Siehe S. 134 und S. 143.

³ ‚Nicht-ganz-logisch‘ meint: weder im Sinne einer Logik des Körperaufbaus noch im Sinne der Darstellungsregeln eines Schaltplans.

7.2 Was in den einzelnen Diagrammen inevident gemacht wurde

In den folgenden Absätzen beschreibe ich *inevidente* semantische Inhalte der gleichen Diagramme, die über diese Sinnangebote hinausgehen. Diese Aussagen sind von den Produzent_innen der Diagramme wahrscheinlich nicht beabsichtigt worden. Sie wurden erkennbar durch die vertiefende Analyse von Vor-Bildern oder Metaphern. Bei der Beschreibung dieser Ebene habe ich besonders auf biopolitische und geschlechterkritische Aspekte Wert gelegt. Aus diesem Grund wurden entsprechende Theorien hinzugezogen und alternative Lektüren vorgenommen.

Hirschfelds schematische Darstellung der Zwischenstufen-Theorie sieht dem kabbalistischen Symbol des ‚Baum des Lebens‘ sehr ähnlich. Diese Referenz auf eine jüdische Sozialisierung, wozu er sich jedoch als Erwachsener distanziert äußerte, verweist auf den politischen Kontext Anfang des 20. Jahrhunderts in Deutschland, in den Hirschfeld und seine Wissenschaft eingegliedert waren. Eine zweite Spur verfolgt die Lektüre seines Familienstammbaums als genealogische Darstellung, wie sie sich mit dem damaligen Aufleben von Vererbungstheorien und -forschung deutlich vervielfältigten. Diese genetische Vererbungsforschung ging einher mit eugenischen Theorien, die in der Wissenschaft damals stark vertreten waren.

Hirschfeld selbst positionierte sich auf der Seite einer ‚positiven Eugenik‘, die durch Beratung konsensbildend wirken wollte; er war also durchaus dem Gedanken zugetan, den ‚Volkkörper‘ zu verbessern.

Sein positivistisches Vertrauen in wissenschaftliche Objektivität und Neutralität ließ ihn angesichts seines Eintretens für die Rechte von Homosexuellen paradox argumentieren: Trotz seiner politischen und persönlichen Überzeugungen hielt er Homosexuelle (und bestimmte andere intersexuelle Varianten) für degeneriert und pathologisierte sie. Beispielsweise verstand er die biologische Unfähigkeit von gleichgeschlechtlichen Paaren zur Fortpflanzung als so von der Natur vorgesehene „Vorbeugungsmittel der Degeneration“.⁴ Damit nahm er aktiv an dem Diskurs um Vererbung, Entartung und Degeneration teil.⁵ Dieser Diskurs wirkt, beispielsweise mittels der Schwarz-Weiß-Codierung der Personensymbole, auch in Hirschfeld sorgfältig gestaltetes Familiendiagramm der Familie Fenn hinein.

Im Fall der Diagramme aus den **Kinsey-Reports** ging es u.a. darum, zu überprüfen, wie weit sie Ausdruck des flexiblen Normalismus (Jürgen Link) sind. Die grundlegenden ästhetischen Prinzipien von *Principle involved in a twelve-way breakdown* (1948) finden in den statistischen Kurven ihre Fortsetzung. Die visuelle Homogenisierung, die sich hieraus entwickelt, kann als Instrument einer moralischen Liberalisierung, also auch als ‚Normalisierung‘ verstanden werden. Widersprechen würde ich jedoch einer Interpretation der Diagramme (und des Reports) als Ansporn zu sexuellen Höchstleistungen. Eine solche Lesart ist zwar denkbar, aber meines Erachtens überformt von der mehrheitlich konservativen Rezeption der Berichte. Abgesehen davon wirkt sich das Fehlen einer feministischen Perspektive sowohl in den Kinsey-Berichten, als auch in Links Reflektion darüber aus: Das Verhältnis von sexueller Praxis und Reproduktion war in den 1940er Jahren in den USA für Frauen ein deutlich anderes als für Männer. Da die Kinsey-Befragungen nicht ausreichend die Frage nach Verhütung als für (hetero)sexuelles Verhalten relevant einbezogen, ist der Aussagewert, besonders in Bezug auf weibliches Sexualverhalten, durch diese Auslassung begrenzt. Die

⁴ Magnus Hirschfeld: *Geschlechtskunde, Bd. III: Einblicke und Ausblicke*, Stuttgart 1930, S. 15.

⁵ Vgl. Rainer Herrn: „Magnus Hirschfelds Geschlechterkosmos. Die Zwischenstufentheorie im Kontext hegemonialer Männlichkeit“, in: Ulrike Brunotte, Ders. (Hg.): *Männlichkeit und Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900*, Bielefeld 2008, S. 173-196.

Diskussion von Normalisierung, im Sinne der Wirksamkeit von Bio-Macht durch Jürgen Link, ist hiervon ebenfalls betroffen, da Bio-Macht und die damit verbundene Aufforderung, sich und seinen Körper in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen oder sich zu reproduzieren, für das Leben der Frau meistens andere praktische Folgen mit sich bringt als für das des Mannes. Insofern exemplifiziert diese Re-Lektüre den Einbezug von geschlechterkritischem Denken in die Frage nach Bio-Macht/Biopolitik.

Die invidente Botschaft in **Moneys/Ehrhardts** Diagramm über die Differenzierung der Geschlechteridentität ergibt sich aus den Sprachbildern des ‚Staffellaufs‘ und des ‚Programms‘. Das häufige Auftreten der Begriffe ‚Programm‘ oder ‚programmieren‘ im Text steht für die Vorstellung des Autors und der Autorin, die repräsentierten, geschlechtsidentitätsbildenden Prozesse steuern zu können. Diese Interpretation spiegelt die damalige intervenierende Behandlungspraxis der ‚Psychohormonal Research Unit‘ unter Moneys Leitung wieder.

Die zweite Metapher des Staffellaufs, die durch die deutsche Übersetzung verloren ging, dynamisiert das ohnehin gerichtete Schaubild. Diese Metapher funktioniert passgenau, da der virtuell zu übergebende Stab für die verschiedenen, hintereinander gereihten Faktoren der Geschlechtsdifferenzierung stehen kann. Der Gesamtprozess wird im selben Zug als Teamwork (Zusammenarbeit zwischen Patient_innen, Eltern und Mediziner_innen) dargestellt und vor allem – wie beim Staffelfrennen – als unter Zeitdruck stehend begriffen. Durch dieses Sprachbild wird die Darstellung von Money und Ehrhardt mit einer Dringlichkeit versehen; die Autor_innen behaupten eine Eile, die bei der frühkindlichen Geschlechtsanpassung angebracht sein soll. An diesem Punkt tritt außerdem die Unumkehrbarkeit und Zwangsläufigkeit des Prozesses deutlich hervor, die durch die Geschlossenheit und teleologische Direktionalität des Diagramms signalisiert wird. Damit suggeriert das Diagramm in seinem therapeutischen Zusammenhang einfache und effektive Verfahren zur Optimierung des Lebens. Hier ist nicht zu vergessen, dass Money und co. die ungestörte Übernahme einer männlichen oder weiblichen *gender role* als Garantie für psychische Stabilität und soziale Anpassung verstehen. Das Diagramm von Money/Ehrhardt dient so gesehen als ‚Wegbeschreibung‘ sozialer Integration mit allen verfügbaren Mitteln. Normalisierung bedeutet hier letztlich das Erreichen eines festgelegten Ziels, nämlich die Anpassung an vorab definierte medizinische, soziale und kulturelle Normen.

Im letzten Fall, der Diagrammarbeit von **John Lindell**, konzentriert sich meine Re-Lektüre auf den Ausschluss nicht-männlicher sexueller Zonen bei der Dekonstruktion von Sexualitätsnormen. Hier wurden Texte von Deleuze/Guattari und Beatriz Preciado hinzugezogen, um dem zugrundeliegenden Körper- und Sexualitätskonzept näher zu kommen. Nähe stellte sich vor allem zu Preciados *Kontrasexuellem Manifest* und der dort propagierten ironischen Formalisierung von Kontra-Sexualität her (die sich von Michel Foucaults Kontra-Disziplin ableitet).

Parallel dazu erwies es sich als nützlich, den Bezügen zu Turings Lebensgeschichte als homosexuellem Mitarbeiter des britischen Geheimdienstes in den 1940/50er Jahren und Lindells Engagement als Mitglied von ACT UP⁶ in den 1980ern nachzugehen. Es stellt sich die Frage, ab wann und wie weit nationale Bio-Politik sich auch für den Erhalt des Lebens von Angehörigen sexueller Minderheiten einsetzt oder gar dagegen arbeitet.

Durch die schrittweise Verknüpfung von Signifikant und Signifikat führt Lindells Arbeit vor, wie Identifikation und Disidentifikation entstehen und gelöst werden können. Hierdurch kann

⁶ ACT UP (AIDS Coalition to Unleash Power) war eine aktivistische Gruppe, die 1987 gegründet wurde als Reaktion gegen die öffentliche Ignoranz gegenüber und schwulenfeindliche Mythenbildung rundum das Syndrom, das 1981 zum ersten Mal registriert wurde. Die Aktionen von ACT UP richteten sich unter anderem gegen die Diskriminierung von HIV-Infizierten und hohe Medikamentenpreise.

die *Lindellmaschine* auch entgegen ihrer Bestimmung genutzt werden. In der Konsequenz wäre John Lindells diagrammatische Installation als Anleitung auch für Nicht-Männer zu verstehen, um im Sinne der Bio-Macht kontraproduktiv zu sein.

7.3 Die Liebe zu den Diagrammen – Stellungnahmen zur Bio-Macht

Somit beinhalten alle diese Diagramme, die sich der Darstellung des Sexuellen widmen, Stellungnahmen zur Bio-Macht. Wenn sie als Matrizen voll ihre Macht entfalten, lassen sich typisierte Subjekte ableiten. Bei Hirschfeld ist die zentrale Figur, für die er seine Theorie entwirft, der ledige und un reproduktive Homosexuelle; Kinsey zielt ab auf die sexuelle Befriedigung von Männern und Frauen (und zwar soweit, dass die Möglichkeit der sexuellen Fortpflanzung dabei in Vergessenheit gerät); Money modelliert die oder den sozial adaptierte_n Intersexuelle_n mit morphologisch perfekten, aber dysfunktionalen Sexualorganen; Lindell spricht den sexuell aktiven Schwulen an, der, wenn schon Verhütung, sie in Form von *Safer Sex* betreibt. Bezüglich ihrer Adressierungen, das heißt im Hinblick auf ‚passende‘ Subjekte, auf die die Diagramme ausgerichtet sind, reflektieren sie ihre Zeit und Umgebung.

Der Eindruck verdichtet sich, dass die Diagramme für jede der Positionen eine spezifische Aufgabe bei der Darstellung der Sexualität erfüllen. Die induktiven und deduktiven Potenziale der Diagramme (in Form von statistischen Bildern oder Prinzipdarstellungen) sind in der Sexualwissenschaft von Nutzen, in der Kunst findet die Abduktion und damit das Virtualitätsprinzip Anwendung. Prinzipiell dient die Gestaltung der Diagramme der Lenkung der Aufmerksamkeit in die, dem jeweiligen Modell entsprechende, Richtung. Angestrebte Effekte sind: im Feld der Kunst die Hineinnahme in eine geplante, aber variable sexuelle Erfahrungswelt und im Bereich der Sexualwissenschaften die Überzeugung von einer, als Wissen verfertigten, Aussage über Sexualität, die einen Geltungsanspruch verfolgt.

Die individuellen Anliegen zeigen sich auch dort, wo die Diagramme begrenzt sind. Hirschfeld gerät im *Intersexuellen Konstitutions- und Variationsschema* an (s)eine moralische Grenze(n), den ‚Infantilismus‘. Kinsey und sein Team können die „unlimited nonidentity“⁷ aller möglichen Varianten nur teilweise auflösen. Money und Ehrhardts Diagramm streift am Rand das Soziale (in Form des ‚Verhaltens der Anderen‘, wenn sie auf die Genitalien reagieren), dessen Veränderbarkeit für den Sexualwissenschaftler/die -wissenschaftlerin offenbar undenkbar ist. Auch Lindells Diagrammgrenze ist einfach aufzuzeigen: Weibliche Körpersymbole sind ausgeschlossen. Insofern seine künstlerische Infragestellung von Bedeutungssensenz jedoch auf einer einfachen Zuschreibung beruht, die – nach den Regeln der Kunst – ebenso wieder entfernt oder ersetzt werden kann, erzeugt sie Anknüpfungspunkte für weitere Legenden und Ansätze alternativen Verständnisses seines Zeichensystems. Diese Dekonstruktion ließe sich auf alle anderen Diagramme ebenfalls anwenden, wenn man_frau sie vom Reglement der wissenschaftlichen Gültigkeit befreien würde.

⁷ „The failure to recognize this unlimited nonidentity has, even in biology, vitiated much of our scientific work“. („Das Versäumnis, diese unbegrenzte Nicht-Identität anzuerkennen, hat, sogar in der Biologie, eine Menge wissenschaftliche Arbeit beeinträchtigt“, eig. Übersetzung). Alfred Kinsey: „Individuals“, in: Cornelia V. Christenson: *Kinsey. A Biography*, Bloomington/London 1971, S. 1-9, hier S. 5. Zitiert nach J. Edgar Bauer: „The Female Phallus: On Alfred Kinsey’s sexual vitalism, the theo-political reinstatement of the male/female divide, and the postmodern de-finitization of sexualities“, in: *Anthropo-logical Notebooks (Slovene Anthropological Society)*, Nr. XIII/1, Ljubljana, Slovenia 2007, S. 5-32. [http://www2.hu-berlin.de/sexology/BIB/femphal.htm#_edn5, abgerufen am 5.1.2013].

Letztlich ist jedoch sowohl in der Wissenschaft wie der Kunst zu entscheiden, ob frau_man die Vielfältigkeit von verkörperter Sexualität als kommensurabel ansieht oder ob die Herausforderung gerade in der Beschreibung (und Diagrammatisierung) von unendlicher oder potentieller Differenzierung liegt.

7.4 Ausblick

Christina von Braun schreibt in ihrem Text über ‚jüdische‘ und ‚christliche‘ Sexualwissenschaft: „Weil die Sexualität – als Garantin für die Kontinuität der Gemeinschaft – eine soziale Funktion hat, steht der Kodex, der das Sexualeben reguliert, auch im Zentrum jedes Gemeinschaftsgesetzes.“ Inzwischen hat die Sexualität in dieser Funktion Konkurrenz bekommen. Artifizielle Reproduktionstechnologien (ART) verändern für die, die es sich leisten können und wollen, körperliche, familiale und soziale Relationen.

Durch ihre Formalisierung erweisen sich Diagramme als gute Instrumente, um dem Informellen der zerstreuten Bio-Macht zu begegnen. Die Tatsache, dass die sexualwissenschaftlichen Diagramme sich jeweils mit ihrem juristischen oder professionellen, normativen Rahmen befassten und wenigstens mittelbar dessen Gestaltung beeinflusst haben, kann als Zeichen dafür angesehen werden.

Die Frage, wie neue Technologien in den Diagrammen wirksam werden, wird weiter zu verfolgen sein. Das betrifft das Wirksamwerden von neuen Reproduktionstechniken ebenso wie die Effekte von neuen Grafikprogrammen und Kommunikationsformen. Material, das ich auf diese Veränderungen hin zu untersuchen plane, sind neuere sexualwissenschaftliche Diagramme von Erwin Haeberle von 2005 und die diagrammatische Konzeptkunst von Teresa Burga aus den 1970er und 1980er Jahren.⁸

⁸ Vgl. Nanna Lüth: „Kunst als Proposition. Zur Frage des Archivs in den Arbeiten der peruanischen Künstlerin Teresa Burga“, erschienen im Herbst 2012 im Magazin *Springerin* 04/2012, S. 38-42.

Literatur

- Ahmed, Sara: *Queer Phenomenology. Orientations, Objects, Others*, Durham/London 2006.
- Angerer, Marie-Luise: „Der Zwang zum Bild“, in: Stiftung Deutsches Hygiene Museum: *sex. Vom Wissen und Wünschen* (Ausstellungskatalog), Ostfildern 2001.
- Ariès, Philippe; Béjin, André (Hg.): *Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit. Zur Geschichte der Sexualität im Abendland*, Frankfurt a.M. 1986.
- Artaud, Antonin: „Schluss mit dem Gottesgericht“, in: Ders.: *Schluss mit dem Gottesgericht. Das Theater der Grausamkeit. Letzte Schriften zum Theater*, München 1980, S. 7-29.
- Bader, Barbara; Janser, Andres; Kwint, Marius: *einfach komplex. Bildbäume und Baumbilder in der Wissenschaft* (Katalog zur Ausstellung im Museum für Gestaltung), Zürich 2005.
- Bal, Mieke: *Kulturanalyse*, Frankfurt a.M. 2002.
- Bal, Mieke: „Working with Concepts“, in: Pollock, Griselda (Hg.): *Conceptual Odysseys. Passages to Cultural Analysis*, London/New York 2007.
- Bal, Mieke; Bryson, Norman: „Semiotics and Art History“, in: *The Art Bulletin* 73, Nr. 2, 1991, S. 176-208.
- Balke, Friedrich: „Fluchtlinien des Staates. Kafkas Begriff des Politischen“, in: Ders., Vogel, Ludwig (Hg.): *Gilles Deleuze. Fluchtlinien der Philosophie*, München 1996, S. 150-178.
- Bancroft, John: „Kinsey and The Politics of Sex Research“, in: *Annual Review of Sex Research*. Vol. 15, 2004, S. 1-39.
- Bancroft, John: „Kinsey, Alfred Charles“, in: *Complete Dictionary of Scientific Biography*, 2008. www.encyclopedia.com/doc/1G2-2830905820.html, abgerufen am 21.12.12.
- Barthes, Roland: *Die helle Kammer, Bemerkung zur Fotografie* [1980], Frankfurt a.M. 1985.
- Barthes, Roland: „Léffet du réel“ [1968], in: *Communications*, 11, Paris 1968. S. 84-89.
- Bauer, Matthias; Ernst, Christoph: *Diagrammatik. Einführung in ein kultur- und medienwissenschaftliches Forschungsfeld*, Bielefeld 2010.
- Bauer, J. Edgar: „„Ahasverische Unruhe“ und „Menschheitsassimilation“: Zu Magnus Hirschfelds Auffassung vom Judentum“, in: Kotowski, Elke-Vera; Schoeps, Julius H. (Hg.): *Magnus Hirschfeld. Ein Leben im Spannungsfeld von Wissenschaft, Politik und Gesellschaft*, Berlin 2004, S. 271-290.
- Baumgarten, Alexander Gottlieb: *Texte zur Grundlegung der Ästhetik*, Hamburg 1983.
- Becker, Sophinette: „Tragik eines deutschen Juden. Anmerkungen zu drei politischen Schriften von Magnus Hirschfeld“, in: Seek, Andreas (Hg.): *Durch Wissenschaft zur Gerechtigkeit? Textsammlung zur kritischen Rezeption des Schaffens von Magnus Hirschfeld*, Münster 2003, S. 207-221.

- Bergermann, Ulrike: „Morphing. Profile des Digitalen“, in: Löffler, Petra; Scholz, Leander (Hg.): *Das Gesicht ist eine starke Organisation*, Köln 2004, S. 248-272.
- Bersani, Leo: „Is the rectum a grave?“ in: *October, Vol. 43, AIDS Cultural Analysis/Cultural Activism*, New York 1987.
- Bertin, Jaques: *Graphische Semiologie. Diagramme, Netze, Karten*, Berlin 1974.
- Blackless, Melanie; Charuvastra, Anthony; Derryck, Amanda; Fausto-Sterling, Anne; Lauzanne, Karl; Lee, Ellen: „How sexually dimorphic are we? Review and synthesis“, in: *American Journal of Human Biology*, 12 / 2000, S. 151–166.
- Bogen, Steffen; Thürlemann, Felix: „Jenseits der Opposition von Text und Bild. Überlegungen zu einer Theorie des Diagramms und des Diagrammatischen“, in: Patschovsky, Alexander (Hg.): *Die Bildwelt der Diagramme des Joachims von Fiore. Zur Medialität religiös-politischer Programme im Mittelalter*, Ostfildern 2003, S. 1- 22.
- Bogen, Steffen: „Schattenriss und Sonnenuhr. Überlegungen zu einer kunsthistorischen Diagrammatik“, in: *Zeitschrift für Kunstgeschichte*, 68.2, 2005, S. 153-176.
- Bogen, Steffen: „Kunstgeschichte/Kunstwissenschaft“, in: Sachs-Hombach, Klaus (Hg.): *Bildwissenschaft – Disziplinen, Themen, Methoden*, Frankfurt a.M. 2005, S. 52-67.
- Bogen, Steffen: „Verbundene Materie, geordnete Bilder. Reflexion diagrammatischen Schauens in den Fenstern von Chartres“, in: Bredekamp, Horst; Werner, Gabriele (Hg.): *Diagramme und bildtextile Ordnungen. Bildwelten des Wissens. Kunsthistorisches Jahrbuch für Bildkritik*, Berlin 2005b, S. 72-84.
- Bonhoff, Maria: *Das Diagramm*, Münster 1993.
- Bornstein, Kate: *my gender workbook*, New York/London, 1998.
- Bourdieu, Pierre: „Männliche Herrschaft revisited.“, in: *Feministische Studien*. 15/2, 1997, S. 88-99.
- Bourdieu, Pierre: *La Distinction. Critique sociale du jugement*, Paris 1979.
- von Braun, Christina: „Gibt es eine ‚jüdische‘ und ‚christliche‘ Sexualität? Sexualität und Säkularisierung“, in: Gerlach Frei, Franziska; Kreis-Schinck, Annette; Opitz, Claudia; Ziegler, Béatrice (Hg.): *Körper-Konzepte*, Münster 2003, S. 145-167.
- Brier, Jennifer: *Infectious Ideas: U.S. Political Responses to the AIDS Crisis*, Chapel Hill 2009.
- Butler, Judith: *Körper von Gewicht*, Frankfurt a.M. 1997.
- Butler, Judith: „Die Sehnsucht nach Anerkennung“, in: Dies.: *Die Macht der Geschlechternormen*, Frankfurt a.M. 2009, S. 224.
- Butler, Judith: *Undoing Gender*, London 2004.
- Campe, Rüdiger: „Vor Augen Stellen. Über den Rahmen rhetorischer Bildgebung“, in: Neumann, Gerhard (Hg.): *Poststrukturalismus. Herausforderung an die Literaturwissenschaft*, Stuttgart 1997, S. 208-225.
- Canguilhem, Georges: *Das Normale und das Pathologische*, München 1974.

- Chaperon, Sylvie: *Les origines de la sexologie, 1850-1900*, Paris 2012.
- Cressole, Michel: *Deleuze*, Paris 1973.
- Crimp, Douglas: „Promiskuität in Zeiten der Epidemie.“, in: NGBK (Hg.): *Vollbild AIDS. Eine Kunst-Ausstellung über Leben und Sterben*, Berlin 1988, S. 19-23 und 112-117.
- Daney, Serge: „Montage unerlässlich“ [1991], in: Ders.: *Von der Welt ins Bild. Augenzeugenberichte eines Cinephilen*, Blümlinger, Christa (Hg.), Berlin 2000, S. 198-210.
- Dangerous Bedfellows (Hg.): *Policing Public Sex*, Boston 1996.
- Dannecker, Martin: „Vorwort“, in: Magnus Hirschfeld (Hg.): *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen: erweiterte Ausgabe aus den Jahrgängen 1899-1923*, Frankfurt a. M./Paris 1983, S. 5-15.
- David-Ménard, Monique: *Deleuze und die Psychoanalyse*, Zürich 2009.
- Deleuze, Gilles: *Foucault*, Frankfurt a.M. 1987.
- Deleuze, Gilles; Guattari, Félix: *Tausend Plateaus*, Berlin 1992.
- Deleuze, Gilles; Guattari, Félix: *Was ist Philosophie?*, Frankfurt a.M. 2001.
- Derrida, Jacques; Stiegler, Bernard: *Echographies of Television. Filmed Interviews*, Malden/MA 2002.
- Dienel, Christiane: *Bevölkerungspolitik in Deutschland*, Berlin 2007.
- Döring, Daniela: *Zeugende Zahlen. Mittelmaß und Durchschnittstypen in Proportion, Statistik und Konfektion*, Berlin 2011.
- Dudenredaktion (Hg.): *Duden. Das Fremdwörterbuch*, 10. Aufl. Mannheim 2010.
- Duncker, Arne: *Politisches ‚Milieu‘, Familienwirklichkeit und Rechtsreform. Katholische und sozialdemokratische Positionen in der Weimarer Republik*, München 2004.
- Ebeling, Smilla; Schmitz, Sigrid (Hg.): *Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel*, Wiesbaden 2006.
- Eckert, Christina Annalena: *Intervening in Intersexualization: The Clinic and the Colony*. Dissertation, Universität Utrecht 2010.
- Eckert, Christina Annalena: *The Historicisation of the Hermaphroditic/Intersexed Body: From Medicalisation to De-Medicalisation*. Master Thesis in Gender History, University of Essex. www.aissg.org/PDFs/Eckert-Dissertation-2003.pdf, abgerufen am 10.7.12.
- Emcke, Carolin; Saar, Martin: *Eine Welt, in der Antigone am Leben geblieben wäre*. Interview mit Judith Butler, geführt am 13. Mai 2001 in Berlin. http://diskus.copyriot.com/3_01/02.htm, abgerufen am 02.12.10.
- Erhardt, Anke: *Zur Wirkung fötaler Hormone auf Intelligenz und geschlechtsspezifisches Verhalten*, Düsseldorf 1969.
- Ewald, Francois: *Der Vorsorgestaat*, Frankfurt a. M. 1993.

- Fausto-Sterling, Anne: *Sexing the body: gender politics and the construction of sexuality*, New York 2000.
- Fezer, Jesko; Wieder, Axel John: „Bilder der Planung. Visuelle Diskurse zur Gestaltung der Wirklichkeit“, in: Holert, Tom; von Osten, Marion (Hg.): *Das Erziehungsbild*, Wien 2010, S.277-293.
- Findlay, Deborah: „Discovering Sex: Medical Science, Feminism and Intersexuality“, in: *Canadian Review of Sociology and Anthropology*, Vol. 32, 1995, S. 36.
- Foucault, Michel: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt a.M. 1977.
- Foucault, Michel: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*, Frankfurt a.M. 1976/1983.
- Foucault, Michel: *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*, Frankfurt a.M. 1972.
- Foucault, Michel: „Leben machen und Sterben lassen“, in: Reinfeldt, Sebastian; Schwarz, Richard: *Michel Foucault: Biomacht*. Dissertation, Duisburg 1993, S. 27-50.
- Frege, Gottlob: *Begriffsschrift. Eine der arithmetischen nachgebildete Formelsprache des reinen Denkens*, Halle 1879.
- Friendly, Michael; Denis, Daniel J.: *Milestones in the history of thematic cartography, statistical graphics, and data visualization*, 2006.
<http://curvebank.calstatela.edu/greatlinks/milestone.pdf>, abgerufen 5.11.13.
- Funkhouser, H. Gray: „A Note on a Tenth Century Graph“, in: *Osiris*, 1 (Januar 1936).
- Früh, Dorothee: *Die Genealogie als Hilfswissenschaft der Humangenetik*:
www.genetologie.de/frueh/genealogie/html/frueh1a.html, abgerufen am 2.1.13.
- Galilei, Galileo: *Il Saggiatore* [1623], Florenz 1864.
<http://books.google.de/books?id=-U0ZAAAAYAAJ>, abgerufen 17.11.13.
- Gebhard, Paul H.; Johnson, Alan B.: *The Kinsey Data: Marginal Tabulations of the 1938-1963 Interviews Conducted by the Institute for Sex Research*, Philadelphia 1979.
- Gerhard, Ute; Link, Jürgen; Schulte-Holtey, Ernst (Hg.): *Infografiken, Medien, Normalisierung. Zur Kartografie politisch-sozialer Landschaften*, Heidelberg 2001.
- Gerhard, Ute; Link, Jürgen; Schulte-Holtey, Ernst: „Infografiken, Medien, Normalisierung – Einleitung“, in: Dies. (Hg.): *Infografiken, Medien, Normalisierung. Zur Kartografie politisch-sozialer Landschaften*, Heidelberg 2001, S. 7-22.
- Gehring, Petra: „Paradigma einer Methode. Der Begriff des Diagramms im Strukturdenken von M. Foucault und M. Serres“, in: Dies.; Keutner, Thomas; Maas, Jörg F.; Ueding, Wolfgang Maria (Hg.): *Diagrammatik und Philosophie. Akten des 1. Interdisziplinären Kolloquiums der Forschungsgruppe Philosophische Diagrammatik*. Amsterdam 1992, S. 89-105.

- Gehring, Petra; Keutner, Thomas; Maas, Jörg F.; Ueding, Wolfgang Maria (Hg.): *Diagrammatik und Philosophie. Akten des 1. Interdisziplinären Kolloquiums der Forschungsgruppe Philosophische Diagrammatik*, Amsterdam 1992.
- Gente, Peter; Paris, Heidi; Weidmann, Martin (Hg.): *Gilles Deleuze. Short Cuts*, Frankfurt a.M. 2001.
- Giardino, Valeria: „Diagrammatology: An Investigation on the Borderlines of Phenomenology, Ontology and Semiotics“, Rezension Stjernerfelt, in: *Notre Dame. Philosophical Reviews. An Electronic Journal*, 2007: <http://ndpr.nd.edu/news/23603/?id=13446>, abgerufen am 10.12.12.
- Goldschmidt, Richard: *Understanding Heredity. An Introduction to Genetics*, New York 1952.
- Gombrich, Ernst: *Die Kunst der Renaissance. Band 3: Die Entdeckung des Sichtbaren*, Stuttgart 1987.
- Goodman, Nelson: *Weisen der Welterzeugung*, Frankfurt a.M. 1990.
- Goodman, Nelson: *Sprachen der Kunst*, Frankfurt a.M. 1997.
- Goldschmidt, Richard: „Die biologischen Grundlagen der konträren Sexualität und des Hermaphroditismus beim Menschen“, in: *Archiv für Rassen und Gesellschaftsbiologie*, Nr. 12, 1916, S. 1-14.
- Gombrich, Ernst: *Das Gombrich Lesebuch. Ausgewählte Texte zu Kunst und Kultur*, Berlin 2003.
- Gormans, Andreas: „Imaginationen des Unsichtbaren. Zur Gattungstheorie des wissenschaftlichen Diagramms“, in: Holländer, Hans (Hg.): *Erkenntnis, Erfindung, Konstruktion*, Berlin 2000, S. 51-71.
- Gould, Stephen Jay: *The flamingo's smile: reflections in natural history*, New York u.a. 1987.
- Grau, Günter; Sigusch, Volkmar: „Einleitung“, in: Dies. (Hg.): *Personenlexikon der Sexualforschung*, Frankfurt a.M./New York 2009, S. 10–16.
- Haeberle, Erwin: *dtv-Atlas Sexualität*, München 2005.
- Halberstam, Judith: *In a Queer Time and Place: Transgender Bodies, Subcultural Lives*, New York 2005.
- Halbfass, Werner: „Evidenz“, in: Gründer, Karlfried; Ritter, Joachim (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 2, Basel 1972, S. 829-834.
- Hanke, Christine: „Zwischen Evidenz und Leere. Zur Konstitution von ‚Rasse‘ im physisch-anthropologischen Diskurs um 1900“, in: Dies.; Bublitz, Hannelore; Seier, Andrea: *Der Gesellschaftskörper. Die Neuordnung von Kultur und Geschlecht um 1900*, Frankfurt a.M./New York 2000, S. 179-235.
- Hanke, Christine: *Zwischen Auflösung und Fixierung. Zur Konstitution von ‚Rasse‘ und ‚Geschlecht‘ in der physischen Anthropologie um 1900*, Bielefeld 2007.
- Hanke, Christine: „The Epistemic Space of the Visual: Statistics, Astronomy and Nanospace“, in: Reiche, Claudia; Sick, Andrea (Hg.): *do not exist: europe, woman, digital medium*, Bremen 2008, S. 217-230.
- Hagner, Michael: *Der Geist bei der Arbeit. Historische Untersuchungen zur Hirnforschung*, Göttingen 2006.

Haraway, Donna: „Situierendes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive“, in: Dies.; Hammer, Carmen; Stieß, Immanuel (Hg.): *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt a.M./New York 1995, S. 73-97.

Hark, Sabine: „Umstrittene Wissensterritorien. Feminismus und Queer Theory – Reflexivität als Programm“, in: Ferdinand, Ursula; Pretzel, Andreas; Seeck, Andreas (Hg.): *Verqueere Wissenschaft?: Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Sexualreformbewegung in Geschichte und Gegenwart*, Münster 1998, S. 13-24.

Hausman, Bernice: *Changing Sex*, Durham 1995.

Heilige, Hans Dieter: „Zur Genese des informatischen Programmbegriffs. Begriffsbildung, metaphorische Prozesse, Leitbilder und professionelle Kulturen“, in: Rödiger, Karl-Heinz (Hg.): *Algorithmik – Kunst – Semiotik: Hommage für Frieder Nake*, Heidelberg 2003, S. 42-73.

Heintz, Bettina; Huber, Jörg (Hg.): *Mit dem Auge denken Strategien der Sichtbarmachung in wissenschaftlichen und virtuellen Welten*. Zürich 2001.

Hentschel, Linda: *Pornotopische Techniken des Betrachten. Raumwahrnehmung und Geschlechterordnung in visuellen Apparaten der Moderne*, Marburg 2001.

Hergemöller, Bernd-Ulrich: *Einführung in die Historiographie der Homosexualitäten*, Tübingen 1999.

Herrn, Rainer: „Magnus Hirschfeld (1868-1935)“, in: Erler, Hans; Ehrlich, Ernst Ludwig; Heid, Ludger (Hg.): *Meinetwegen ist die Welt erschaffen! Das intellektuelle Vermächtnis des Judentums. 58 Portraits*, Frankfurt a.M./New York 1997, S. 173-178.

Herrn, Rainer: „Magnus Hirschfelds Geschlechterkosmos. Die Zwischenstufentheorie im Kontext hegemonialer Männlichkeit“, in: Brunotte, Ulrike; Herrn, Rainer (Hg.): *Männlichkeit und Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900*, Bielefeld 2008, S. 173-196.

Herrn, Rainer: „Magnus Hirschfeld (Lexikonartikel)“, in: Grau, Günter; Sigusch, Volkmar (Hg.): *Personenlexikon der Sexualforschung*, Frankfurt a. M./New York 2009, S. 284-294.

Herzer, Manfred: *Magnus Hirschfeld. Leben und Werk eines jüdischen, schwulen und sozialistischen Sexologen*, 1. Aufl., Frankfurt a.M./New York 1992.

Herzer, Manfred: *Magnus Hirschfeld. Leben und Werk eines jüdischen, schwulen und sozialistischen Sexologen*, Hamburg 2001.

<http://www2.hu-berlin.de/sexology/BIB/herzer/#Judentum>, abgerufen am 9.12.2012.

Hess, Volker: „Die Bildtechnik der Fieberkurve. Klinische Thermometrie im 19. Jahrhundert“, in: Gugerli, David; Orland, Barbara (Hg.): *Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit*, Zürich 2002, S. 159-180.

Hirschauer, Stefan: *Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel*, Frankfurt a.M. 1993.

Hirschfeld, Magnus: *Geschlechtsübergänge. Mischungen männlicher und weiblicher Geschlechtscharaktere (Sexuelle Zwischenstufen)*, Leipzig 1905.

Hirschfeld, Magnus (Hg.): *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität*, Leipzig 1923.

Hirschfeld, Magnus: *Geschlechtskunde aufgrund dreißigjähriger Forschung und Erfahrung bearbeitet (Band I-V: Band I: Die körperseelischen Grundlagen, Band II: Folgen und Folgerungen, Band III: Einblicke und Ausblicke, Band IV: Bilderteil, Band V: Registerteil)*, Stuttgart 1926-1930.

Hirschfeld, Magnus: *Die Weltreise eines Sexualforschers*, Brugg (Schweiz) 1933.

Hochheimer, Wolfgang: „Aufklärung und Gegenklärung in der Sexualanthropologie“, in: *Psyche*, Heft 4/1956/57, S. 763-784.

Hoffmann, Michael H.: *Erkenntnisentwicklung. Ein semiotisch-pragmatischer Ansatz*, Frankfurt a.M. 2005.

Holert, Tom: „Bildfähigkeiten. Visuelle Kultur, Repräsentationskritik und Politik der Sichtbarkeit“, in: Ders. (Hg.): *Imagineering. Visuelle Kultur und Politik der Sichtbarkeit*, Köln 2000, S. 14-33.

Holert, Tom; von Osten, Marion (Hg.): *Das Erziehungsbild*, Wien 2010.

Holert, Tom: „Evidenz-Effekte. Überzeugungsarbeit in der visuellen Kultur der Gegenwart“, in: Bickenbach, Matthias; Fliethmann, Axel (Hg.): *Korrespondenzen: visuelle Kulturen zwischen früher Neuzeit und Gegenwart*, Köln 2002, S. 198-225.

Holert, Tom: *Regieren im Bildraum*, Berlin 2008.

Holert, Tom: „„The Only Kind of Moral Control.“ British Pop, Cultural Studies und die Frage der Medienkompetenz: Das Bild der Massenkultur als Erziehungsbild, ca. 1964“, in: Ders.; von Osten, Marion (Hg.): *Das Erziehungsbild*, Wien 2010, S. 147-182.

Horkheimer, Max: „Traditionelle und kritische Theorie (1937)“, in: Ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. 4, Frankfurt a.M. 1988.

Jäger, Siegfried: *Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung*, Duisburg 1993.

Jansen, Angela: *Handbuch der Infografik. Visuelle Information in Publizistik, Werbung und Öffentlichkeitsarbeit*, Berlin 1999.

Keller, Felix: „Sternkarten des Sozialen. Erfahrungsdruck und statistische Form“, in: Harrasser, Karin; Lethen, Helmut; Timm, Elisabeth (Hg.): *Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, Bd. 1, 2009, S. 57-69.

Kessler, Suzanne: „The Medical Construction of Gender: Case Management of Intersexed Infants“, in: *Signs. Journal of Women in Culture and Society*. Vol 16, No.1, 1990, S. 3-27.

Kant, Immanuel: *Kritik der reinen Vernunft*, Königsberg 1781.

Erstausgabe unter: www.gutenberg2000.de/kant/krva/krva.htm, abgerufen am 8.11.13.

Kinsey, Alfred C.; Pomeroy, Wardell B.; Martin, Clyde E.: *Sexual Behavior of the Human Male*, Philadelphia/London 1948, (dt.: *Das sexuelle Verhalten des Mannes*. Berlin/Frankfurt a.M. 1955).

Kinsey, Alfred C.; Pomeroy, Wardell B.; Martin, Clyde E.; Gebhard, Paul H.: *Sexual Behavior of the Human Female*, Philadelphia/ London 1953, (dt.: *Das sexuelle Verhalten der Frau*. Berlin/Frankfurt a.M. 1954).

Kinsey, Alfred C.; Pomeroy, Wardell B.; Martin, Clyde E.; Gebhard, Paul H.: „Begriff des Normalen und Abnormen im Geschlechtsverhalten“, in: Giese, Hans (Hg.): *Mensch – Geschlecht – Gesellschaft*. Frankfurt a.M. 1954, S. 849-867.

Kinsey, Alfred: „Individuals“, in: Christenson, Cornelia V.: *Kinsey. A Biography*, Bloomington/London 1971, S. 1-9.

Kirkpatrick, Clifford; Stryker, Sheldon; Buell, Philip: „An Experimental Study of Attitudes Toward Male Sex Behavior with Reference to Kinsey Findings“, in: *American Sociological Review*, 17 (October 1952), S. 580-587.

Klöppel, Ulrike: *XX0XY ungelöst. Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin. Eine historische Studie zur Intersexualität*, Bielefeld 2010.

Knorr-Cetina, Karin, „„Viskurse‘ der Physik. Konsensbildung und visuelle Darstellung“, in: Heintz, Bettina; Huber, Jörg (Hg.): *Mit dem Auge denken – Strategien der Sichtbarmachung in wissenschaftlichen und virtuellen Welten*, Zürich 2001, S. 305-320.

Kolpoth, Tanja: *Gesellschaftsbild und soziologische Theorie. Talcott Parsons' Funktionalismus im Kontext der gesellschaftlichen Entwicklung der USA in den 1950er und 1960er Jahren* (Dissertation), Kassel 2006.

www.uni-kassel.de/upress/online/frei/978-3-89958-287-1.volltext.frei.pdf, abgerufen am 31.12.12.

Kovács, László: *Medizin – Macht – Metaphern. Sprachbilder in der Humangenetik und ethische Konsequenzen ihrer Verwendung*, Frankfurt a.M. 2009.

Krämer, Sybille: „Operative Bildlichkeit. Von der ‚Grammatologie‘ zu einer ‚Diagrammatologie‘? Reflexionen über erkennendes ‚Sehen‘“, in: Heßler, Martina; Mersch, Dieter (Hg.): *Logik des Bildlichen. Zur Kritik der ikonischen Vernunft*, Bielefeld 2009, S. 94-117.

Kay, Lily E.: *Das Buch des Lebens. Wer schrieb den genetischen Code?*, Frankfurt a.M. 2005.

Latour, Bruno: „Drawing Things Together“, in: Lynch, Michael; Woolgar, Steve (Hg.): *Representation in Scientific Practice*, Cambridge Mass./London 1990.

Lackner, Michael: „Argumentations par diagrammes. une architecture à base de mots le Ximing (l'Inscription Occidentale) depuis Zhang Zai jusqu'au Yanijtu“, in: *Extrême-Orient, Extrême-Occident*, 1992, Nr. 14, S. 131-168:

www.persee.fr/articleAsPDF/oroc_0754-5010_1992_num_14_14_965/article_oroc_0754-5010_1992_num_14_14_965.pdf, abgerufen am 23.12.12.

- Lautmann, Rüdiger: *Homosexualität: Handbuch der Theorie- und Forschungsgeschichte*, Frankfurt a.M. / u.a. 1993.
- Lautmann, Rüdiger: „Mit dem Strom – gegen den Strom. Magnus Hirschfeld und die Sexualkultur nach 1900“, in: Kotowski, Elke-Vera; Schoeps, Julius H. (Hg.): *Magnus Hirschfeld. Ein Leben im Spannungsfeld von Wissenschaft, Politik und Gesellschaft*, Berlin 2004, S. 293-313.
- Laqueur, Thomas: *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*, Frankfurt a.M. 1992.
- Leeb, Susanne (Hg.): *Materialität der Diagramme. Kunst und Theorie*, Berlin 2012.
- Lepenius, Wolfgang: *Das Ende der Naturgeschichte, Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts*, München 1978.
- Lethen, Helmut; Timm, Elisabeth (Hg.): *Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, Bd. 1, 2009, S. 57-69.
- Lethen, Helmut: „Der Stoff der Evidenz“, in: Cuntz, Michael; Nitsche, Barbara; u.a. (Hg.): *Die Listen der Evidenz*, Köln 2006, S. 65–85.
- Leuenberger, Hans Dieter: *Schule des Tarot, Bd. I: Das Rad des Lebens - Ein praktischer Weg durch die große Arkana*, 1. Aufl., Freiburg 1981/1982, zitiert nach 5. Aufl. 1988.
- Leuenberger, Hans Dieter: *Schule des Tarot, Bd. II: Der Baum des Lebens – Tarot und Kabbala*, 1. Aufl., Freiburg 1981/1982, zitiert nach 3. Aufl. 1987.
- Link, Jürgen: „Das ‚normalistische‘ Subjekt und seine Kurven. Zur symbolischen Visualisierung orientierender Daten“, in: Gugerli, David; Orland, Barbara (Hg.): *Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit*, Zürich 2002, S. 107-128.
- Link, Jürgen: *Literaturwissenschaftliche Grundbegriffe: eine programmierte Einführung auf strukturalistischer Basis*, München 1990.
- Link, Jürgen: *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*, 2. Aufl., Opladen/Wiesbaden 1998.
- Link, Jürgen: *Versuch über den Normalismus: Wie Normalität produziert wird*, 3. Aufl., Opladen/Wiesbaden 1999.
- Long, Kathleen Perry: „Sexual Dissonance: Early Modern Scientific Accounts of Hermaphrodites“, in: Platt, Peter G. (Hg.): *Wonders, Marvels, and Monsters in Early Modern Culture*, London 1999, S.145–163.
- Lorenz, Renate: *Aufwändige Durchquerungen. Subjektivität als sexuelle Arbeit*, Bielefeld 2009.
- Lüth, Nanna: „Die Lindellmaschine“, In: Scheich, Elvira; Wagels, Karen Wagels (Hg.): *Körper, Raum, Transformation. gender-Dimensionen von Natur und Materie*, Münster 2011, S. 64-89.
- Lüth, Nanna: *if or else oder die andere Bedingung*. Master-Thesis am Institut für Kunst im Kontext, Universität der Künste, Berlin 2003.

Lüth, Nanna: „Kunst als Proposition. Zur Frage des Archivs in den Arbeiten der peruanischen Künstlerin Teresa Burga“, in: *Springerin* 04/12, Wien 2012, S. 38-42.

Lüth, Nanna: „queens of kunstvermittlung“, in: NGBK (Hg.): *Kunstcoop*©, Berlin 2002, S. 60-76.

Mehrtens, Herbert: „Unser geistiger Homosexualismus ist auch eine Verirrung! Geschlecht als Thema der Naturwissenschaftsgeschichte“, in: Meinel, Christoph; Renneberg, Monika (Hg.): *Geschlechterverhältnisse in Medizin, Naturwissenschaft und Technik*, Stuttgart 1996, S. 43-54.

Mehrtens, Herbert: „Bilder der Bewegung - Bewegung der Bilder: Frank B. Gilbreth und die Visualisierungstechniken des Bewegungsstudiums“, in: Bredekamp, Horst; Fischel, Angela; Schneider, Birgit; Werner, Gabriele (Hg.): *Bilder in Prozessen. Bildwelten des Wissens. Kunsthistorisches Jahrbuch für Bildkritik*, Bd. 1,1, Berlin 2003, S. 44-53.

Mehrtens, Herbert: „Kontrolltechnik Normalisierung. Einführende Überlegungen“, in: Sohn, Werner; Merthens, Herbert (Hg.): *Normalität und Abweichung, Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft*, Wiesbaden 1999.

Mehrtens, Herbert; Sohn, Werner (Hg.): *Normalität und Abweichung, Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft*, Wiesbaden 1999.

Meyerowitz, Joanne: „Beyond the Feminine Mystique: A reassessment of Postwar Mass Culture“, in: *The Journal of American History*, Vol. 79, No. 4, 1993, S. 1455-1482.

Meyers Lexikonredaktion: „Evidenz“ (Lexikoneintrag), in: *Meyers Grosses Taschenlexikon*, 2. Aufl., Bd. 6, Mannheim/Wien/Zürich 1987.

Meyers Lexikonredaktion: „Konditionieren“ (Lexikoneintrag), in: *Meyers Grosses Taschenlexikon*, 2. Aufl., Bd. 12, Mannheim/Wien/Zürich 1987.

Meynem, Gloria: „Falsche Bilder“, in: Velminski, Wladimir; Werner, Gabriele (Hg.): *Mathematische Forme(l)n. Bildwelten des Wissens. Kunsthistorisches Jahrbuch für Bildkritik*, Bd. 7,2. Berlin 2010, S. 43-61.

Mitchell, William J.: *Bildtheorie*, Frankfurt a.M. 2008.

Möhring, Maren; Sabisch, Petra; Wiese, Doro: „Nur war es ihr manchmal unangenehm, dass sie nicht auf dem Kopf gehen konnte. Szenarien zur Textur des Körpers“, in: Heidel, Ulf; Micheler, Stefan; Tuidier, Elisabeth (Hg.): *Jenseits der Geschlechtergrenzen. Sexualitäten, Identitäten und Körper in Perspektiven der Queer Studies*, Hamburg 2001, S. 311-329.

Money, John: „Hermaphroditism“, in: Ellis, Albert; Abarbanel, Albert (Hg.): *The Encyclopedia of Sexual Behaviour*, New York, 1973, S. 479.

Money, John; Erhardt, Anke: *Männlich - Weiblich. Die Entstehung der Geschlechtsunterschiede*, Hamburg, 1975.

Moretti, Franco: *Kurven, Karten, Stammbäume. Abstrakte Modelle für die Literaturgeschichte*, Frankfurt a.M. 2009.

Munoz, José Esteban: *Disidentifications. Queers of Color and the Performance of Politics*, Minneapolis 1997.

Musser, Amber: „Masochism: A Queer Subjectivity?“, in: *Rhizome*, 11/12, 2005/6.
www.rhizomes.net/issue11/musser.html, abgerufen 29.12.10.

Neuber, Harald: „Aids-Politik in den USA: ‚Der Zorn Gottes‘“, in: *Ärzteblatt-Online*, Oktober 2004:
www.aerzteblatt.de/v4/archiv/artikeldruck.asp?id=43800, abgerufen 7.11.12.

zur Nieden, Susanne: *Erbbiologische Forschungen zur Homosexualität an der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie während der Jahre des Nationalsozialismus. Zur Geschichte von Theo Lang*, Berlin 2005.

Nikolow, Sybilla: „Die Versinnlichung von Staatskräften. Statistische Karten um 1800“, in: *traverse 3*, Zürich 1999, S. 63–82.

Nikolow, Sybilla: „Imaginäre Gemeinschaften. Statistische Bilder der Bevölkerung“, in: Hessler, Martina (Hg.): *Konstruierte Sichtbarkeiten. Wissenschafts- und Technikbilder seit der Frühen Neuzeit*, München 2006, S. 263-278.

Öhlschläger, Claudia: „Evidenz und Ereignis. Musils poetische ‚Momentaufnahmen‘ im Kontext der Moderne“, in: Pfothner, Helmut; Riedel, Wolfgang; Schneider, Sabine (Hg.): *Poetik der Evidenz. Die Herausforderung der Bilder in der Literatur um 1900*, Würzburg 2005, S. 203-216.

O’Hara, Robert J.: „Telling the tree: narrative representation and the study of evolutionary history“, in: *Biology and Philosophy*, 7(2), 1992. S. 135-160.

O’Hara, Robert J.: „Population Thinking and tree thinking in systematics“, in: *Zoological Scripts 26*, 1998 S. 323-329.

Panofsky, Erwin: „Ikonographie und Ikonologie“ (1939/57), in: Kaemmerling, Ekkehard (Hg.): *Ikonographie und Ikonologie. Theorien, Entwicklungen, Probleme*, Köln 1979a, S. 207-225.

Panofsky, Erwin: „Zum Problem der Beschreibung und Inhaltsdeutung von Werken in der bildenden Kunst“ (1932), in: Kaemmerling, Ekkehard (Hg.): *Ikonographie und Ikonologie. Theorien, Entwicklungen, Probleme*, Köln 1979b, S. 185-206.

Peters, Kathrin: *Rätselbilder des Geschlechts. Körperwissen und Medialität um 1900*, Zürich 2010.

Peirce, Charles S.: „Logic as Semiotic: The Theory of Signs“, in: Ders., hg. von Buchler, Justus: *Philosophical Writings of Peirce*, New York 2011.

Peirce, Charles Sanders: *Collected Papers, Bde. 1–6*, Cambridge/Mass. 1931-35.

Peirce, Charles Sanders: *Semiotischen Schriften 1–3*, Frankfurt a. M. 2000.

Peters, Sibylle; Schwärzer, Martin Jörg: „Intellektuelle Anschauung – unmögliche Evidenz“, in: Dies. (Hg.); *Intellektuelle Anschauung. Figurationen von Evidenz zwischen Kunst und Wissen*, Bielefeld 2006, S. 9-21.

Pietarinen, Ahti-Veikko: *Signs of Logic. Peircean Themes on the Philosophy of Language, Games and Communication*, Dordrecht 2006.

Playfair, William: *The Commercial and Political Atlas; Representing, by Means of Stained Copper-Plate Charts, the Exports, Imports, and General Trade of England, at a Single View. To Which are Added, Charts of the Revenue and Debts of Ireland, Done in the Same Manner by James Corry*, London 1786.

Pomeroy, Wardell B.; Flax, Carol C.; Wheeler, Connie Christine: *Taking a Sex History - Interviewing and Coding*, New York 1982.

Pörksen, Uwe: *Weltmarkt der Bilder. Eine Philosophie der Visiotype*, Stuttgart 1997.

Prickett, David James: *Body Crisis, Identity Crisis: Homosexuality and Aesthetics in Wilhelmine- and Weimar Germany* (Dissertation), Cincinnati 2003.

Preciado, Beatriz: *Kontrasexuelles Manifest*, Berlin 2003.

Reiche, Claudia; Sick, Andrea (Hg.): *do not exist: europe, woman, digital medium*, Bremen 2008.

Reiche, Reimut: „Die Aufnahme der Kinsey-Berichte“, in: *Das Argument. Sexualität und Herrschaft*. Heft 4, Berlin 1965, S. 15-34.

Rheinberger, Hans-Jörg: *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*, Göttingen 2001.

Reumann, Miriam G.: *American Sexual Character. Sex, Gender and National Identity in the Kinsey Reports*, Berkeley/Los Angeles/London 2005.

Ruf, Simon: *Fluchtlinien der Kunst. Ästhetik, Macht, Leben bei Gilles Deleuze*, Würzburg 2003.

Runte, Annette: „Zwischenstufen, Häufungskurven, Drehpunkt- und Pfadwegmodelle. Über moderne Topographien geschlechtlicher Devianz und ihre ‚trans-sexuelle‘ Normalisierung“, in: Gerhard, Ute; Link, Jürgen; Schulte-Holtey, Ernst (Hg.): *Infografiken, Medien, Normalisierung. Zur Kartografie politisch-sozialer Landschaften*, Heidelberg 2001, S. 265-293.

Said, Edward: „Travelling Theory“, in: Ders.: *The World, the Text and the Critic*, Cambridge 1983, S. 226-247.

von Samsonow, Elisabeth: „Die verrutschte Vulva“, in: Dies.; Guth, Doris (Hg.): *SexPolitik. Lust zwischen Restriktion und Subversion*, Wien 2001, S. 159-180.

Schade, Sigrid: „What do ‚Bildwissenschaften‘ want? In the Vicious Circle of Pictorial and Iconic Turns“, in: Imesch, Kornelia; John, Jennifer; Mondini, Daniela; Schade, Sigrid; Schweizer, Nicole (Hg.): *Inscriptions/Transgressions. Kunstgeschichte und Gender Studies*, Bern 2008, S. 31-51.

Schade, Sigrid; Wenk, Silke: *Studien zur visuellen Kultur. Einführung in ein transdisziplinäres Forschungsfeld*, Bielefeld 2011.

Schaffer, Johanna: *Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Arbeit an den visuellen Strukturen der Anerkennung*, Bielefeld 2008.

Schieberding, Londa: *Frauen forschen anders: wie weiblich ist die Wissenschaft?*, München 2000.

Schiffer, Stefan: „Visuelle Programmierung – Potential und Grenzen“, in: Mayr, Heinrich C. (Hg.): *Beherrschung von Informationssystemen*, Oldenburg 1996, S. 267-286:
www.swe.uni-linz.ac.at/people/schiffer/se-96-19/se-96-19.htm, abgerufen am 10.7.10.

Schmidt, Gunter: „Alfred C. Kinsey (Lexikonartikel)“, in: Grau, Günter; Sigusch, Volkmar (Hg.): *Personenlexikon der Sexualforschung*, Frankfurt a. M./New York 2009, S. 350-359.

Schmidt-Burckhardt, Astrit: *Stammbäume der Kunst. Zur Genealogie der Avantgarde*, Berlin 2005.

Schmidt-Burckhardt, Astrit: *Die Kunst der Diagrammatik. Perspektiven eines bildwissenschaftlichen Paradigmas*, Bielefeld 2012.

Schmitz, Sigrid: „Frauen- und Männergehirne. Mythos und Wirklichkeit?“, in: Dies.; Ebeling, Smilla (Hg.): *Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel*, Wiesbaden 2006, S. 211-234.

Schmitz-Berning, Cornelia: *Vokabular des Nationalsozialismus*, Berlin/New York 2000.

Schneider, Irmela: „Die Liste siegt“, in: Cuntz, Michael; Nitsche, Barbara; Otto, Isabell; Spaniol, Marc (Hg.): *Die Listen der Evidenz*, Köln 2006, S. 53-63.

Schneider, Irmela: „Listen der Evidenz“, in: *Transkriptionen. Newsletter des kulturwissenschaftlichen Forschungskollegs „Medien und kulturelle Kommunikation*, SFB/FK 427, Nr. 4, Köln 2004.

Schneider, Manfred: „Leporellos Amt. Das Sekretariat der Sekrete“, in: Siegert, Bernhard; Vogl, Joseph (Hg.): *Europa. Die Kultur der Sekretäre*, Zürich/Berlin 2003, S. 147- 162.

Scholem, Gershom: *Zur Kabbala und ihrer Symbolik*, Frankfurt a.M. 1998.

Seeck, Andreas: „Das Verhältnis von Wissenschaft und Politik im Selbstverständnis der Sexualwissenschaft“, in: Ferdinand, Ursula; Pretzel, Andreas; Seeck, Andreas (Hg.): *Verqueere Wissenschaft? Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Sexualreformbewegung in Geschichte und Gegenwart*, Münster 1998, S. 199-212.

Seeck, Andreas: „Einführung“, in: Ders. (Hg.): *Durch Wissenschaft zur Gerechtigkeit? Textsammlung zur kritischen Rezeption des Schaffens von Magnus Hirschfeld*, Münster/Hamburg/London 2003, S. 7-23.

Seeck, Andreas: „Aufklärung oder Rückfall? Das Projekt der Etablierung einer ‚Sexualwissenschaft‘ und deren Konzeption als Teil der Biologie (1998)“, in: Ders. (Hg.): *Durch Wissenschaft zur Gerechtigkeit? Textsammlung zur kritischen Rezeption des Schaffens von Magnus Hirschfeld*, Münster/Hamburg/London 2003, S. 173 – 205.

Shilts, Randy: *AIDS. Die Geschichte eines großen Versagens*, München 1988; im Original: *And The Band Played On: politics, people, and the AIDS epidemic*, New York 1987.

Sick, Andrea: *Kartenmuster. Bilder und Wissenschaft in der Kartografie*, Dissertation, Hamburg 2003: <http://ediss.sub.uni-hamburg.de/volltexte/2004/1179/pdf/dissertation.pdf>, abgerufen am 25.11.12.

Siegmund, Judith: *Artikel Evidenz (ikonisch) im Glossar der Bildphilosophie*: www.gib.uni-tuebingen.de/netzwerk/glossar/, abgerufen am 25.12.12.

Siegmund, Judith: *Die Evidenz der Kunst*, Bielefeld 2007.

Sigusch, Volkmar: "‘Man muß Hitlers Experimente abwarten‘. Magnus Hirschfeld und die Hirschfeld-Renaissance (1985/1990)", in: Seeck, Andreas (Hg.): *Durch Wissenschaft zur Gerechtigkeit. Textsammlung zur kritischen Rezeption des Schaffens von Magnus Hirschfeld*, Münster/Hamburg/London 2003, S. 63-68.

Sigusch, Volkmar: *Neosexualitäten: Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion*, Frankfurt a.M. 2005.

Spence, Ian: *William Playfair and the Psychology of Graphs*, Toronto 2006: [http://www.psych.utoronto.ca/users/spence/Spence%20\(2006\).pdf](http://www.psych.utoronto.ca/users/spence/Spence%20(2006).pdf), abgerufen 5.11.13.

Stjernfelt, Frederik: *Diagrammatology. An investigation on the borderlines of phenomenology, ontology and semiotics*, Dordrecht 2007.

Stjernfelt, Frederik: „Die Vermittlung von Anschauung und Denken: Semiotik bei Kant, Cassirer und Peirce“, in: *Zeitschrift für Semiotik*, Band 22, Heft 3-4, Tübingen 2000, S. 341-368.

Stückelberger, Alfred: *Bild und Wort. Das illustrierte Fachbuch in der antiken Naturwissenschaft, Medizin und Technik*, Mainz 1994.

Sykora, Katharina: „Umkleidekabinen des Geschlechts. Fotografiertes Hermaphroditismus bei Magnus Hirschfeld“, in: NGBK (Hg.): *1-0-1 intersex. Das Zwei-Geschlechter-System als Menschenrechtsverletzung*, Berlin 2005, S. 44-54.

Tanner, Jakob: „Wirtschaftskurven. Zur Visualisierung des anonymen Marktes“, in: Gugerli, David; Orland, Barbara (Hg.): *Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit*, Zürich 2002, S. 129-157.

Timerding, Heinrich E.: „Sexualethik und Sexualreform“, in: Marcuse, Max (Hg.): *Handwörterbuch der Sexualwissenschaften*, Berlin 1926, S. 710-718.

Trettin, Käthe: *Die Logik und das Schweigen: zur antiken und modernen Epistemotechnik*, Weinheim 1991.

Tufte, Edward: *The Visual Display of Quantitative Information*, Cheshire, CT 1983.

Tufte, Edward: *Visual and Statistical Thinking: Displays of Evidence for Making Decisions*, Cheshire, CT 1997.

Turing, Alan: „Über berechenbare Zahlen mit einer Anwendung auf das Entscheidungsproblem“, in: Dotzler, Bernhard; Kittler, Friedrich (Hg.): *Alan M. Turing: Intelligence Service. Schriften*, Berlin 1987, S. 17-60.

Voß, Heinz-Jürgen: „Angeboren oder entwickelt? Zur Biologie der Geschlechtsentwicklung“, in: *Genethischer Informationsdienst - GiD Spezial*, Nr. 9, Dezember 2009: <http://dasendedessex.blogspot.de/images/voss2009GIDangeborenerentwickelt.pdf>, abgerufen am 31.12.12.

Voss, Julia: *Darwins Bilder. Ansichten der Evolutionstheorie 1837-1874*, Frankfurt a.M. 2007.

Wagner, Simon: *Organlosigkeit als Organ-Werden. Ansätze zu einer Organphilosophie*, Wien 2003: <http://simon.wwwagner.org/texts/Organlosigkeit.html>, abgerufen am 15.12.12.

Weinbaum, Alys: *Wayward reproductions: Genealogies of Race and Nation in Transatlantic Modern Thought*, Durham 2004.

Weininger, Otto: *Geschlecht und Charakter*, Wien/Leipzig 1920.

Wenk, Silke: „Repräsentation in Theorie und Kritik: zur Kontroverse um den ‚Mythos des ganzen Körpers‘“, in: Zimmermann, Anja (Hg.): *Kunstgeschichte und Gender*, Berlin 2005, S. 99-113.

Wolff, Charlotte: *Magnus Hirschfeld. A Portrait of a Pioneer in Sexology*, London 1986.

Wolf, Walter: „Erblichkeitsuntersuchungen zum Problem der Homosexualität“, in: *Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten*, Band 73, Heft 1, Berlin/Heidelberg 1925, S. 1-12: <http://link.springer.com/article/10.1007/BF01845117>, abgerufen am 5.12.12.

Zerbst, Marion; Waldmann, Werner: *DuMonts Handbuch Zeichen und Symbole. Herkunft, Bedeutung, Verwendung*, Köln 2003.

Websites, nach Stichworten sortiert:

Clyde, Martin:

http://en.wikipedia.org/wiki/Clyde_Martin, abgerufen am 17.12.12.

Druckerlaubnis für ein Buch nach geltendem Kirchenrecht:

www.kathpedia.com/index.php?title=Druckerlaubnis, abgerufen 26.11.12.

Ehrhardt, Anke:

http://en.wikipedia.org/wiki/Anke_Ehrhardt und

http://asp.cumc.columbia.edu/facdb/profile_list.asp?uni=aae1&DepAffil=Psychiatry, beide abgerufen am 7.12.12.

Entwicklungsbiologie:

www.who.int/genomics/gender/en/index1.html, abgerufen am 2.1.13.

Gallwespen:

<http://de.wikipedia.org/wiki/Gallwespen>, abgerufen am 17.12.12.

Gebhard, Paul:

http://en.wikipedia.org/w/index.php?title=Paul_Gebhard und

www.pbs.org/wgbh/amex/kinsey/peopleevents/p_circle.html, abgerufen am 17.12.12.

Hirschfeld, Magnus:

www.hirschfeld.in-berlin.de/institut/de/theorie/theo_07.html, abgerufen am 3.12.12.

Homosexualität:

<http://en.wikipedia.org/wiki/Homosexuality>, abgerufen am 1.1.13.

International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems (ICD):

www.who.int/classifications/icd/en, abgerufen am 2.1.13.

IT-Wissen:

www.itwissen.info/definition/lexikon/Splitter-splitter.html, abgerufen am 3.12.12.

Juttas Zitateblog:

<http://juttas-zitateblog.blogspot.de/2011/12/galileis-zitat-uber-die-sprache-des.html>, abgerufen am 17.11.13.

Suffix ‚-ismus‘:

<http://de.wikipedia.org/wiki/Ismus>, abgerufen am 10.12.12.

Kalter Krieg:

www.geschichtsverein-koengen.de/KalterKrieg.htm, abgerufen am 30.12.12.

Pomeroy, Wardell:

http://en.wikipedia.org/wiki/Wardell_B._Pomeroy und

www.pbs.org/wgbh/amex/kinsey/peopleevents/p_circle.html, abgerufen am 17.12.12.

‚Rassentrennung‘:

http://de.wikipedia.org/wiki/Jim_Crow, abgerufen am 19.12.12.

Sexuelle Handlungen – Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich (1871):
<http://de.wikisource.org/wiki/>, abgerufen am 10.12.12.

Taxonomie:
<http://de.wikipedia.org/wiki/Taxonomie>, abgerufen am 18.12.12.

trans*_homo - von lesbischen Trans*schwulen und anderen Normalitäten.
Ausstellung im Schwulen Museum Berlin, 17. August – 17. November 2012:
www.transhomo.de/ausstellung.html, abgerufen am 17.11.12.

TransInterQueer:
www.transinterqueer.org, abgerufen am 6.12.12.

Turing, Alan / Turings Ausschluss von der Arbeit am Manchester-Mark-1-Computer:
www.heise.de/newsticker/meldung/Intelligenz-ist-ein-soziales-Produkt-Alan-Mathison-Turing-zum-100-Geburtstag-1624584.html, abgerufen am 16.12.12.

‚Women in War - Jobs‘:
<http://einestages.spiegel.de/s/tb/25965/1/rosie-the-riveter-frauen-in-der-ruestungsindustrie-im-zweiten-weltkrieg.html>, abgerufen 30.12.12.

XY-Frauen:
www.xy-frauen.de, abgerufen am 30.11.13.

Zoning:
http://de.wikipedia.org/wiki/Zoning_Resolution, abgerufen am 29.12.12.

Bildnachweis:

Abb. 1: Anonym, *Planetenbewegungen, die in einem Gitternetz eingetragen sind, um sie vergleichen zu können* (10./11. Jahrhundert). Aus: Edward Tufte: *The Visual Display of Quantitative Information*, Cheshire, CT 1983, S. 28.

Abb. 2: Andreas Vesalius, *Illustration über die Nerven* (1543).
Aus: Ders.: *De Humani Corporis Fabrica*, Basel 1543, S. 353-354.
[<http://quod.lib.umich.edu/w/wantz/images/vesdp03.jpg>, abgerufen am 5.11.13].

Abb. 3: Jacob Leupold, *Maschinen die Friktion zu untersuchen* (1724). Aus: Ders.: *Theatrum Machinarvm Generale. Schau-Platz Des Grundes Mechanischer Wissenschaften*, Leipzig 1724.
[www.deutschestextarchiv.de/book/view/leupold_theatrum_1724?p=294, abgerufen am 5.11.13].

Abb. 4: William Playfair, *Darstellung der ökonomischen Prosperität der Nationen* (1802).
[http://www.math.usu.edu/%7Eesymanzik/papers/2009_cost/Playfair_Plate2_Decline.gif, abgerufen am 5.11.13].

Abb. 5: Galileo Galilei, *Darstellung des Kopernikanischen Weltbildes* (1632), um 90 Grad gedreht.
[www.heritage-images.com, abgerufen am 5.11.13].
Credit: Ann Ronan Picture Library / Heritage Images.

Abb. 6: Desktop / Interface des *Apple Macintosh* (1984). Aus: Francis Hunger: *Computer als Männermaschine. Computer in einem patriarchalen und kapitalistischen Kontext*, Diplomarbeit an der HGB Leipzig, November 2002, S. 31.

Abb. 7: Dianne DiMassa: *The Not-So-Difficult Puzzle After All* (1998). Aus: Kate Bornstein: *my gender workbook*, London/New York, 1998, S. 25.

Abb. 8: Matthias Grünewald, *Auferstehung Christi* (um 1528),
Öl auf Holz, 292x167 cm, Detail. Isenheimer Altar, erste Öffnung, Unterlindenmuseum, Colmar/F
Aus: Silke Wenk, Sigrid Schade: *Studien zur visuellen Kultur*, Bielefeld 2011, S. 75.

Abb. 9: Magnus Hirschfeld, *Intersexuelles Konstitutions- und Variationsschema* (1923).
Aus: Ders. (Hg.): *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität*, Leipzig 1923, S. 23.

Abb. 10: *Der Lebensbaum mit den zehn Sephiroth* (2003).
Aus: Marion Zerbst, Werner Waldmann: *DuMonts Handbuch Zeichen und Symbole. Herkunft, Bedeutung, Verwendung*, Köln 2003, S. 121.

Abb. 11: Magnus Hirschfeld, *Intersexuelle Familie „Fenn“* (1927/1930).
Aus: Ders.: *Geschlechtskunde aufgrund dreißigjähriger Forschung und Erfahrung bearbeitet*, Bd. IV: Illustrationen, Stuttgart 1930, S. 323.

Abb. 12: Richard Goldschmidt, *Genealogie einer Familie mit erblicher Intersexualität* (1932).
Aus: Ders.: *Déterminisme du sexe*, Paris 1931, S. 12.

Abb. 13: Ausschnitt Legende und Symbole der Grafik *Intersexuelle Familie „Fenn“* (1927).
Aus: Magnus Hirschfeld: *Geschlechtskunde aufgrund dreißigjähriger Forschung und Erfahrung bearbeitet*, Bd. IV: Illustrationen, Stuttgart 1930, S. 323.

Abb. 14: *Familiäre Anlage zur Musik* (1930).

Aus: Magnus Hirschfeld: *Geschlechtskunde aufgrund dreißigjähriger Forschung und Erfahrung bearbeitet*, Bd. IV: Illustrationen, Stuttgart 1930, S. 322.

Abb. 15: Textabschnitt mit der Berechnung aus *Geschlechtskunde, Band I* (1926).

Aus: Magnus Hirschfeld: *Geschlechtskunde aufgrund dreißigjähriger Forschung und Erfahrung bearbeitet*, Bd. I: Die körperseelischen Grundlagen, Stuttgart 1926, S. 572.

Abb. 16: Ausschnitt der Berechnung aus der Grafik *Intersexuelle Familie „Fenn“* (1927).

Aus: Magnus Hirschfeld: *Geschlechtskunde aufgrund dreißigjähriger Forschung und Erfahrung bearbeitet*, Bd. IV: Illustrationen, Stuttgart 1930, S. 323.

Abb. 17: Alfred Kinsey, Wardell Pomeroy, Clyde Martin, *Principle involved in a twelve-way breakdown* (1948). Aus: Dies: *Sexual Behavior in the Human Male (SBM)*, Philadelphia/London 1948, S. 80.

Abb. 18: Alfred Kinsey, Wardell Pomeroy, Clyde Martin, *Sample history in code* (1948). Aus: Dies.: *SBM*, S. 72, sowie *Sexual Behavior in the Human Female (SBF)*, Philadelphia/London 1953, S. 60.

Abb. 19: Robert J. O'Hara, *Das Problem differentieller Auflösung, illustriert an einem voll aufgelösten Baum mit 63 Kladen (a) und drei der möglichen Vereinfachungen dieses Baumes (b-d)*. (1992). Aus: Ders.: „Telling the tree: narrative representation and the study of evolutionary history.“ In: *Biology and Philosophy*, 7(2), 1992, S. 135-160, hier S. 150.

Abb. 20: Alfred Kinsey, Wardell Pomeroy, Clyde Martin, *Principle involved in a twelve-way breakdown / Ausschnitt* (1948). Aus: Dies: *SBM* 1948, S. 80.

Abb. 21: Alfred Kinsey, Wardell Pomeroy, Clyde Martin, Paul Gebhard, *Accumulative incidence: noturnal dreams to orgasm, by religious group* (1953). Aus: Dies.: *SBF* 1953, S. 204.

Abb. 22: Alfred Kinsey, Wardell Pomeroy, Clyde Martin, *Masturbation: Individual variation in frequencies at ages adolescent-15 and 16-20, for three educational levels* (1948). Aus: Dies: *SBM* 1948, S. 504.

Abb. 23: John Money, Anke Ehrhardt, *Diagram to illustrate the sequential and interactional components of gender-identity differentiation* (1972). Aus: Dies.: *Man & Woman, Boy & Girl. Differentiation and dimorphism of gender identity from conception to maturity*, Baltimore 1975, S. 3.

Abb. 24: *Strecke des Olympischen Fackellaufs*, GB (2012).

[<http://i2.mirror.co.uk/incoming/article839733.ece/ALTERNATES/s615b/Olympic+Torch+route>, abgerufen am 26.11.12].

Abb. 25: John Lindell, *Untitled*, Installationsansicht, Galerie Analix Forever, Genf (1994).
Courtesy: John Lindell.

Abb. 26: Diagrammatische Darstellung einer Programmstruktur: *Annähernd flächengleiche Darstellung von textuellem und graphischem Programmcode der gleichen Funktion*. Abbildung 3 aus Stefan Schiffer: „Visuelle Programmierung - Potential und Grenzen“, in: Heinrich C. Mayr (Hg.): *Beherrschung von Informationssystemen*, Oldenburg 1996, 267-286.

[www.swe.uni-linz.ac.at/people/schiffer/se-96-19/se-96-19.htm, abgerufen am 10.7.10].

Abb. 27: John Lindell, *Genital and Erogenous Zone Template / Ausschnitt*, (ca. 1988).
Courtesy: John Lindell.

Abb. 28: John Lindell, *Untitled*, Installationsansicht (im Vordergrund: *Social Sculpture #6*), Galerie Analix Forever, Genf (1994). Courtesy: John Lindell.

Abb. 29: Entwurf zu einer Wandzeichnung von John Lindell (undatiert). Courtesy: John Lindell.

Abb. 30: Abbildung aus *Alan M. Turing's Ace Report of 1946 and Other Papers* (Charles Babbage Institute reprint series for the History of Computing, Vol. 10), Cambridge 1986, S. 67.

Abb. 31: Beatrix Preciado, *Dildotopia / Ausschnitt* (2003).

Aus: Dies.: *Kontrasexuelles Manifest*, Berlin 2003, S. 36.

Abb. 32: John Lindell, *DS-21*, Wandzeichnung 200 x 300 cm, in der Ausstellung *AIDS Worlds*, kuratiert von Frank Wagner, Centre d'Art Contemporain, Genf (1998). Courtesy: John Lindell.

Abb. 33: Alan M. Turing, *Abbildung einer Programmschleife* (1969/1987).

Aus: Ders.: *Intelligence Service* (hgg. von Kittler; Dotzler), Berlin 1987, S. 94.

Bildanhang

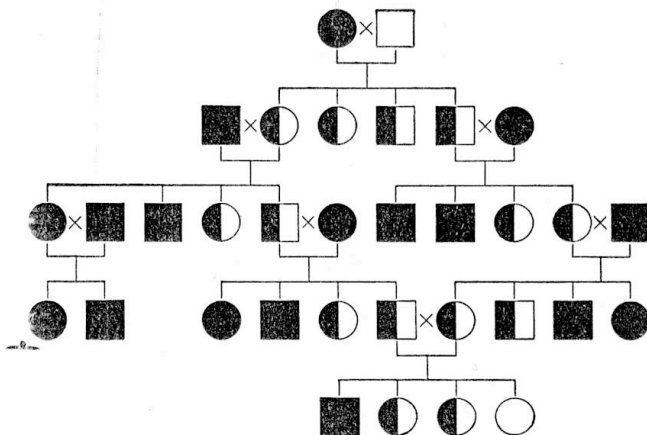


FIG. 23. Pedigree of a recessive human trait. Black is the normal dominant phenotype; black-white, the heterozygous individuals. White is the recessive trait, always homozygous if visible. (This is not the usual way of drawing a recessive pedigree, but rather one meant to make the facts at once visible. The usual way is to draw the abnormal black and all normals white, i.e., in this case, all would be marked white except the 2 white persons in the figure, the male at the top and the female at the bottom, the 2 homozygous recessives, who would be marked black.)

Abb. 34: Richard Goldschmidt, *Pedigree of a recessive human trait* (1952).

Aus: Ders.: *Understanding Heredity. An Introduction to Genetics*, New York 1952, S. 74.

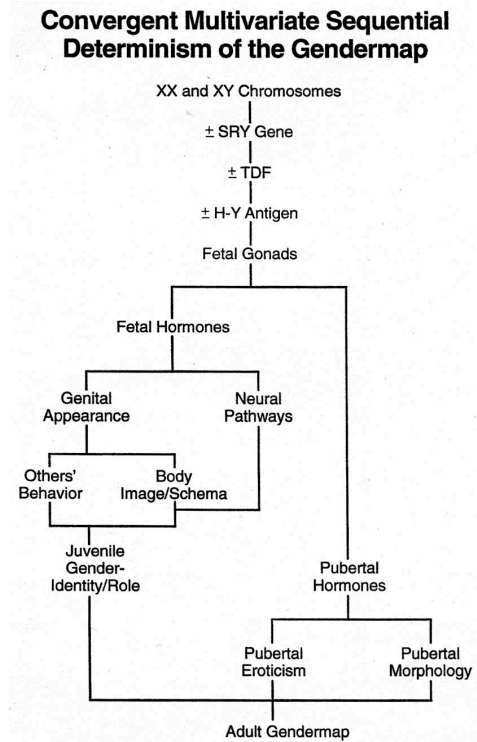
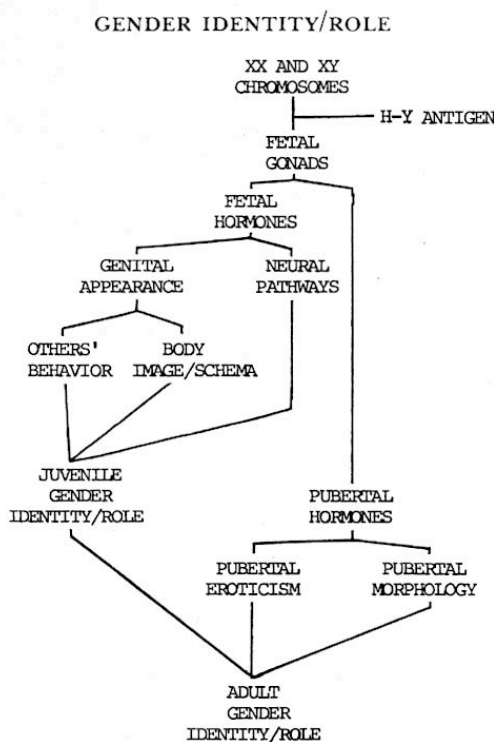


Abb. 35 (links): John Money, *Developmental sequence and differentiation of gender identity/role (G I/R)* (1980). Aus: Ders.: *Love and Love Sickness. The Science of Sex, Gender Difference and Pairbonding*, Baltimore 1980, S. 16.

Abb. 36 (rechts): John Money, *Convergent Multivariate Sequential Determinism of the Gendermap* (1995). Aus: Ders.: *Gendermaps: social constructionism, feminism, and sexosophical history*, New York 1995, S. 98.

Dank

Ich möchte mich sehr herzlich bei allen bedanken, die mich beim Schreiben der Dissertation unterstützt und begleitet haben:

Silke Wenk, Herbert Mehrrens

Lieselotte Lüth-Hellenthal und Peter Lüth, Wiebke Trunk

Madelaine Dimitrova, Kerstin Drechsel, Rainer Herrn, Josch Hoenes, Tom Holert, Rahel Puffert, Judith Siegmund, Laura Somann

dem Kolleg für ‚Kulturwissenschaftliche Geschlechterstudien‘ an der Universität Oldenburg

dem ‚Methodenkolleg‘ an den Universitäten Bremen und Oldenburg

dem Forschungsteam ‚Kunstvermittlung zeigen‘ an der Zürcher Hochschule der Künste

Christian Höller, Karen Wagels, Elvira Scheich, Anja Zimmermann

Teresa Burga, John Lindell, Miguel López

Eidesstattliche Erklärung

„Ich erkläre hiermit, dass ich die vorliegende Arbeit „Sexualität im Diagramm in Kunst und Wissenschaft seit Magnus Hirschfeld. Eine kritisch-ikonologische Studie“ selbständig angefertigt habe. Die aus fremden Quellen direkt oder indirekt übernommenen Gedanken wurden als solche kenntlich gemacht. Diese Arbeit wurde bisher weder in gleicher noch in ähnlicher Form einer anderen Prüfungsbehörde vorgelegt und auch noch nicht veröffentlicht.

Unterschrift

Nanna Lüth

Ort und Datum: Berlin, Dezember 2013